This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 245 657

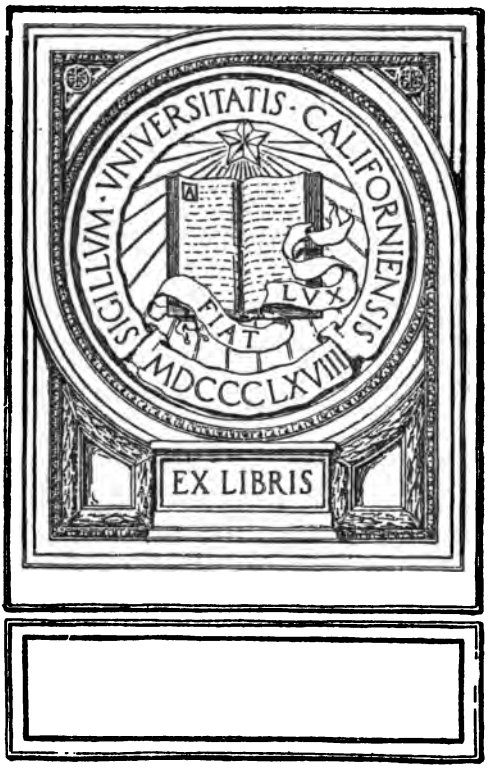
Trede

Wunderglaube

im Heidentum

* und in der *

alten Kirche



HARRASSOWITZ
CHHANDLUNG
LEIPZIG

Wunderglaube im Heidentum und in der alten Kirche.

UNIV. OF CALIFORNIA

Von

Th. Trede,
weiland Pfarrer an der deutschen Gemeinde in Neapel.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1901.

BL490
T8

Vorrede.

Mit Freuden habe ich mich dem von der Wittwe meines verstorbenen Freundes Trede mir erteilten Auftrage unterzogen, vorliegendes hinterlassenes Werk herauszugeben. Konnte ich doch dadurch meine Dankbarkeit beweisen für so manchen genufsreichen und belehrenden Tag, welchen ich einst im gastfreundlichen Pfarrhause der deutschen Gemeinde zu Neapel verleben durfte. Meine auf das vorliegende Werk verwandte Arbeit hat sich natürlich darauf beschränkt, das Manuskript druckfertig zu machen, für Form und Inhalt und die für mich nicht kontrollierbaren Anmerkungen und Zitate bleibt selbstredend der Name meines seligen Freundes allein verantwortlich. Bei der unvermeidlichen und zeitraubenden Kleinarbeit, sowie der Korrektur der Druckbögen hat mir in dankenswerter Weise Herr cand. min. Könnig beigestanden; auch dem Herrn Verleger möchte ich danken für seine Bereit-

816622

willigkeit und die entgegenkommenden Bedingungen, unter welchen er den Verlag übernommen hat.

Möge nun das Buch seinen Gang gehen und sein Wort mitsprechen in dem grofsen Kampfe der Zeit.

Grunewald bei Berlin im Februar 1901.

Pastor **Diestel.**

Inhalt.

Seite

Erster Teil: Wunderglaube im Heidentum.

Erstes Kapitel: Die Götter beglaubigen sich durch Wunder . 3
Zweites Kapitel: Das Rechnen mit göttlicher Wunderhilfe. . 10
Drittes Kapitel: Heidnische Kritik am Wunderglauben . . . 29
Viertes Kapitel: Wunder und Tradition 47
Fünftes Kapitel: Kultische Wunder 59
Sechstes Kapitel: Orakelwesen und Götteroffenbarungen. Mantik 70
Siebentes Kapitel: Gründungswunder. Göttersöhne. Erweckungen. Heilungswunder 77
Achtes Kapitel: Kaiserkult und fremde Kulte 95
Neuntes Kapitel: Aufserkultische Wunder. Zauberei . . . 126

Zweiter Teil: Wunderglaube in der alten Kirche.

Erstes Kapitel: Vorbedingungen für den Eintritt der alten Kirche in den heidnischen Wunderglauben 133
Zweites Kapitel: Victi victoribus leges dederunt 147
Drittes Kapitel: Simon Magus, Elymas, Peregrinus Proteus, Alexander von Abonoteichos, Apollonios von Tyana . . . 158
Viertes Kapitel: Besessene. 165
Fünftes Kapitel: Dämonen. 172
Sechstes Kapitel: Kreuzeswunder. Konstantin und Eusebius. 179
Siebentes Kapitel: Märtyrer 192

Seite
Achtes Kapitel: Mönchtum 208
Neuntes Kapitel: Die Mutter Gottes, Maria. Christus . . . 228
Zehntes Kapitel: Biblische Wunder 244
Elftes Kapitel: Litterarische Fälschungen und Lügen zu gunsten der Wundersucht 252
Schluſs: Zusammenfassung in Thesen 262
Anmerkungen 265

Univ. of California

Erster Teil.

Wunderglaube im Heidentum.

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

Erstes Kapitel.

Die Götter beglaubigen sich durch Wunder.

Das Christentum hat den Wunderglauben vorgefunden, denselben also nicht in die Welt gebracht. Die Kraft, welche im Römischen Reich die Maschine des Staatskultus, sowie der unzählbaren lokalen, genossenschaftlichen und häuslichen Kulte in Bewegung setzte, war der Wunderglaube. Die Götter, als Schirmherren gedacht, als weltmächtige zwar, aber als leicht verletzliche, sollten durch die im Kultus ihnen dargebrachte Ehre, welche ihnen als Gunstbewerbung entgegenkam, geneigt gemacht und geneigt erhalten werden, um zu gunsten ihrer Verehrer schirmend, helfend, fördernd, rettend in den Naturlauf, in das gewöhnliche Geschehen, einzugreifen, d. h. Wunder zu thun. Im Götterglauben war der Wunderglaube eingeschlossen, nur Götterleugnung hatte die Wunderleugnung zur Folge. Wie sich die Götter jenem Wunderglauben gegenüber verhielten, mögen uns Dichterstimmen aus der Zeit des Augustus sagen.

Uns auch besticht Rücksicht, uns freu'n Festtag' und Altäre,
Denn ehrgeizig zumal sind wir, der Götter Geschlecht.

So dachte Ovid von den Göttern und ihrer Gesinnung. Vom Kriegsgott sagt Ovid, dafs er niedersteige, um sich in seinem Tempel zu Rom an der ihm dargebrachten Verehrung zu erfreuen. Derselbe Dichter sagt:

Fleht zu den Göttern, die stets frommen Gelübden geneigt.

In der Iphigenia in Aulis des Euripides heifst es ähnlich:

> Und giebt es Götter, Trefflichster, dir mufs
> Es wohlergehn.

Juno rühmt sich bei Ovid, dafs sie auf hundert Altären gefeiert wird, ferner dafs der Monat Junius ihren Namen trägt. Sie ist stolz auf ihre Rangstellung und sagt:

> Weshalb heifs ich die Königin denn und die Fürstin der Götter?

Bezeichnend ist eine Stelle in der Äneis, wo der Dichter folgende Strophen der Venus in den Mund legt:

> Dann nach Paphos enteilt sie, erhabenen Ganges, und schauet
> Fröhlich den Sitz, wo der Tempel ihr ragt, und mit sabischem Weihrauch
> Hundert Altäre aufglüh'n, und frische Bekränzungen atmen.

Dem Äneas wird durch einen Seher der Rat erteilt:

> Junos herrliche Macht sei zuerst im Gebete verehret,
> Juno mit frohem Gelübde begrüfst, und der Königin Hoheit
> Durch demütige Gaben gebeugt.

Horaz sagt von der Venus:

> Wenn ihr Opfer gedampft, wird sie besänftigt sich nah'n.

Er ist überzeugt vom Schutz der Götter, denn:

> Frömmigkeit und Gesang macht den Göttern mich wert [1].

Erstere aber bestand in genauer Beobachtung und Ausführung der herkömmlichen Kultusbräuche (religiones). Diese Anschauung von einem Zusammenhang zwischen menschlicher Kultusleistung und göttlicher Wunderhilfe finden wir ebenso bei den hellenischen Tragikern. Euripides legt in der Tragödie Hippolyt der Aphrodite folgende Worte in den Mund:

> Auf Erden hochgepriesen und nicht namenlos
> Im Himmel, als die Göttin Kypris steh ich hier.
> Und wer nur von dem Meer im Osten weg bis hin
> Zu Atlas' Marken wohnt im hehren Sonnenlicht,
> Den ehr' ich hoch, wenn er auch meine Macht verehrt,
> Und stürze, wer im Trotz sich gegen mich verschliefst.
> Denn tief auch in der Götter Art begründet liegt
> Die Freude über Ehrenzoll der Sterblichen.

Diese Strophen erläutern dasjenige, was Äschylos sagt:

Denn, wenn die Götter selber treu sich bleiben,
Ist Götterscheu für uns der beste Schutz.

Der Dichter meint die in Kultusehre und Kultusgaben sich kund thuende „Götterscheu", welche von den Göttern durch Wunderschutz und Wunderhilfe vergolten wird.

Weihe den Göttern Gelübde, so neigen sie freundlich sich nieder.

Wer dagegen die den Göttern schuldige Kultusehre unterläfst, hat ihre Feindschaft und Rache zu fürchten.

Hab' alle Welt zu Feinden, nur die Götter nicht. (Äschylos.)

Denn auch rächend greifen sie in den Naturlauf ein, zum schweren Verderben ohnmächtiger Menschen. Wer dagegen in der Kultusehre sein Mögliches und gar noch mehr geleistet, darf in schwieriger Lage den himmlischen Mächten gegenüber, auf ihre Wunderhilfe zählend, jene Leistungen geltend machen. Schon tausend Jahre vor Homer verfafste der ägyptische Priester Pentaur das Lied vom König Ramses, der bei einem Feldzug in Gefahr geriet. Der König wendet sich an den Sonnengott mit folgenden Worten:

Habe ich dir nicht erhabene Denkmäler errichtet?
Dein Heiligtum mit Gefangenen gefüllt?
Habe ich dir nicht Tieropfer geschlachtet
Und süfsduftende Kräuter geweiht?
Ein Haus von Stein habe ich dir geweiht.
Hat ein anderer dir jemals das gethan?

Der mächtige Gott sandte dem König in verzweifelter Lage wunderbare Rettung. Genau dasselbe erzählt Herodot von Krösos. Auf dem Scheiterhaufen, von drohenden Flammen umgeben, erinnert er seinen Schutzgott Apollo an die ihm gespendeten Gaben. Sofort geschieht ein Wunder. Bei heiterem Himmel läfst der mächtige Gott ein Gewölk aufziehen und durch rechtzeitigen Regen die Flammen löschen. Der gerettete Krösos schickt dann seine Ketten an den von ihm vorzugsweise geehrten Gott und läfst bei ihm in Delphi fragen, ob es bei Apollo Sitte sei, diejenigen

zu täuschen, die ihm Gutes thun?[2] War es dem Menschen verstattet, — dem einzelnen und den Genossenschaften — unter den Göttern einen Spezialschützer oder -schützerin zu wählen und dessen Gunst durch reiche Gaben zu erkaufen, („Gaben sind selbst Göttern wert") — so hatten anderseits die Götter ihre Lieblinge, seien es einzelne Personen oder Städte und Länder. Aphrodite (Venus) weilte am liebsten in ihren Tempeln auf dem Eryx, sowie auf Kythera und zu Paphos auf Cypern, wo sie oft erschien. Artemis hatte einen Lieblingssitz zu Ephesus und in Pontos, Apollo dagegen in Delphi und auf der Insel Delos. Athen hieſs von jeher die Pallasstadt und rühmte sich ihres Spezialschutzes. Gnadenorte dieser Art gab es im römischen Reich unzählbare, genau derselben Art, wie heute z. B. Lourdes oder Neu-Pompeji, Gnadenorte mit säulenumspannten Tempeln, mit „fetten", d. h. an Gaben reichen, weihrauchflammenden Altären, wo „des Volkes kriegsschuldige Gaben" prangten, und täglich frische Bekränzung des Gottes oder der Götter Auge erfreute. Hier wurden von der Schutzgottheit reiche Gnadenwunder gespendet, sei es als Befreiung von Übeln, als Rettung in Gefahr, oder als Mehrung irdischen Wohls. Von den Äthiopiern behauptet Diodor, daſs sie zum Lohn für ihren eifrigen Götterkultus niemals Fremdherrschaft dulden muſsten. Euripides läſst die Medea sagen:

> Denn wahrlich, bei der Göttin, die vor allen ich
> Verehre, die zur Helferin ich auserkor,
> Bei Hekate, die wohlverwahrt am Herde steht.

Einen „fetten und versöhnlichen Altar" hatte durch Gunst hilfesuchender Frauen die wundermächtige Artemis am heutigen Nemi-See bei Rom, dieselbe Göttin, welche nach Diodor die ihr geschenkten Viehheerden wunderbar vor Krankheit schützte. Als Phidias die Statue des Zeus zu Olympia vollendet hatte, bekundete dieser Himmelsherr durch ein Blitzwunder seinen Beifall. Als römische Frauen eine Statue der Juno weihten, sprach wunderbar dies Götterbild seine Freude aus. In der Äneis des Virgil schildert uns

der Dichter seinen Helden als Liebling der Venus, die ihn ebenso wunderbar schützte, wie Athene in der Odyssee ihrem Liebling Odysseus Wunderschutz gewährt. Der Kaiser Augustus war ein Günstling des Apollo,

> Für dich streitet mein Arm, dir ist mein Köcher gefüllt.
> Siegend ist Rom von Phöbus geschützt. (Properz.)

Domitian bevorzugte die Isis, Elegabal die grofse Mutter Rhea, Aurelian den Sonnengott, Konstantin war, wenn wir seinem Lobredner Nazarius Glauben schenken, ein Liebling der siegverleihenden Götter. Hatten aber die Götter einen Menschen mit Gnadenwundern überhäuft, so machten sie denselben, wie der Rhetor Aristides, ein Liebling des Äskulap, in seinen „heiligen Reden“ sagt, eifrig in Leistungen des Kultus. Venus, nach Virgil die göttliche, Himmel und Erde regierende „Ahnfrau“ der julischen Kaiserdynastie, hatte letztere sowie die Kaiserstadt in ihren Wunderschutz genommen. Nach Ovid hatte sie vorzugsweise auf Rom ein Anrecht.

> Tempel erheben sich jetzt für die mächtige Göttin.
> Himmel regiert sie und Erde.

Weil aber Rom den Göttern aller Welt Herberge und Kultus gewährte, war diese Stadt durch Wunderbeistand dieser Mächte in ihrer erlangten Weltherrschaft zu einem Weltwunder geworden*).

> Wählt einen Sitz sich ein Gott, Rom ist der würdigste Ort.

So belehrt uns Ovid und meint, daselbst werde jeder Gottheit die glanzvollste Kultusehre zuteil. Mommsen in seiner Römischen Geschichte sagt von den Göttern: „Sie waren in erster Linie ein Hilfsinstrument zur Erreichung sehr konkreter, irdischer Zwecke, eine Anschauung, die nicht minder scharf im heutigen Heiligenkultus Italiens hervortritt“[3]. Ovid redet den Augustus an: „Mögen dir, o Heiligster, die Götter den durch Tempelbauten erwiesenen Dienst vergelten.“

---

*) Götter erbauten die Stadt, die Götter werden sie schützen. (Properz.)

willigkeit und die entgegenkommenden Bedingungen, unter welchen er den Verlag übernommen hat.

Möge nun das Buch seinen Gang gehen und sein Wort mitsprechen in dem grofsen Kampfe der Zeit.

Grunewald bei Berlin im Februar 1901.

Pastor **Diestel.**

Inhalt.

Seite

Erster Teil: Wunderglaube im Heidentum.

Erstes Kapitel: Die Götter beglaubigen sich durch Wunder . 3
Zweites Kapitel: Das Rechnen mit göttlicher Wunderhilfe. . 10
Drittes Kapitel: Heidnische Kritik am Wunderglauben . . . 29
Viertes Kapitel: Wunder und Tradition 47
Fünftes Kapitel: Kultische Wunder 59
Sechstes Kapitel: Orakelwesen und Götteroffenbarungen. Mantik 70
Siebentes Kapitel: Gründungswunder. Göttersöhne. Erweckungen. Heilungswunder 77
Achtes Kapitel: Kaiserkult und fremde Kulte 95
Neuntes Kapitel: Aufserkultische Wunder. Zauberei . . . 126

Zweiter Teil: Wunderglaube in der alten Kirche.

Erstes Kapitel: Vorbedingungen für den Eintritt der alten Kirche in den heidnischen Wunderglauben 133
Zweites Kapitel: Victi victoribus leges dederunt 147
Drittes Kapitel: Simon Magus, Elymas, Peregrinus Proteus, Alexander von Abonoteichos, Apollonios von Tyana . . . 158
Viertes Kapitel: Besessene. 165
Fünftes Kapitel: Dämonen. 172
Sechstes Kapitel: Kreuzeswunder. Konstantin und Eusebius. 179
Siebentes Kapitel: Märtyrer 192

Seite

Achtes Kapitel: Mönchtum 208

Neuntes Kapitel: Die Mutter Gottes, Maria. Christus . . . 228

Zehntes Kapitel: Biblische Wunder 244

Elftes Kapitel: Litterarische Fälschungen und Lügen zu gunsten der Wundersucht 252

Schlufs: Zusammenfassung in Thesen. 262

Anmerkungen. 265

UNIV. OF CALIFORNIA

Erster Teil.

Wunderglaube im Heidentum.

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

Erstes Kapitel.

Die Götter beglaubigen sich durch Wunder.

Das Christentum hat den Wunderglauben vorgefunden, denselben also nicht in die Welt gebracht. Die Kraft, welche im Römischen Reich die Maschine des Staatskultus, sowie der unzählbaren lokalen, genossenschaftlichen und häuslichen Kulte in Bewegung setzte, war der Wunderglaube. Die Götter, als Schirmherren gedacht, als weltmächtige zwar, aber als leicht verletzliche, sollten durch die im Kultus ihnen dargebrachte Ehre, welche ihnen als Gunstbewerbung entgegenkam, geneigt gemacht und geneigt erhalten werden, um zu gunsten ihrer Verehrer schirmend, helfend, fördernd, rettend in den Naturlauf, in das gewöhnliche Geschehen, einzugreifen, d. h. Wunder zu thun. Im Götterglauben war der Wunderglaube eingeschlossen, nur Götterleugnung hatte die Wunderleugnung zur Folge. Wie sich die Götter jenem Wunderglauben gegenüber verhielten, mögen uns Dichterstimmen aus der Zeit des Augustus sagen.

Uns auch besticht Rücksicht, uns freu'n Festtag' und Altäre,
Denn ehrgeizig zumal sind wir, der Götter Geschlecht.

So dachte Ovid von den Göttern und ihrer Gesinnung. Vom Kriegsgott sagt Ovid, dafs er niedersteige, um sich in seinem Tempel zu Rom an der ihm dargebrachten Verehrung zu erfreuen. Derselbe Dichter sagt:

Fleht zu den Göttern, die stets frommen Gelübden geneigt.

In der Iphigenia in Aulis des Euripides heifst es ähnlich:

> Und giebt es Götter, Trefflichster, dir mufs
> Es wohlergehn.

Juno rühmt sich bei Ovid, dafs sie auf hundert Altären gefeiert wird, ferner dafs der Monat Junius ihren Namen trägt. Sie ist stolz auf ihre Rangstellung und sagt:

> Weshalb heifs' ich die Königin denn und die Fürstin der Götter?

Bezeichnend ist eine Stelle in der Äneis, wo der Dichter folgende Strophen der Venus in den Mund legt:

> Dann nach Paphos enteilt sie, erhabenen Ganges, und schauet
> Fröhlich den Sitz, wo der Tempel ihr ragt, und mit sabischem Weihrauch
> Hundert Altäre aufglüh'n, und frische Bekränzungen atmen.

Dem Äneas wird durch einen Seher der Rat erteilt:

> Junos herrliche Macht sei zuerst im Gebete verehret,
> Juno mit frohem Gelübde begrüfst, und der Königin Hoheit
> Durch demütige Gaben gebeugt.

Horaz sagt von der Venus:

> Wenn ihr Opfer gedampft, wird sie besänftigt sich nah'n.

Er ist überzeugt vom Schutz der Götter, denn:

> Frömmigkeit und Gesang macht den Göttern mich wert [1].

Erstere aber bestand in genauer Beobachtung und Ausführung der herkömmlichen Kultusbräuche (religiones). Diese Anschauung von einem Zusammenhang zwischen menschlicher Kultusleistung und göttlicher Wunderhilfe finden wir ebenso bei den hellenischen Tragikern. Euripides legt in der Tragödie Hippolyt der Aphrodite folgende Worte in den Mund:

> Auf Erden hochgepriesen und nicht namenlos
> Im Himmel, als die Göttin Kypris steh ich hier.
> Und wer nur von dem Meer im Osten weg bis hin
> Zu Atlas' Marken wohnt im hehren Sonnenlicht,
> Den ehr' ich hoch, wenn er auch meine Macht verehrt,
> Und stürze, wer im Trotz sich gegen mich verschliefst.
> Denn tief auch in der Götter Art begründet liegt
> Die Freude über Ehrenzoll der Sterblichen.

Diese Strophen erläutern dasjenige, was Äschylos sagt:

Denn, wenn die Götter selber treu sich bleiben,
Ist Götterscheu für uns der beste Schutz.

Der Dichter meint die in Kultusehre und Kultusgaben sich kund thuende „Götterscheu", welche von den Göttern durch Wunderschutz und Wunderhilfe vergolten wird.

Weihe den Göttern Gelübde, so neigen sie freundlich sich nieder.

Wer dagegen die den Göttern schuldige Kultusehre unterläfst, hat ihre Feindschaft und Rache zu fürchten.

Hab' alle Welt zu Feinden, nur die Götter nicht. (Äschylos.)

Denn auch rächend greifen sie in den Naturlauf ein, zum schweren Verderben ohnmächtiger Menschen. Wer dagegen in der Kultusehre sein Mögliches und gar noch mehr geleistet, darf in schwieriger Lage den himmlischen Mächten gegenüber, auf ihre Wunderhilfe zählend, jene Leistungen geltend machen. Schon tausend Jahre vor Homer verfafste der ägyptische Priester Pentaur das Lied vom König Ramses, der bei einem Feldzug in Gefahr geriet. Der König wendet sich an den Sonnengott mit folgenden Worten:

Habe ich dir nicht erhabene Denkmäler errichtet?
Dein Heiligtum mit Gefangenen gefüllt?
Habe ich dir nicht Tieropfer geschlachtet
Und süfsduftende Kräuter geweiht?
Ein Haus von Stein habe ich dir geweiht.
Hat ein anderer dir jemals das gethan?

Der mächtige Gott sandte dem König in verzweifelter Lage wunderbare Rettung. Genau dasselbe erzählt Herodot von Krösos. Auf dem Scheiterhaufen, von drohenden Flammen umgeben, erinnert er seinen Schutzgott Apollo an die ihm gespendeten Gaben. Sofort geschieht ein Wunder. Bei heiterem Himmel läfst der mächtige Gott ein Gewölk aufziehen und durch rechtzeitigen Regen die Flammen löschen. Der gerettete Krösos schickt dann seine Ketten an den von ihm vorzugsweise geehrten Gott und läfst bei ihm in Delphi fragen, ob es bei Apollo Sitte sei, diejenigen

zu täuschen, die ihm Gutes thun?[2] War es dem Menschen verstattet, — dem einzelnen und den Genossenschaften — unter den Göttern einen Spezialschützer oder -schützerin zu wählen und dessen Gunst durch reiche Gaben zu erkaufen, („Gaben sind selbst Göttern wert") — so hatten anderseits die Götter ihre Lieblinge, seien es einzelne Personen oder Städte und Länder. Aphrodite (Venus) weilte am liebsten in ihren Tempeln auf dem Eryx, sowie auf Kythera und zu Paphos auf Cypern, wo sie oft erschien. Artemis hatte einen Lieblingssitz zu Ephesus und in Pontos, Apollo dagegen in Delphi und auf der Insel Delos. Athen hieſs von jeher die Pallasstadt und rühmte sich ihres Spezialschutzes. Gnadenorte dieser Art gab es im römischen Reich unzählbare, genau derselben Art, wie heute z. B. Lourdes oder Neu-Pompeji, Gnadenorte mit säulenumspannten Tempeln, mit „fetten", d. h. an Gaben reichen, weihrauchflammenden Altären, wo „des Volkes kriegsschuldige Gaben" prangten, und täglich frische Bekränzung des Gottes oder der Götter Auge erfreute. Hier wurden von der Schutzgottheit reiche Gnadenwunder gespendet, sei es als Befreiung von Übeln, als Rettung in Gefahr, oder als Mehrung irdischen Wohls. Von den Äthiopiern behauptet Diodor, daſs sie zum Lohn für ihren eifrigen Götterkultus niemals Fremdherrschaft dulden muſsten. Euripides läſst die Medea sagen:

> Denn wahrlich, bei der Göttin, die vor allen ich
> Verehre, die zur Helferin ich auserkor,
> Bei Hekate, die wohlverwahrt am Herde steht.

Einen „fetten und versöhnlichen Altar" hatte durch Gunst hilfesuchender Frauen die wundermächtige Artemis am heutigen Nemi-See bei Rom, dieselbe Göttin, welche nach Diodor die ihr geschenkten Viehheerden wunderbar vor Krankheit schützte. Als Phidias die Statue des Zeus zu Olympia vollendet hatte, bekundete dieser Himmelsherr durch ein Blitzwunder seinen Beifall. Als römische Frauen eine Statue der Juno weihten, sprach wunderbar dies Götterbild seine Freude aus. In der Äneis des Virgil schildert uns

der Dichter seinen Helden als Liebling der Venus, die ihn ebenso wunderbar schützte, wie Athene in der Odyssee ihrem Liebling Odysseus Wunderschutz gewährt. Der Kaiser Augustus war ein Günstling des Apollo,

> Für dich streitet mein Arm, dir ist mein Köcher gefüllt.
> Siegend ist Rom von Phöbus geschützt. (Properz.)

Domitian bevorzugte die Isis, Elegabal die grofse Mutter Rhea, Aurelian den Sonnengott, Konstantin war, wenn wir seinem Lobredner Nazarius Glauben schenken, ein Liebling der siegverleihenden Götter. Hatten aber die Götter einen Menschen mit Gnadenwundern überhäuft, so machten sie denselben, wie der Rhetor Aristides, ein Liebling des Äskulap, in seinen „heiligen Reden“ sagt, eifrig in Leistungen des Kultus. Venus, nach Virgil die göttliche, Himmel und Erde regierende „Ahnfrau“ der julischen Kaiserdynastie, hatte letztere sowie die Kaiserstadt in ihren Wunderschutz genommen. Nach Ovid hatte sie vorzugsweise auf Rom ein Anrecht.

> Tempel erheben sich jetzt für die mächtige Göttin.
> Himmel regiert sie und Erde.

Weil aber Rom den Göttern aller Welt Herberge und Kultus gewährte, war diese Stadt durch Wunderbeistand dieser Mächte in ihrer erlangten Weltherrschaft zu einem Weltwunder geworden*).

> Wählt einen Sitz sich ein Gott, Rom ist der würdigste Ort.

So belehrt uns Ovid und meint, daselbst werde jeder Gottheit die glanzvollste Kultusehre zuteil. Mommsen in seiner Römischen Geschichte sagt von den Göttern: „Sie waren in erster Linie ein Hilfsinstrument zur Erreichung sehr konkreter, irdischer Zwecke, eine Anschauung, die nicht minder scharf im heutigen Heiligenkultus Italiens hervortritt“[3]. Ovid redet den Augustus an: „Mögen dir, o Heiligster, die Götter den durch Tempelbauten erwiesenen Dienst vergelten.“

*) Götter erbauten die Stadt, die Götter werden sie schützen. (Properz.)

willigkeit und die entgegenkommenden Bedingungen, unter welchen er den Verlag übernommen hat.

Möge nun das Buch seinen Gang gehen und sein Wort mitsprechen in dem grofsen Kampfe der Zeit.

Grunewald bei Berlin im Februar 1901.

Pastor **Diestel.**

Inhalt.

Seite

Erster Teil: Wunderglaube im Heidentum.

Erstes Kapitel: Die Götter beglaubigen sich durch Wunder . 3
Zweites Kapitel: Das Rechnen mit göttlicher Wunderhilfe. . 10
Drittes Kapitel: Heidnische Kritik am Wunderglauben . . . 29
Viertes Kapitel: Wunder und Tradition 47
Fünftes Kapitel: Kultische Wunder 59
Sechstes Kapitel: Orakelwesen und Götteroffenbarungen. Mantik 70
Siebentes Kapitel: Gründungswunder. Göttersöhne. Erweckungen. Heilungswunder 77
Achtes Kapitel: Kaiserkult und fremde Kulte 95
Neuntes Kapitel: Aufserkultische Wunder. Zauberei . . . 126

Zweiter Teil: Wunderglaube in der alten Kirche.

Erstes Kapitel: Vorbedingungen für den Eintritt der alten Kirche in den heidnischen Wunderglauben 133
Zweites Kapitel: Victi victoribus leges dederunt 147
Drittes Kapitel: Simon Magus, Elymas, Peregrinus Proteus, Alexander von Abonoteichos, Apollonios von Tyana . . . 158
Viertes Kapitel: Besessene. 165
Fünftes Kapitel: Dämonen. 172
Sechstes Kapitel: Kreuzeswunder. Konstantin und Eusebius. 179
Siebentes Kapitel: Märtyrer 192

Seite

Achtes Kapitel: Mönchtum 208

Neuntes Kapitel: Die Mutter Gottes, Maria. Christus . . . 228

Zehntes Kapitel: Biblische Wunder 244

Elftes Kapitel: Litterarische Fälschungen und Lügen zu gunsten der Wundersucht 252

Schluſs: Zusammenfassung in Thesen 262

Anmerkungen 265

Erster Teil.

Wunderglaube im Heidentum.

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

Erstes Kapitel.

Die Götter beglaubigen sich durch Wunder.

Das Christentum hat den Wunderglauben vorgefunden, denselben also nicht in die Welt gebracht. Die Kraft, welche im Römischen Reich die Maschine des Staatskultus, sowie der unzählbaren lokalen, genossenschaftlichen und häuslichen Kulte in Bewegung setzte, war der Wunderglaube. Die Götter, als Schirmherren gedacht, als weltmächtige zwar, aber als leicht verletzliche, sollten durch die im Kultus ihnen dargebrachte Ehre, welche ihnen als Gunstbewerbung entgegenkam, geneigt gemacht und geneigt erhalten werden, um zu gunsten ihrer Verehrer schirmend, helfend, fördernd, rettend in den Naturlauf, in das gewöhnliche Geschehen, einzugreifen, d. h. Wunder zu thun. Im Götterglauben war der Wunderglaube eingeschlossen, nur Götterleugnung hatte die Wunderleugnung zur Folge. Wie sich die Götter jenem Wunderglauben gegenüber verhielten, mögen uns Dichterstimmen aus der Zeit des Augustus sagen.

Uns auch besticht Rücksicht, uns freu'n Festtag' und Altäre,
Denn ehrgeizig zumal sind wir, der Götter Geschlecht.

So dachte Ovid von den Göttern und ihrer Gesinnung. Vom Kriegsgott sagt Ovid, dafs er niedersteige, um sich in seinem Tempel zu Rom an der ihm dargebrachten Verehrung zu erfreuen. Derselbe Dichter sagt:

Fleht zu den Göttern, die stets frommen Gelübden geneigt.

In der Iphigenia in Aulis des Euripides heifst es ähnlich:

> Und giebt es Götter, Trefflichster, dir mufs
> Es wohlergehn.

Juno rühmt sich bei Ovid, dafs sie auf hundert Altären gefeiert wird, ferner dafs der Monat Junius ihren Namen trägt. Sie ist stolz auf ihre Rangstellung und sagt:

> Weshalb heifs' ich die Königin denn und die Fürstin der Götter?

Bezeichnend ist eine Stelle in der Äneis, wo der Dichter folgende Strophen der Venus in den Mund legt:

> Dann nach Paphos enteilt sie, erhabenen Ganges, und schauet
> Fröhlich den Sitz, wo der Tempel ihr ragt, und mit sabischem Weihrauch
> Hundert Altäre aufglüh'n, und frische Bekränzungen atmen.

Dem Äneas wird durch einen Seher der Rat erteilt:

> Junos herrliche Macht sei zuerst im Gebete verehret,
> Juno mit frohem Gelübde begrüfst, und der Königin Hoheit
> Durch demütige Gaben gebeugt.

Horaz sagt von der Venus:

> Wenn ihr Opfer gedampft, wird sie besänftigt sich nah'n.

Er ist überzeugt vom Schutz der Götter, denn:

> Frömmigkeit und Gesang macht den Göttern mich wert [1].

Erstere aber bestand in genauer Beobachtung und Ausführung der herkömmlichen Kultusbräuche (religiones). Diese Anschauung von einem Zusammenhang zwischen menschlicher Kultusleistung und göttlicher Wunderhilfe finden wir ebenso bei den hellenischen Tragikern. Euripides legt in der Tragödie Hippolyt der Aphrodite folgende Worte in den Mund:

> Auf Erden hochgepriesen und nicht namenlos
> Im Himmel, als die Göttin Kypris steh ich hier.
> Und wer nur von dem Meer im Osten weg bis hin
> Zu Atlas' Marken wohnt im hehren Sonnenlicht,
> Den ehr' ich hoch, wenn er auch meine Macht verehrt,
> Und stürze, wer im Trotz sich gegen mich verschliefst.
> Denn tief auch in der Götter Art begründet liegt
> Die Freude über Ehrenzoll der Sterblichen.

Diese Strophen erläutern dasjenige, was Äschylos sagt:

Denn, wenn die Götter selber treu sich bleiben,
Ist Götterscheu für uns der beste Schutz.

Der Dichter meint die in Kultusehre und Kultusgaben sich kund thuende „Götterscheu", welche von den Göttern durch Wunderschutz und Wunderhilfe vergolten wird.

Weihe den Göttern Gelübde, so neigen sie freundlich sich nieder.

Wer dagegen die den Göttern schuldige Kultusehre unterläfst, hat ihre Feindschaft und Rache zu fürchten.

Hab' alle Welt zu Feinden, nur die Götter nicht. (Äschylos.)

Denn auch rächend greifen sie in den Naturlauf ein, zum schweren Verderben ohnmächtiger Menschen. Wer dagegen in der Kultusehre sein Mögliches und gar noch mehr geleistet, darf in schwieriger Lage den himmlischen Mächten gegenüber, auf ihre Wunderhilfe zählend, jene Leistungen geltend machen. Schon tausend Jahre vor Homer verfafste der ägyptische Priester Pentaur das Lied vom König Ramses, der bei einem Feldzug in Gefahr geriet. Der König wendet sich an den Sonnengott mit folgenden Worten:

Habe ich dir nicht erhabene Denkmäler errichtet?
Dein Heiligtum mit Gefangenen gefüllt?
Habe ich dir nicht Tieropfer geschlachtet
Und süfsduftende Kräuter geweiht?
Ein Haus von Stein habe ich dir geweiht.
Hat ein anderer dir jemals das gethan?

Der mächtige Gott sandte dem König in verzweifelter Lage wunderbare Rettung. Genau dasselbe erzählt Herodot von Krösos. Auf dem Scheiterhaufen, von drohenden Flammen umgeben, erinnert er seinen Schutzgott Apollo an die ihm gespendeten Gaben. Sofort geschieht ein Wunder. Bei heiterem Himmel läfst der mächtige Gott ein Gewölk aufziehen und durch rechtzeitigen Regen die Flammen löschen. Der gerettete Krösos schickt dann seine Ketten an den von ihm vorzugsweise geehrten Gott und läfst bei ihm in Delphi fragen, ob es bei Apollo Sitte sei, diejenigen

zu täuschen, die ihm Gutes thun?[2] War es dem Menschen verstattet, — dem einzelnen und den Genossenschaften — unter den Göttern einen Spezialschützer oder -schützerin zu wählen und dessen Gunst durch reiche Gaben zu erkaufen, („Gaben sind selbst Göttern wert") — so hatten anderseits die Götter ihre Lieblinge, seien es einzelne Personen oder Städte und Länder. Aphrodite (Venus) weilte am liebsten in ihren Tempeln auf dem Eryx, sowie auf Kythera und zu Paphos auf Cypern, wo sie oft erschien. Artemis hatte einen Lieblingssitz zu Ephesus und in Pontos, Apollo dagegen in Delphi und auf der Insel Delos. Athen hieſs von jeher die Pallasstadt und rühmte sich ihres Spezialschutzes. Gnadenorte dieser Art gab es im römischen Reich unzählbare, genau derselben Art, wie heute z. B. Lourdes oder Neu-Pompeji, Gnadenorte mit säulenumspannten Tempeln, mit „fetten", d. h. an Gaben reichen, weihrauchflammenden Altären, wo „des Volkes kriegsschuldige Gaben" prangten, und täglich frische Bekränzung des Gottes oder der Götter Auge erfreute. Hier wurden von der Schutzgottheit reiche Gnadenwunder gespendet, sei es als Befreiung von Übeln, als Rettung in Gefahr, oder als Mehrung irdischen Wohls. Von den Äthiopiern behauptet Diodor, daſs sie zum Lohn für ihren eifrigen Götterkultus niemals Fremdherrschaft dulden muſsten. Euripides läſst die Medea sagen:

> Denn wahrlich, bei der Göttin, die vor allen ich
> Verehre, die zur Helferin ich auserkor,
> Bei Hekate, die wohlverwahrt am Herde steht.

Einen „fetten und versöhnlichen Altar" hatte durch Gunst hilfesuchender Frauen die wundermächtige Artemis am heutigen Nemi-See bei Rom, dieselbe Göttin, welche nach Diodor die ihr geschenkten Viehheerden wunderbar vor Krankheit schützte. Als Phidias die Statue des Zeus zu Olympia vollendet hatte, bekundete dieser Himmelsherr durch ein Blitzwunder seinen Beifall. Als römische Frauen eine Statue der Juno weihten, sprach wunderbar dies Götterbild seine Freude aus. In der Äneis des Virgil schildert uns

der Dichter seinen Helden als Liebling der Venus, die ihn ebenso wunderbar schützte, wie Athene in der Odyssee ihrem Liebling Odysseus Wunderschutz gewährt. Der Kaiser Augustus war ein Günstling des Apollo,

Für dich streitet mein Arm, dir ist mein Köcher gefüllt.
Siegend ist Rom von Phöbus geschützt. (Properz.)

Domitian bevorzugte die Isis, Elegabal die grofse Mutter Rhea, Aurelian den Sonnengott, Konstantin war, wenn wir seinem Lobredner Nazarius Glauben schenken, ein Liebling der siegverleihenden Götter. Hatten aber die Götter einen Menschen mit Gnadenwundern überhäuft, so machten sie denselben, wie der Rhetor Aristides, ein Liebling des Äskulap, in seinen „heiligen Reden" sagt, eifrig in Leistungen des Kultus. Venus, nach Virgil die göttliche, Himmel und Erde regierende „Ahnfrau" der julischen Kaiserdynastie, hatte letztere sowie die Kaiserstadt in ihren Wunderschutz genommen. Nach Ovid hatte sie vorzugsweise auf Rom ein Anrecht.

Tempel erheben sich jetzt für die mächtige Göttin.
Himmel regiert sie und Erde.

Weil aber Rom den Göttern aller Welt Herberge und Kultus gewährte, war diese Stadt durch Wunderbeistand dieser Mächte in ihrer erlangten Weltherrschaft zu einem Weltwunder geworden*).

Wählt einen Sitz sich ein Gott, Rom ist der würdigste Ort.

So belehrt uns Ovid und meint, daselbst werde jeder Gottheit die glanzvollste Kultusehre zuteil. Mommsen in seiner Römischen Geschichte sagt von den Göttern: „Sie waren in erster Linie ein Hilfsinstrument zur Erreichung sehr konkreter, irdischer Zwecke, eine Anschauung, die nicht minder scharf im heutigen Heiligenkultus Italiens hervortritt"[3]. Ovid redet den Augustus an: „Mögen dir, o Heiligster, die Götter den durch Tempelbauten erwiesenen Dienst vergelten."

*) Götter erbauten die Stadt, die Götter werden sie schützen. (Properz.)

Wenn nun die für Kultusleistungen erwartete Gegenleistung der Götter ausblieb, wenn sie in gefährlicher Lage der Menschen in den natürlichen Verlauf der Dinge nicht eingriffen, so ertönten solche Klagen, wie wir sie z. B. in den Tragödien der Griechen vernehmen:

Altäre des Zeus auf Kenäons Höh'n,
Welch' schrecklichen Dank, ach! spendet ihr mir
Für die Fülle der heiligen Opfer.

So lesen wir in Sophokles' Tragödie: Die Trachinierinnen. Euripides legt dem unglücklichen Hippolyt folgende Worte in den Mund:

Weh mir, wie fluchbeladen mufs ich, wie verhafst
Den Göttern sein.
Fruchtlos war all mein Streben, vor Gott
Und Menschen die Pflicht zu erfüllen.

„Was hilft Isis mir nun, o Delia?" — So klagt ein Liebhaber der letzteren bei Catull, nachdem er jene Göttin vergebens mit Ehre bedacht. Nach dem peloponnesischen Krieg wurden die Götter für das über Griechenland gekommene Unheil verantwortlich gemacht. Die Wunderhilfe blieb aus, der Götterglaube kam ins Wanken. Als Rom, die ewige Stadt, im Jahre 410 n. Chr. in die Hände der Barbaren fiel, behauptete die Heidenwelt, dies Unglück sei Schuld des Christentums, weil durch dasselbe den Göttern die gebührende Kultusehre entzogen sei.

Die väterlichen Götter ehre stets,
Wer in dem Lande wohnt, nach altem Brauch. (Äschylos.)

Dies Kultusgebot ward nicht mehr beachtet, die Wunderhilfe der Götter blieb aus und Augustinus sah sich veranlafst, die Christen von jenem Vorwurf in seiner Schrift vom Gottesstaat (de civitate Dei) zu befreien.

Um gröfsere Sicherheit in Hinsicht der göttlichen Wunderhilfe zu erlangen, benutzte man die längst vor Entstehung des Römischen Kaiserreiches vorhandenen, zur Zeit desselben beständig vermehrten und im ganzen Reich verbreiteten Institute der Geheimkulte oder Mysterien. Viele Jahr-

hunderte hindurch waren sie Stützen des Götter- und Wunderglaubens, und grade in schlimmen Zeiten mehrten sich die Eingeweihten, welche als solche unter dem Spezialschutz der betreffenden Gottheit — Dionysos, Demeter, grofse Mutter, Mithras etc. — standen. Indem wir später auf diese Kulte zurückkommen, erwähnen wir hier nur ihren Zusammenhang mit dem Wunderglauben. Von den uralten Mysterien der grofsen Götter auf der Insel Samothrake berichtet Diodor: „Weit berühmt sind die Erscheinungen der Dioskuren und ihre Wunderhilfe in Gefahren, wenn die Eingeweihten sie anrufen. Iason, Herkules und Orpheus waren in die Mysterien eingeweiht und erreichten dadurch das Ziel ihres Strebens.“ Pausanias in seiner dem zweiten Jahrhundert nach Christus angehörenden Reisebeschreibung sagt von Orpheus, er habe die Mysterien (geheime Weihen) der Götter, Sühnung von Frevelthaten, Heilmittel für Krankheiten erfunden, auch Mittel, den Götterzorn zu entfernen. Die Mysterien boten also Wunderhilfe. Weil der genannte, wie er mitteilt, zu den Eingeweihten gehörte, mufste er solches wissen [4].

Zweites Kapitel.

Das Rechnen mit göttlicher Wunderhilfe.

Zu den wesentlichsten Stücken antiker Frömmigkeit gehörte das öffentliche Bekenntnis des Glaubens an die Wundermacht der Götter, indem man ihre Vorsehungswunder durch Wort und Werk in möglichst glänzender Weise bekannt machte. Ein solches Monumentalbekenntnis bildeten z. B. die infolge eines Gelübdes erbauten Tempel. Livius sagt: „Es war Sitte, bei einer gefährlichen Kampflage, den Göttern Tempel zu geloben.“ Augustus gelobte im Kriege gegen Brutus und Cassius dem rächenden (Ultor) Mars einen Tempel. Auf dem Forum des Augustus entstand dieser Prachtbau, eingeweiht im Jahre 2 n. Chr., eine Erinnerung an die Wunderhilfe des mächtigen Gottes der Schlachten. Bereits im Jahre 429 v. Chr. ward von Staats wegen bei einer Pest in Rom dem Heilgott Apollo ein Tempel gelobt und bald darauf vollendet. Augustus aber unter dem Eindruck der aufserordentlichen, mit dem Sieg bei Actium verbundenen Ereignisse, erbaute seinem genannten Schutzgott einen neuen, prachtvollen Tempel auf dem Palatin, wo von da an die sibyllinischen Sprüche verwahrt wurden. Der gröfste Teil der hochragenden, „weihrauchdurchdufteten“ Tempel Roms und des Römischen Reichs erinnerte an eine Wunderthat göttlicher Vorsehung und an ein damit in Zusammenhang stehendes Gelübde.

Andere Tempel waren infolge wunderbarer Himmelsmahnung erbaut. Dem Proculus erschien Quirinus (Romulus) und forderte, sich als Gott erklärend, seinen Kultus. Ovid, dies Wunder berichtend, fügt hinzu:

Tempel erstehen dem Gott, auch benennt nach ihm sich ein Hügel.
Weihrauch bringt anbetend die Schar, sie opfern dem neuen Quirinus.

Wenn Touristen zur Kaiserzeit diesen Tempel besuchten, so unterliefsen sie sicherlich nicht, auch andere Wahrzeichen der wunderbaren Gründung Roms in Augenschein zu nehmen. Auf dem Comitium stand jener Feigenbaum, unter dem die Wölfin die „göttlichen" Zwillingssöhne des Mars gesäugt hatte. Vom Augur Attus Naevius war jener Baum durch ein Wunder dorthin versetzt. Ebenso versäumte man nicht, den Krummstab des Romulus sich zeigen zu lassen, jenen „Lituus", der bei einem Brand wunderbar unversehrt erhalten blieb. Zeigte man in Rom doch auch das Schiff des Äneas, dessen Anblick den Beschauer an die Wunderwelt erinnerte, welche diesen Urahn des Römischen Volkes wie ein glanzvoller Nimbus umgab [1].

Als Wunderstätten galten die schimmernden Tempel, würdige Wohnungen der „thronenden" Götter, deren erhabene Gestalten Ehrfurcht einflöfsten, und deren volkstümliche Prädikate ein allgemein gebrauchtes Bekenntnis von dem Glauben an ihre Wundermacht bildeten. Aus der unabsehbaren Reihe jener Prädikate heben wir hier nur die bezeichnendsten hervor, indem wir zuerst einige weibliche, dann einige männliche Gottheiten erwähnen, je für sich hellenische und römische. Zwar war im allgemeinen jeder Gottheit ein Gebiet ihrer Vorsehung eigen, auf welche sich ihr Eingreifen in den Naturlauf beschränkte, jedoch ward es mit solcher Trennung nicht genau genommen.

Wir fügen gegenseitig uns,

sagt Artemis bei Euripides. Erwähnte Prädikate sind daher vielfach mehreren gemeinsam. Besonders reich an Beinamen war die Herrin (Despoina) Artemis, die mit solchem Bei-

wort an die heutige Madonna (meine Herrin) errinnert. Artemis wurde als Retterin (Soteira) bezeichnet.

> Wohlan denn, liebe Königin, aus frommer Hand
> Empfange diese Krone für dein golden Haar.

Mit diesen Worten naht Hippolyt (bei Euripides) der Artemis als seiner erkorenen Schutzgöttin. Auf ihre Wunderhilfe zählten am meisten die Frauen.

> Artemis, thronend im Ringe des Marktes, auf strahlendem Sessel.

Pallas Athene war die Städtebeschützerin, Polias, auch Polioúchos deshalb genannt, vorzugsweise in Hinsicht Athens. Die Vorkämpferin, Promachos, hiefs sie, hatte aber als Heilgöttin auch das Prädikat Hygieia, sowie Ophthalmitis, weil sie speziell auch Augen geheilt, wie heute die heilige Lucia in Italien, wo man an ihren Kirchthüren als Reklame zwei Augen zu erblicken pflegt. Nicht minder durch Wunderleistung berühmt und an ehrenden Prädikaten reich war Aphrodite, die mächtig waltende Göttin.

> O Aphrodite, meerentspross'ne Königin,
> Hilf mir zum Werke!

Mit diesen Worten wird in der Medea des Euripides ihr Beistand angerufen.

> Denn Aphrodite nur, kein andrer Gott noch Mensch,
> Stand rettend mir zur Seite während meiner Fahrt.

So redet Iason in der genannten Tragödie. Herrin (Despoina) ward sie genannt; als Pelagia, Beherrscherin des Meeres, half sie wunderbar dem Schiffer. Auch Horaz in seinen Oden bezeugt die Venus Maritima.

> — — auf der Wasserwüste
> Eine Helferin dem Steuermann.

Nikephoros, Siegverleiherin, ward sie genannt, dieselbe, welche man wegen ihrer Gnadenspenden als Doritis bezeichnete [2].

Bei den Römern hatte Juno das Prädikat Sospita, die Retterin, wegen ihrer den Frauen geleisteten Wunderhilfe. Stolz war sie auf ihre Macht.

Weshalb heifse ich Königin denn und die Fürstin der Götter?

So läfst der Dichter sie reden. Wenn wir aber dem letzteren Glauben schenken, so war mit Beginn der Kaiserzeit die Macht der zur Reichsgottheit gewordenen Venus gröfser.

Himmel regiert sie und Erde. (Ovid.)

Ihr kaiserlich römisches Prädikat war Victrix, die Siegverleiherin, als solche Wunderbeistand der Feldherren, wie heute die „Madonna della vittoria", die zum Sieg bei Lepanto 7. Oktober 1571 wunderbar verhalf. — Venus beherrschte auch das Meer und hiefs deshalb die Maritima, als welche sie die Schiffer in ihren Wunderschutz nahm.

Du, o Göttin, verscheuchst die Winde — Te, Dea, te fugiunt venti —,

so redet zu ihrem Ruhm Lucrez in seinem Lehrgedicht „Von der Natur der Dinge". Zur Hilfe und machtvollen Rettung gern bereit, ward sie als willfährig (obsequens) bezeichnet, und ihren Stern am nächtlichen Himmel kannten auch die Römer, den Stern derjenigen Venus, welche den Beinamen Himmelsherrscherin, Urania, führte, als solche Vorläuferin der Madonna, die allgemein als „Himmelskönigin" in offizieller und volkstümlicher Sprache bezeichnet wird. Als die Römer Nordafrika eroberten, fanden sie dort eine Göttin obiger Art vor, welche den Beinamen Coelestis, die Himmlische, trug, und später auch Venus Coelestis hiefs. Ihr Heiligtum in Karthago bestand bis zum vierten Jahrhundert nach Christus, und dort wurden ihre Heilwunder erfleht, dort sandte ihre Macht den mit Opfern und Gelübden erflehten Regen, wie heute die Madonna, die, wie obgenannte, als „Virgo Coelestis", himmlische Jungfrau, angerufen wird. Während der Kaiserzeit verbreitete sich allgemein der Kultus der mächtigen Fortuna, der siegreichen, hilfreichen, willfährigen Führerin (victrix, opifera, obsequens, dux), deren wunderbare Führungen und Gaben besonders in der Kaiserburg anerkannt wurden, die indes nicht wunderbarer waren als die an ihren Statuen bemerkten Wunder, die wir später berühren müssen [3].

Von den hellenischen männlichen Gottheiten seien zuerst die durch Heilungswunder bekannten erwähnt, weshalb ihnen das bezeichnende Prädikat Alexikakos, Abwehrer des Übels, gegeben ward. Das gilt von Apollo, Herkules, Asklepios (Äskulap), letzterer speziell „der Arzt" genannt, von dessen Wunderheilungen, ja Totenerweckungen, man im ganzen Römerreich zu sagen wußte. Nicht minder bezeichnend ist bei solchen unmittelbar eingreifenden Göttern der Beiname Sotēr (Retter, Heiland), während z. B. Artemis Soteira genannt wurde. Bezeichnend ist ebenfalls das Prädikat Epikurios oder Parastates, hilfreich.

Du unser Schirmherr Phöbos, du vernimmst gewiſs
Auch meines Herzens Fleh'n.

So lesen wir in des Euripides Tragödie: Die Trachinierinnen, und ebenda singt der Chor:

Preiset den herrlichen Phöbos Apollo, den schirmenden Gott.

Pindar erwähnt in seinen pythischen Siegesliedern denselben,

Er, der in schwerer Krankheit auch
Heilmittel Männern und Frauen gewährt.

Der blitzende Zeus,

Lenker des nie ermüdenden Donnerwagens,

der in seinem weihrauchduftigen Tempel zu Olympia Zeuge der von Pindar besungenen heiligen Kämpfe war, ward in seiner hilfreichen Wundermacht, die ein Phidias zu Olympia in dem bekannten Wunderwerk der Kunst dargestellt, als der Sotēr bezeichnet, der machtvoll in den Gang der Dinge unmittelbar eingreift und den Olymp erbeben macht, wenn er sein göttliches Haupt schüttelt. Er ist in seiner Wundermacht der Gabenspender, Epidotes, der als Keraunios das erhabene Wunder von Blitz und Donner wirkt, und als Euanemos und Hyetios Wind und Regen beherrscht. Homer nennt ihn

Vater der Menschen und Götter.

Der römische Apollo hatte wegen seiner Heilungswunder den Beinamen Medicus. Äskulap, in einer Pestzeit unter

Wundern nach Rom gebracht, war der Retter, Heiland, auch Herr und König, auf dessen Wunder sich das Heidentum als zum Beweis seiner Wahrheit bis in die spätesten Zeiten des Kaiserreichs berief, indem man die Wunder dieses grofsen Heilgottes den Wundern der Christenheit gegenüber geltend machte, wie wir später sehen werden. Jupiter Optimus Maximus, der Beschützer, Sieger, König, Rächer, der unbesiegte, willfährige Wächter (Tutor, Victor, Rex, Vindex, invictus, obsequens, Custos), hatte seine Wundermacht als Staatsgott genugsam offenbart, wie seine Prädikate der Welt kund machten, und wie solches durch Entstehen und Bestehen des Reiches, dieses als Weltwunder angestaunt, bewiesen wurde. „Diese Religion hat die Welt unterworfen." So schrieb Symmachus, der Präfekt von Rom, an den Kaiser, als dieser die Statue der Victoria aus der Senatskurie zu Rom entfernt hatte. Der genannte führt in jenem Brief die ewige Roma redend ein: „Beste Fürsten, ehrt meine Jahre, zu denen mich diese Religion gebracht hat. Vergönnt es mir ferner, der väterlichen Ceremonieen mich zu bedienen, es gereut mich nicht, sie bisher beobachtet zu haben. Diese Religion hat mir die Welt unterworfen, dieser Gottesdienst hat den Hannibal von meinen Mauern, die Gallier von meinem Kapitol zurückgetrieben." So schrieb ein Römer im Jahre 384 an den Kaiser Valentinian II., zu einer Zeit, als der Tempel des Jupiter Optimus Maximus noch ebenso stolz vom Kapitol niederschaute wie damals, als Ovid von ihm rühmte:

> Jupiter, schaut er hernieder von seiner Burg auf den Erdkreis,
> Nichts dann schauet er da, als was Römisch sich nennt *).

Derselbe Dichter erinnert an die Anfänge Roms und sagt:

> Gras nur sah man und Bäum' und vereinzelte Rinder und Hütten
> Da, wo Roma man jetzt schauet, die Herrin der Welt.

---

*) „Rom hat durch seine Religion, indem es alle Kulte aufnahm, die Weltherrschaft verdient." So läfst Minucius Felix im dritten Jahrhundert den Heiden Cäcilius sagen. Siehe Kap. 7.

Dann rühmt er: „Welches Weltwunder ist unter der Wunderleitung Jupiters geworden! Von Rom holt sich die Welt ihre Gesetze, Roms Hügel sind zu Herrschern des Weltalls gewachsen!“ — „Mühselig war dies Werk“, sagt Virgil, „aber Jupiter in seiner Wundermacht hat es zur Vollendung geführt.“

Endlos daure das Reich, das ich gab,

so spricht Jupiter seinen Entschluſs aus, so hat er ihn nach Virgil ausgeführt. Hadrian erbaute einen der siegreichen Venus und der ewigen Roma geweihten Tempel. Ein Freskobild im heutigen Palazzo Barberini stellt Roma, die Weltherrscherin, dar[4].

Das Singen und Sagen der Griechen trug dazu bei, die Prädikate der Götter und damit ihr Wunderwirken von Geschlecht auf Geschlecht zu überliefern. Pindars erhabene Lieder, zu einer Zeit gedichtet und gehört, als noch Götterglaube unverfälscht die Seelen erfüllte, bildeten in obiger Hinsicht eine Schatzkammer. Von Thamyris hieſs es, daſs er die Wunder der Heroenzeit bei religiösen Festen sang, Rhapsoden erfreuten Ohr und Herz, wenn sie bei denselben die Thaten der Vorwelt den Lauschenden erzählten. In Hymnen die Wunderthaten der Götter zu preisen, war bei festlichem Kultus Sitte,

folgend dem heiligen Brauch, wie ihn die Väter geübt.

Aus alten Volksliedern, öffentlich vorgetragen, haben die römischen Geschichtschreiber ihre sagenhaften, aber allgemein für Geschichte gehaltenen Wunderlegenden über die Anfänge Roms geschöpft. Uralte Kultushymnen, Götterthaten besingend, wurden nebst Gebeten mit peinlicher Genauigkeit Jahrhunderte hindurch in Rom vernommen, ohne daſs man einen Buchstaben änderte. Wenn alljährlich im März die vornehme Korporation der Salier Rom feierlich durchzog, zwölf heilige Schilde tragend, geschah dies, wie Livius berichtet, mit Gesang alter, geheiligter Lieder zum Preis der Thaten altansässiger Staatsgötter, sowie der Helden alter Zeit. Wenn die gleichfalls vornehme

Brüderschaft der Arvales die Göttin römischer Stadtflur im Mai festlich ehrte, wurden gleichfalls heilige Hymnen gesungen. Während der Punischen Kriege ward es in Rom Brauch, zu Ehren der Juno Regina eine Prozession anzustellen, in welcher auch 27 Jungfrauen, wie Livius erzählt, hinter der Statue jener Göttin einherschritten, Lieder zum Lob jener wundermächtigen Königin singend, welche eigens für diesen Zweck von Livius Andronicus gedichtet waren [5]. Heutige Prozessionen der Madonna geben jenes Ereignis in einem lebenden Bild wieder *). Zum Kultus aber gehörten nicht nur Hymnen, sondern auch Bühnenspiele, die gleichfalls den Wunderglauben stärkten. Als in gefahrvoller Zeit der Punischen Kriege das Wunderbild der grofsen Mutter nach Rom gebracht wurde und das betreffende Schiff an der Tibermündung stecken blieb, ereignete sich das grofse Wunder, dafs die vornehme Claudia auf ihr Gebet jenes Schiff mit ihrer alleinigen Kraft in Bewegung setzte. Dies wurde, wie Ovid berichtet, alljährlich beim Fest jener Göttin auf der Bühne dargestellt **). Der genannte Dichter schreibt:

Wunder erzähl' ich, doch zeugt selber die Bühne davon.

Fast zweihundert Jahre nach Ovid schrieb Pausanias seine Reisebeschreibung Griechenlands, worin er sagt: „Das Volk hält alles für wahr, was es von Jugend auf in Chören und Tragödien hört".

Dafs die Wunder der hellenischen und der römischen Götter mannigfaltig und volkstümlich bezeugt wurden, haben wir gesehen. Die grofse Masse des Volkes stimmte zweifellos dem zu, was der Chor in des Euripides Tragödie „Bakchantinnen" singt:

---

*) Einige Citate betr. der Hymnen des Altertums sind in den Anmerkungen aufgeführt.

**) „Was die Sage nur singt, stellt die Arena dir dar." So schreibt Martial in seinen Epigrammen I, 7.

Vielgestaltig offenbaret
Sich des Göttlichen waltende Macht.
Sie hilft euch, wenn Verzweiflung euch faſste.

Dem Glauben der Griechen und Römer entsprach, was die Strophe des Chores in der Tragödie „Medea“ besagt:

Zeus waltet und herrscht auf Kronions Höh'n,
Und die Götter verhängen, was nie du gehofft.
Das Unglaubliche weifs zu bewirken ein Gott.

Unter den Göttern, zu denen der Mensch als zu wundermächtigen aufschaute, erhub sich während der Kaiserzeit eine dem Pharaonenland entstammende Göttin zu solcher Höhe, daſs man sie schlieſslich die Myrionyma, die Millionennamige, nannte, weil sie in ihrem Machtgebiet alles vereinigte, was sonst als geteilt erschien. Himmel, Erde und Unterwelt war das Gebiet ihres eingreifenden Thuns, insonderheit flüchteten die Frauen zu ihrer Wundermacht, nicht minder die Kranken und die Seefahrer. Sie ward angerufen als die Mutter, die Königin, die Siegreiche, die Heilbringerin. Diodor sagt im ersten Buch seines Geschichtswerkes von der Isis — denn diese meinen wir —, daſs fast die ganze bewohnte Erde Zeugnis für sie ablege und ihr wegen der in ihren Heilungswundern sich offenbarenden Macht Verehrung zolle. Wer an sie glaubt, sagt Diodor, wird wunderbar gesund. Viele, die hoffnungslos krank waren, von den Ärzten aufgegeben, wurden durch sie geheilt, und zahlreiche Krüppel, welche den Gebrauch der Augen oder eines anderen Leibesteiles schon ganz und gar eingebüſst, haben die verlorene Kraft und Gesundheit wieder erlangt, wenn sie zu dieser Göttin ihre Zuflucht nahmen. Im heutigen Pompeji befindet sich ein wohl erhaltener Tempel dieser Isis Myrionyma. Dieselben Wunder, welche man von ihr einst rühmte, geschehen jetzt in einem Tempel der Madonna in Pompei nuova; Isis ward allgemein als Domina, Herrin, bezeichnet, welcher Bezeichnung jetzt Madonna entspricht. Die Madonna di Pompei hat heutzutage einen Weltruf, ihr Tempel ist ein Wallfahrtsort ersten

Ranges, und ihr Tempel ist mit derselben Steinart erbaut wie der Isistempel. Viele Hymnen sind in diesem Tempel zum Lob der Isiswunder gesungen. Was ein Chor bei Äschylos (Schutzflehende) sagt, gilt auch hier:

Lieblich ertöne euch der Musen Chor,
Von heil'gen Lippen schweben Götterstimmen,
Zum goldnen Klang der Saiten hold gesellt.

Wie es in der römisch-heidnischen Welt religiöses Bedürfnis war, den Wunderglauben zu bekennen, so fühlte man sich anderseits ebenso verpflichtet, jenes Bekenntnis so zu gestalten, daſs dasselbe für die Nachwelt zu einem Beweis für die durch die „Himmlischen" gewirkten Wunder gelten konnte. Dies entsprach den für Ehrungen äuſserst empfänglichen Göttern. Schon geringe Dinge waren im stande, dieselben zu „erfreuen". Zu Anfang seines Liedes vom Festkalender der Römer (Fasti) sagt Ovid:

Heilige Bräuche, geschöpft aus alten Annalen, erfährst du.

Wir lesen im erwähnten Liede von dem, durch andere Dichter reichlich bestätigten Brauch, Tempel, Altäre oder Götterbilder zu bekränzen.

Die Göttin erfreut sich an Blumen. (Ovid.)

Kränze häng' ich und Blumen an alle Tempel und Straſsen. (Sophokles.)

Ajax bekränzt Athene, seine ihm holde Schützerin (Sophokles). Ins Haar der Venus-Aphrodite wurden Rosen geflochten. „Blumenkränze sind die Ehre der Götter", schreibt Plinius. Silius Italicus singt in seinem Lied vom Punischen Krieg:

Jetzo strömen sie alle zur heiligen Schwelle des Schutzgotts
Und einander umarmend verkünden sie tausendstimmig
Des tarpejischen Jupiters Sieg und bekränzen den Tempel.

Die zierlichen, zum Schmuck und zur Freude der häuslichen Laren benutzten Kränze erwähnt Juvenal. Wertvoller als Blumen war der Weihrauch.

Weihrauch bringt anbetend die Schar. (Ovid.)

Walle, duftendes Opfer, es dampfe der heilige Weihrauch. (Tibull.)

Vom Opferherde dampft der Weihrauch jetzt. (Äschylos.)

Höher als diese duftige Gabe stand in den Augen der Götter und Menschen das Opfer lebender Wesen. Bei Äschylos lesen wir die Mahnung:

Die väterlichen Götter ehre stets,
Wer in dem Lande wohnt, nach altem Brauch,
Mit Lorbeerzweigen und mit Opferstieren.

Derselbe erteilt die Versicherung:

Wo stets den Göttern fromme Opfer flammen,
Bleibt der Vernichtung wilde Göttin fern.

Die Götter verlangten mehr, und der Glaube bot das schriftliche Zeugnis für geschehene Wunder, Inschriften in Stein und Erz, Beweise für kommende Geschlechter, zugleich Reklame der Wunderstätten, deren Bedeutung für das antike Leben uns durch Wallfahrtsorte der römischen Kirche vor Augen tritt, wo ebenfalls Inschriften in Stein und Erz von geschehenen Wundern erzählen.

Zu den berühmtesten Wallfahrtsorten und Wunderstätten des Altertums gehörte das aus mehreren Bauwerken bestehende Heiligtum des Asklepios (Äskulap) zu Epidauros in Griechenland. Pausanias, der bereits erwähnte, besuchte dasselbe im zweiten Jahrhundert und bietet uns in seinem Reisewerk eine anziehende Beschreibung desselben. Er schaute daselbst Denksäulen, „beschrieben mit den Namen von Männern und Frauen, welche durch Asklepios geheilt worden sind, aufserdem die Krankheit, an welcher ein jeder gelitten". Er erwähnt eine abgesonderte Säule, deren Inschrift dahin lautete, dafs Hippolyt durch Asklepios von den Toten erweckt sei, was durch Volksüberlieferung bestätigt werde. Pausanias hegte offenbar solchen Inschriften gegenüber kein Bedenken, wie er denn ebenso, ohne Zweifel zu äufsern, von einem in der Nähe jenes Heiligtums befindlichen Ölbaum erzählt, dafs derselbe der verdrehte heifse, „woran Herkules schuld ist, der ihn mit der Hand in diese Form drehte". Ausgrabungen im Gebiet des einstigen Äskulaptempels

zu Epidauros haben vor einigen Jahren Votivinschriften ans Tageslicht befördert, welche dasjenige bestätigen, was Pausanias von diesem Wallfahrtsort berichtet. Wir erfahren, dafs die Kranken daselbst durch Träume zur Kenntnis der Heilmittel gelangten, ferner von Heilungen, die als Wunder jenes Heilgottes angesehen wurden. Auch viele Ehefrauen sahen ihren Wunsch, Mütter zu werden, dort erfüllt. Von einer gewissen Andromeda sagt eine Inschrift, dafs sie durch ein Wunder Fünflinge geboren habe. Die Inschriften reden von Stummen, von Blinden, die geheilt wurden, von Lahmen, die alsbald gehen und schwere Steine tragen konnten, wie z. B. ein gewisser Hermodicus von sich bezeugt. Ein Sklave brachte ein zerbrochenes, kostbares Gefäfs nach Epidauros und entdeckte dort, dafs dasselbe unzerbrochen und wie neu in seinem Sacke lag. Votivtafeln mit Votivinschriften, welche meist von Heilungswundern reden, hat man in verschiedenen Teilen des einstigen Römerreichs gefunden, z. B. in Piacenza, nämlich solche, welche Heilwunder der Minerva Medica preisen, sogar auf dem grofsen St. Bernhard auf der Stätte eines einstigen Jupitertempels. Eherne Tafeln verkündeten daselbst den Wunderschutz des „helfenden" Jupiter. Der obgenannte Wallfahrtsort hatte an zahlreichen Stellen des Römerreichs seine Filialen, z. B. auf der Tiberinsel in Rom, wo in einem Tempel Äskulaps Heilungswunder geschahen, und sicherlich auch eherne oder steinerne Tafeln solches meldeten. In Phocis lag, wie Pausanias erwähnt, ein Heiligtum des Äskulap, von einem gewissen Phalysios gebaut, und zwar aus Dankbarkeit gegen diesen Heilgott, der ihm wunderbar das Augenlicht wiedergegeben hatte. Von Epidauros ward demselben ein versiegeltes Täfelchen geschickt, er nahm das Siegel ab, und — o Wunder — er konnte lesen! — Es stand übrigens geschrieben, dafs er 2000 Goldstücke an den Tempel zu Epidauros zu zahlen habe. Zahlreiche Wallfahrtsorte der Jetztzeit bedienen sich desselben Mittels, um die daselbst geschehenen Wunder (am meisten der Heilung) zu beweisen, und wer letztere mit den antiken Wundern

vergleicht, mufs gestehen, dafs die Wunder des Äskulap denen der Heiligen und der Madonna nicht weichen. Wenn Äskulap obgenanntes Gefäfs, oder wenn ein Heiliger zerbrochene Eier in den ursprünglichen Zustand wiederherstellte, so ist die Wunderkraft des ersten der des letzten gleich*).

Deutlicher als durch Inschriften wurden die Wunder durch Bilder bewiesen, durch solche nämlich, welche Scenen der Rettung und Heilung darstellten.

Jetzt steh, Göttin, mir bei, denn so manches Wundergemälde
Deines Tempels bezeugt, dafs du zu helfen vermagst.

Diese Verse sagen deutlich, dafs man jene Bilder als Beweis für geschehene Wunder betrachtete. Ovid berichtet von jenem Tempel der Artemis, am stillen, waldumrauschten Nemi-See gelegen, wohin oft Scharen flehender Frauen zogen.

Zahlreich sind dir zum Dank Täfelchen, Göttin, geweiht.

Gemeint sind Abbildungen, welche die Wunderhilfe der Königin Artemis darstellten. Zur Isis flehte der Schiffer, wenn er die „rastlose Fahrt durchs wilde Reich der Wogen" antrat und durch Sturmgebraus und Wogengewühl geängstigt ward. Hatte jene mächtige Beschützerin ihn aus Todesnot wunderbar errettet, so brachte er ein Bild solcher Rettungsscene in ihren Tempel, um dasselbe dort an der Wand als Wunderbeweis zu befestigen. Es gab volkstümliche Dutzendmaler, die solche Bilder herstellten. Solche meint Juvenal, wenn er sagt: „Die Maler werden von der Isis ernährt." — Wundergeschichten der Götter zierten oft als Gemälde antiker Meister die Tempelwände.

Wer sich eine Vorstellung antiker Votenbilder machen möchte, mufs in den Seestädten Italiens gewisse Kirchen der Madonna besuchen, die heute dieselbe Zunft solcher

*) Siehe die Schrift des Verfassers: „Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens". 1. Teil, 7. Kapitel: Ein heiliger Zauberer.

Votenmaler „ernährt“. Bilder dieser Art waren, wie heute, fast immer der Gegenstand eines Gelübdes, in Gefahr ausgesprochen, und auch die Tempel anderer Gottheiten, denen die Beherrschung der Wogen anvertraut war, befanden sich im Besitz solcher Gemälde, die als Beweis und Reklame für die Wundermacht solcher Meerbeherrscher dienten.

Der Tempel erscheint auf der Höhe Minervas,
Und vorstarrende Klippen umschäumt aufspritzendes Meersalz.

Virgil meint das Heiligtum, welches das Sorrentiner Vorgebirge schmückte. Der Geograph Strabo, Zeitgenosse Christi, erwähnt einen Sirenentempel daselbst. In beiden waren solche Votenbilder.

Den deutlichsten Beweis — eine demonstratio ad oculos — für die geschehenen Wunder der Heilgötter bildeten die in den Tempeln zur Schau gestellten, aus edlem Metall, aus Gestein, sowie wohl am meisten aus Thon verfertigten Nachbildungen von geheilten Gliedern des menschlichen Körpers, sowie von Säuglingen. In dem gut erhaltenen Tempel der Isis (salutaris) zu Pompeji fand man zahlreiche Thonfiguren dieser Art, jetzt verwahrt im Museum zu Neapel. Im heutigen Taranto und im heutigen Capua fand man dasselbe. Marmorne Gebilde dieser Art, in Athen gefunden, sind den Museen in London und Berlin einverleibt. Dieselben „Ex-voto“-Figuren, die meisten sind aus Wachs, viele aus Gold oder Silber, werden heutzutage z. B. in Italien und Griechenland denjenigen Heiligen dargebracht, welche an Stelle der antiken Heilgötter getreten sind.

Weihet der Juno Gelübde, dann schafft sie die Hilfe.

Was von der Juno gesagt wird, gilt von den Heiligen, besonders von der an Stelle der Isis oder Juno getretenen Madonna [2].

Als Ergänzungsbeweis für geschehenes Wunderwirken der Götter dienten andere Weihgeschenke der mannigfaltigsten Art, Schmuck und Reichtum der Tempel,

welche durch sie in Museen der Kunst und Industrie verwandelt wurden.

Gaben sind selbst Göttern wert,
Und mehr als alles Reden wirkt des Goldes Glanz.

Dies Wort der Medea in des Euripides gleichnamiger Tragödie nennt uns Gedanken und Gesinnung der Menschen und Götter im ganzen römischen Reich, wo Gelübde (Vota) gleichsam das tägliche Brot im Kultus bildeten. Während die gesamte antike Litteratur die unglaubliche Bedeutung und Ausdehnung des Gelübdewesens und der Weihgeschenke bezeugt, treten derartige Vota in den Schriften des Alten Testamentes bedeutsam zurück. Der Erzvater Jakob gelobt Jehovah, dafs der Stein, auf dem sein Haupt geruht, ein Gotteshaus werden solle, ferner, dafs er ihm den Zehnten seines künftigen Erwerbes geben werde und bereit sei, Jehovah als seinen Gott anzuerkennen. Als Bedingung stellt er den unmittelbaren Reiseschutz Jehovahs, sowie Nahrung und Kleidung. Hier haben wir ein Votum im Sinn und Geist des Heidentums, wie man ein solches auch dem Reisegeleiter Jupiter und dem Herkules, der oft den Zehnten des Erwerbes erhielt, aussprach. Ähnlich ist das Gelübde der Hanna in Hinsicht eines erbetenen Sohnes, sowie das Gelübde Absaloms, welcher vorgiebt, er habe Jehovah einen Dienst gelobt. Wenn Gelübde und Weihegaben nach Konstantin in der Christenheit eine bedeutsame Stellung erlangten, so konnte man sich nicht auf die Bibel berufen, man hatte vielmehr die heidnische Bezeugung göttlichen Wunderwirkens aufgenommen. Im Alten Testament finden wir äufserst wenige Beispiele, keinen gültigen, volkstümlichen Brauch, im antiken Leben dagegen beherrscht solcher Brauch alle Jahrhunderte.

Aus der Fülle des Stoffes bedarf es hier nur einer Auswahl, um das obige zu bestätigen. Pelops weihte der Aphrodite ihr eigenes Schnitzbild, um von ihr die Begünstigung einer ersehnten Heirat zu erlangen. Also in der Heroenzeit schon sollte jener Brauch, wie man meinte, ge-

herrscht haben. Vom Tempel der Venus auf dem Eryxberg in Sicilien berichtet Diodorus Siculus, daſs schon Äneas, Sohn der Venus, dort seiner Mutter Weihgaben darbrachte. Dasselbe thaten nach Diodor alle folgenden Geschlechter, insbesondere die Römer, welche damit der Urheberin ihrer Macht den gebührenden Dank abstatteten. Von der grauen Heroenzeit an bis Aurelian, der den Sonnentempel zu Palmyra mit reichen Geschenken füllte, flieſst der Strom dieser „Donaria votiva", welche in allen diesen Jahrhunderten auf einen ebenso reichen Strom der Gnadenwunder schlieſsen lieſsen. Welcher Glaube jene Gaben veranlaſste, sagt uns z. B. Äschylos:

Man soll den Göttern ernstlich Opfer schlachten,
An vielen heiligen Stätten viel Geschenke
Zur Abwehr bringen dieser Doppelnot.

In Zeiten der Not und Gefahr ward an sie erinnert.

Der reichen Spenden denkt! Gedenkt der Weihgeschenke!

Man erwartete ein direktes Eingreifen der dankbar helfenden Götter. Virgil berichtet, daſs Weiber in der hart bedrängten Stadt des Latinus zum Tempel der Pallas hinaufzogen, Geschenke darbringend.

Und man fleht mit Gelübden und häuft Altäre mit Gaben.

Die Helden des Äneas erflehen nach Virgil wiederholt den unmittelbaren Beistand der Himmlischen. Der kampffreudige Askanius ruft:

O allmächtiger Zeus, wink' Heil dem kühnen Beginnen,
Selbst dir bring' ich alsdann alljährliche Gaben zum Tempel.

Jupiter hört ihn und sendet als Beweis Blitz und Donner. Andere Helden erinnern die Himmlischen an die ihnen dargebrachten Gaben. Zur Artemis ruft Euryalos:

Wenn ich je mit Jagdgeschenken dich ehrte,
Und an die Kuppel sie hängt', zur Schau, an den heiligen Giebel.

Schon die Ilias erwähnt den in Delphi vorhandenen Gabenreich-

tum. Als Pausanias auf seiner hellenischen Reise im zweiten Jahrhundert n. Chr. diesen wunderreichen Wallfahrtsort besuchte, sah er dort denselben Reichtum. Er reist von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und berichtet hauptsächlich von dem, was er in und bei den Tempeln schaut. Von besonderer Wichtigkeit sind ihm überall die Weihegaben (Anathemata), von denen er stets eingehend Bericht erstattet, z. B. beim Bericht über Olympia. Wir lesen auch viele Namen gekrönter Häupter, welche sich durch Spenden auszeichneten, die stets mit entsprechenden Inschriften versehen waren und den Ruhm der resp. Gottheit erhöhten. Pyrrhos und Attalos werden als Spender genannt, Augustus und Hadrian, sogar Nero, von dem ein der Athene gewidmetes Gewand und eine Goldkrone stammte. Zahlreiche Gaben stammten in Delphi von hellenischen Volksstämmen und Genossenschaften. Oft wird als Gabe die Kriegsbeute erwähnt, ebenso oft bestand die Gabe in Statuen von Göttern und Menschen. Pausanias (V, 25) äufsert sich höchst bezeichnend über den Sinn dieser Gaben: „Das Wohlwollen der Götter findet Rettung in allen Dingen.“ Statius in seinem Epos „Thebais“ singt von einem sonderlichen Weihgeschenk der Heroenzeit, welches der schlachtenfrohe Tydeus der Pallas Athene, die ihm im Kampfe geholfen, weihte. An die Zweige einer Eiche hängte er „zum ehrenden Dank“ die erbeuteten Helme und Schwerter.

Von der ersten Weihgabe der Römer erzählt Plutarch im Leben des Romulus. Feierlich barg er in der Krone einer Eiche die erbeuteten Waffen seines erlegten Feindes (Spolia opima) und hielt, jene Beute auf der Schulter, einen feierlichen Aufzug. Lucanus in seinem Epos „Pharsalia“ erwähnt einen ähnlichen Brauch. Augustus liefs den Esel und Eseltreiber, dessen Name ihm vor der Schlacht bei Actium Sieg vorbedeutet hatte, in Erz als Weihbild aufstellen. Von Domitian sagt sein Hofdichter Martial:

Wann sind reicher beschenkt die palatinischen Götter?

Dieser Kaiser, einst in Gefahr gerettet, liefs diese Scene als Marmorgruppe in einem Tempel aufstellen. Der Kaiser Septimius Severus brachte ebendahin als Weihegabe die meisten seiner bedeutsamen Vorzeichen. In der Äneis des Virgil finden sich zahlreiche Beispiele der Donaria votiva, wie er denn überhaupt die Religionsbräuche der Kaiserzeit in die nebelgraue Vorzeit verlegt und den Äneas so handeln läfst, als wäre er vom römischen Pontifex Maximus unterwiesen. Welchen Reichtum an Weihegaben kostbarer Art die Hauptstadt noch zu Anfang des fünften Jahrhunderts besafs, zeigte sich, als Alarich vor den Thoren stand, und man sich genötigt sah, sogar den heiligen Götterschmuck, alte und neue Weihegaben, behufs Tributzahlung zu opfern*). Aufserhalb Roms besafsen alle bedeutenden Tempel denselben Reichtum an sichtbaren Beweisen für die wunderwirkende Vorsehung der Himmlischen. Zwei Beispiele mögen genügen. Diodor erzählt von einem Wallfahrtsort im fernen Chersones, wo die Göttin Hemithea durch Heilungswunder den Äskulap fast zu übertreffen schien und von weit her Pilger anzog, die sich oft der sichtbaren Erscheinung der Heilgöttin zu erfreuen hatten. „Weil also schon seit langer Zeit viele bei ihr Rettung fanden, ist ihr Heiligtum mit Weihgeschenken angefüllt.“ — Grofsartige Reste erinnern heute an den einstigen Tempel des Sonnengottes zu Palmyra, der dem Aurelian, dem Sohne dieses Allgottes, persönlich erschien, ihm Sieg verleihend gegen die Königin Zenobia. Auch benachbarte Herrscher sandten diesem Gott kostbare Weihgeschenke, die Kriegsbeute kam als heilige Gabe in den Sonnentempel zu Rom, wo derselbe an Reichtum der Donaria votiva mit dem Tempel des Jupiter Capitolinus wetteiferte. Vom Reichtum des Tempels der Dea Syria berichtet im zweiten Jahrhundert der Satiriker Lucian.

*) Eine Weihgabe war jener Halsschmuck der Magna Mater, welchen die Gemahlin Stilichos dem Götterbild raubte, wofür sie mit dem Fluch einer Priesterin belastet wurde.

Auf dem Kapitol, wo man einst wunderbar jenes unversehrte Menschenhaupt — ein gottgegebenes Wahrzeichen für diesen Hügel — gefunden, strahlte im Glanz seiner goldenen Ziegel der weihrauchduftende Tempel des Jupiter Optimus Maximus, vor welchem Feldherren und Imperatoren mit Gelübden erschienen. Auf dem Giebel stand jenes berühmte Viergespann, bei dessen Anfertigung und Kommen nach Rom grofse Wunder geschahen. Zahllos waren die aus allen Teilen des Reiches gekommenen Weihgaben, welche jenen Tempel füllten und umgaben, die Wundermacht des allmächtigen Staatsgottes bezeugend [3].

Wenn nun alle infolge eines Votums in die Tempel gebrachten Gaben als Beweismittel der fortlaufenden Vorsehungswunder der Himmlischen dienten, so pflegten Bilder an den Tempelwänden dem Beschauer die Wunderwelt der Vorzeit vor Augen zu führen. Pausanias bietet zahlreiche Beispiele. Im Theseustempel zu Athen waren Scenen aus dem Wunderleben dieses Heros dargestellt, ebenso in einer Bilderhalle, wo man seine Gestalt zu Marathon aus der Erde emporsteigend erblickte. In einem Tempel des Dionysos zu Athen sah man eine Abbildung des Wunders, wie Dionysos den Hephästos gen Himmel führte. In mehreren Kapiteln seines zehnten Buches berichtet Pausanias von Gemälden des Polygnotos in Delphi, der unter anderem auch die Wunder der Unterwelt dort abbildete. Das Wunder des auf einem Delphin reitenden Arion war in einem Tempel Lakoniens dargestellt. Im Tempel des Zeus zu Olympia waren Gemälde, Wunderlegenden der Heroenzeit darstellend, gemalt von Panainos, einem Bruder des Phidias*). Diesem Beispiel folgte man in Rom. Wenn wir vom Prachtwerk des von Augustus erbauten Marstempels erfahren, dafs

*) Im zehnten Buche widmet Pausanias acht Kapitel jenen Delphibildern. Ausführlich beschreibt er die mit Schnitzfiguren versehene Lade des Kypselos, die Reliefs am Zeusthron zu Olympia, den Thron von Amyklai III, 18 ff.

in demselben bildliche Darstellungen an die Wunderzeit des Äneas erinnerten, wenn wir ferner lesen, daſs im Tempel der Venus und Roma, dem Prachtbau des Hadrian, ein Gemäldecyklus die wunderreiche Gründung Roms vor Augen führte, so dürfen wir annehmen, daſs auch in anderen Tempeln der Wunderfreude eine Augenweide geboten war [6].

Drittes Kapitel.

Heidnische Kritik am Wunderglauben.

Der heidnische Wunderglaube fand in Lucian einen wohlgerüsteten, schlagfertigen Bekämpfer, und man darf mit Grund behaupten, dafs in dieser Hinsicht kein Grieche oder Römer demselben gleichkommt. Lucian, der vielgereiste, von seinen Schülern hochgepriesene Sophist und Lehrer der Rhetorik in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., entschiedener Atheist, Erfinder des satirischen Dialogs, hat uns in seinen vielseitigen Werken auch solche Satiren hinterlassen, in denen er den Wunderglauben verspottet. Obenan steht jener Dialog, welcher überschrieben ist: „Zeus Tragödos". Wir lernen hieraus am besten den obgenannten „Voltaire" des zweiten Jahrhunderts kennen.

Drei Götter, Hermes, Athene und Zeus, treten auf, Strophen aus Tragödien, als wären sie Schauspieler, deklamierend. Der letzte parodiert einige Strophen aus Euripides, und beklagt sein Loos als Weltherrscher, ebenso wie in dem Dialog, welcher die Überschrift trägt: „Der doppelt Angeklagte", wo uns die Klagen des „alten Herrn" über seine vielen Geschäfte an das bekannte „Keine Ruh' bei Tag und Nacht" erinnern. Die Götter wenden sich an Zeus mit der Frage nach seinem Kummer und erfahren schliefslich, was ihm schwere Sorge macht. Er hat die vor einem hochgebildeten Auditorium geschehene Disputation eines

Stoikers und eines Epikuräers belauscht, und es hat ihn arg verdrossen, daſs der letztere jede Vorsehungsthätigkeit der Götter, jedes Eingreifen derselben in den Lauf des Geschehens, leugnet, und vernommen, daſs solche öffentliche Disputation fortgesetzt werden soll. Sein Herz ist von Sorge belastet. Überzeugen sich die Menschen, daſs der Epikuräer Damis Recht hat, so wird die Menschheit die Götter vernachlässigen und ihnen keine Ehren- und Opfergaben mehr darbringen. Hera bemerkt: „Das ist in der That entsetzlich, und mit Grund gerietest Du darüber in einen tragischen Affekt.“ Zeus befiehlt, eine Ratsversammlung der Götter zu berufen, und Hermes läſst den Befehl kund werden: „Ihr alle sollt kommen, die ihr an bekränzten Altären sitzet und gierig den Rauch vom brennenden Opferduft einschlürft.“ — Zeus befiehlt, daſs die Götter nach dem Wert ihres Materials oder nach der Kunst, mit der sie (die Statuen) verfertigt sind, placiert werden, in erster Reihe die goldenen, in der letzten die aus Erz und Marmor. Ein arger Rangstreit entsteht, und nicht geringe Verlegenheit bereitet der Koloſs zu Rhodos (Apollo). Kaum ist die Ordnung hergestellt, da ruft Hermes: „Welcher Lärm! Man schreit nach Nektar und Ambrosia. Die Ambrosia ist erschöpft. Wo sind die Hekatomben? Opfer für alle!“ Hermes will Schweigen gebieten, befindet sich aber in Verlegenheit, weil die fremdländischen Götter, die persischen, keltischen u. s. w. kein Griechisch verstehen. Endlich ist Ruhe eingetreten, und die feierliche Beratung soll beginnen. Zeus will anfangen, hat aber seine studierte Rede vergessen. Hermes rät ihm, aus einer Rede des Demosthenes etwas zusammenzustoppeln. So geschieht es. Zeus deklamiert den Anfang der ersten olynthischen Rede des genannten und setzt dann den Göttern auseinander, um was es sich handelt. Eine Lebensfrage liegt vor. „Bedenkt, ihr Götter, daſs wir alle unsre Ehre, Einkünfte und unsern Ruhm von den Menschen haben. Lassen sich diese überreden, daſs wir überhaupt nicht existieren, oder daſs wir uns um sie nicht

kümmern, so werden wir, von Hunger gepeinigt, im Himmel sitzen." Schon zeigen sich bedenkliche Symptome. Zeus erzählt, daſs die Götter jüngst ein Schiff wunderbar gerettet, der Eigentümer aber sein Gelübde nicht erfüllte. Statt einer Hekatombe schlachtete er nur einen vor Alter ganz verschnupften Hahn und brachte nur vier verschimmelte Weihrauchkörner, „die in unsrer Nasenspitze nicht die leiseste Empfindung verursachten". Die Beratung beginnt, führt aber zu keinem Resultat. Verschiedene Mittel kommen in Vorschlag, Herkules will mit Vergnügen den Epikuräer Damis und damit die Gefahr aus der Welt schaffen, — da erscheint ein Bote mit der Nachricht, daſs die Disputation auf Erden ihren Anfang genommen. Zeus befiehlt, die Himmelspforten zu öffnen und die Wolken bei Seite zu schieben. Angstvoll lauschen nun die Götter auf den Dialog da unten, dem eine groſse Menge Menschen beiwohnt. Der Stoiker behauptet die Fürsorge der Götter und führt als Beweis z. B. die Dichter an, der Epikuräer leugnet und sagt, Zweck der Dichter sei, die Hörer durch Wohlklang und Mythen (Wunder) zu ergötzen. Damis, der Wunderleugner, ist dem Stoiker überlegen, und der letzte flüchtet sich schlieſslich zu Schimpfreden. So endet der Streit, und Zeus ruft verzweifelt aus: „Was sollen wir jetzt beginnen?" Hermes rät, sich um jenes Geschehnis nicht zu kümmern, und spricht die Erfahrung aus, welche Lucian dem genannten in den Mund legt: „Was ist denn das für ein groſses Unglück, wenn einige Menschen, zu diesen Ansichten bekehrt, davon gehen? Die Menge ist der entgegengesetzten Meinung, die Mehrzahl der Hellenen, der groſse Haufe und die Barbaren."

Wir sehen aus dieser Äuſserung, daſs Lucian seine Zeitgenossen kannte, den Wunderglauben, gegen den er nach obiger Äuſserung vergebens kämpfte, die Wundersucht und Wunderfreude, welche er in der Satire „Der Lügenfreund" sowie in der Münchhausiade „Wahre Geschichten" meisterhaft geiſselt. Er spricht oben von dem

grofsen Haufen. Denkt er dabei nur an die Griechen, in deren Mitte (Athen) er lange weilte? Wer seine Satire „Alexander, der Lügenprophet“ liest; ersieht daraus, dafs Lucian mit der Bezeichnung „der grofse Haufe“ sich nicht auf Griechenland beschränkt. Er kannte obgenannten Wunderthäter persönlich, und hat es miterlebt, dafs derselbe fast im ganzen Römerreich Gläubige fand, sogar in der Reichshauptstadt und im Kaiserpalast daselbst. „Die einen gingen selbst hin, die anderen schickten zu Alexander (nach Kleinasien), und dies thaten Roms mächtigste und angesehenste Männer.“ Obgleich Lucian wufste, welche Macht in seiner Zeit der Wunderglaube besafs, hat er doch mit seinen Satiren ganz besonders gegen solchen Glauben und Aberglauben gekämpft, wie auch seine Götterversammlung und die Beschreibung eines in Syrien zu Heliopolis befindlichen, als Wallfahrtsort dienenden Heiligtums mit seinen Wundern beweist. Dafs ihm die Christen und ihr Wunderglaube bekannt waren, beweist die satirische Biographie seines Zeitgenossen Peregrinus. Lucian hat sein Publikum gekannt und gewufst, dafs seine Schriften einen Kreis von Lesern finden würden. Die grofse Menge vom Wunderglauben zu befreien, konnte nicht seine Absicht sein. In diesem Sinn haben wir Lucians Abhandlung „Wie man Geschichte schreiben mufs“ aufzufassen. Hier giebt er folgenden Rat: „Kommt man in die Lage, etwas Märchenhaftes erzählen zu müssen, so mufs man es zwar thun, aber nicht so, als verlange man, dafs es geglaubt werde, sondern ganz den Lesern überlassen, was ihnen davon zu halten beliebt. Für dich ist es das sicherste, dich weder dafür noch dagegen zu erklären.“

Freidenker und Skeptiker, welche, wie Lucian, die Wunder leugneten, fanden sich in Rom schon Jahrhunderte vor dem Auftreten der genannten. Hier aber begegnen wir einer höchst auffallenden Erscheinung. Jene Skeptiker nämlich schrieben keine Satiren wider die Wunder, sondern strebten dahin, den Wunderglauben aufrecht zu erhalten. Den Schlüssel

zur Lösung dieses Rätsels bietet uns Ciceros Schrift „Von der Weissagung“ (de divinatione). Im ersten Teil derselben verteidigt Quintus den Wunderglauben und führt zahlreiche Fakta an, im zweiten Teil reifst Marcus jenen apologetischen Aufbau nieder, und das Resultat seiner Erörterung lautet: „Nichts kann ohne Ursache geschehen, und es geschieht nichts, was nicht geschehen kann. Wenn dasjenige geschehen ist, was geschehen konnte, so darf solches nicht für ein Wunder gehalten werden. Also giebt es keine Wunder.“ Das war die Ansicht jener hohen Kreise, die sich zu Ende der Republik um Cicero, den reichen Philosophen, scharten. Infolge obiger Leugnung erwarten wir, dafs Cicero weiter also schreibt: Weil nun die Vogelschau und Opferschau auf falschem Grunde, dem Wunderglauben, beruhen, so müssen die Institute der Auguren und Haruspices verschwinden. Cicero sagt aber das Gegenteil, nämlich dies: Obgleich jene Institute auf dem Wunderglauben (also auf Aberglauben) beruhen, so müssen wir doch alles thun, um sie zu erhalten, nämlich aus Staatsgründen. „Ich halte es für notwendig, dafs die Opferschau um des Staates und der gemeinsamen Religion willen geehrt werde.“ So wörtlich Cicero. Ferner sagt er: „Das Recht der Auguren und das Ansehen ihres Kollegiums wird wegen des Volksglaubens und zum grofsen Nutzen des Staats beibehalten.“ Cicero, der Philosoph, ist ein anderer als Cicero, der Staatsmann. Er hat als Staatsmann den Krummstab der Auguren getragen und dies angesehene Amt verwaltet — als Mensch und Philosoph dasselbe als eine Unwahrheit verworfen —, ihm war der wunderbar in einer Feuersbrunst erhaltene Krummstab (lituus) des Romulus ein Heiligtum, aber nur so lange er (Cicero) das Gewand der Auguren trug, als Privatmann bezeichnete er jenen Stab und seine Geschichte als Kindermärchen, ebenso das „Wunder“ des Augurs Naevius, der einen Schleifstein zerschnitt. „Zwingst du mich also, etwa Fabeln zu glauben? Mögen diese noch so viel Ergötzliches haben, wie du willst, mögen sie durch Worte,

Gedanken, Versmafs und Gesang gehoben werden, so dürfen wir erdichteten Dingen doch kein Ansehen, keine Zuverlässigkeit beimessen." So redet Cicero als Privatmann inmitten seiner Gesinnungsgenossen. Ganz anders Cicero der Römer: „Es ziemt sich für einen weisen Mann, die Anordnungen der Vorfahren durch Beibehaltung der heiligen Bräuche und Ceremonien zu erhalten." In Praeneste bei Rom war ein grofsartiger Tempel der Fortuna, wo diese Göttin durch Stäbe, die durch ein Wunder entdeckt waren, Orakel erteilte. Als Mensch lächelt Cicero über solchen Aberglauben, als Staatsmann will er jenen Trug beibehalten — „für das gemeine Volk". Der Philosoph Cicero verneint die Wunder, und ebenderselbe hat als Consul Romanus ein Gedicht verfafst, worin er uns die grofsartigen, unter seinem Konsulat geschehenen Wunder mit Begeisterung erzählt. In der obgenannten Schrift, im ersten Buch, Kap. 11, bietet er einen Teil dieses Epos. Cicero als Philosoph, der seine Freunde in einer seiner glänzenden Villen versammelt, lächelt über die Wunder in den Tempeln des Äskulap und Serapis, aus Liebe zum Volk aber will Cicero Romanus jenen Wunderglauben erhalten wissen. „Kann Äskulap oder Serapis uns im Traum eine Heilung von der Krankheit vorschreiben?" So lesen wir im zweiten Buch, Kap. 59, obiger Schrift. — „Nein", lacht Cicero im Kreise seiner zechenden Freunde, „ja", spricht derselbe vor dem gläubigen Volk [1].

Die Erfindung dieser lügenhaften Zwitterstellung, in welcher der Zweck die Mittel heiligen soll, kommt nicht dem Cicero zu, wir finden dieselbe in vornehmen Kreisen Roms schon damals, als der Untergang Karthagos als spezielles Vorsehungswerk der Götter bezeichnet wurde.

Um die Person des Scipio Africanus, des ruhmgekrönten Siegers, scharten sich zahlreiche, durch Rang und Einfluss angesehene Männer, die aus Patriotismus die überlieferte, mit Wunderglauben eng verbundene Religion erhalten wollten, während sie selbst, von griechischer Philosophie

beeinflufst, die überlieferte Volksreligion nicht teilten. Zu jenem Kreis gehörte auch Polybios, von dessen Geschichtswerk uns ein Teil erhalten blieb. Die Religion der Römer gilt ihm als eine für die grofse Masse notwendige und erfolgreiche „Erfindung". Sie hat zu jenen grofsartigen Siegen geführt und mufs erhalten werden. Gläubig vor dem Volk, ungläubig zwischen seinen vier Wänden. — Es ist dieselbe Stellung, welche Tiresias, der gotterleuchtete Seher, dem König Pentheus anrät, der sich weigerte, den Dionysos-Bakchos als Gott anzuerkennen.

Auch Bakchos, mein' ich, sieht sich gern von Ehr' umkränzt.
Denn wär' auch jener, wie du sagst, kein Gott, so lass'
Als Gott ihn gelten, nimm ihn an, den schönen Trug,
Dafs Semele wirklich einen Gott geboren hat,
Da dies mit Ruhm verherrlicht unsern ganzen Stamm.

So lesen wir in Euripides' Tragödie: „Die Bakchantinnen".

Das Unhaltbare und Verwerfliche jener erwähnten Zwitterstellung ist dem Heidentum niemals zum Bewufstsein gekommen. Niemand hat jene Unlauterkeit gegeifselt, viele haben sie zur Schau getragen und für richtig geachtet.

Julius Cäsar war einer von diesen. Auf dem Forum zu Rom hielt er, wie üblich, seiner verstorbenen Tante Julia die erforderliche Lobrede, in der er sich über seinen Stammbaum also äufserte: „Meiner Tante mütterliches Geschlecht stammt vom König Marcius, das väterliche ist mit den unsterblichen Göttern verwandt, denn von der Venus stammen die Julier, zu deren Geschlecht meine Familie gehört. In diesem Stamm ist also beides, die unverletzliche Macht der Könige und die Heiligkeit der Götter, deren Unterthanen die Könige sind." Das konnte Cäsar dem Publikum bieten, und er hat es geboten, vielleicht mit demselben Zug leisen Lächelns um den Mund, den wir an seiner in Neapel vorhandenen Büste bemerken. Cäsars Privatdogmatik war nichts anderes als die Lehre Epikurs, welche der etwa elf Jahre vor Cäsar gestorbene Lukretius in seinem

Lehrgedicht „Von der Natur der Dinge“ mit Begeisterung dargestellt hatte. — Unter dem schweren Zwang der Religion, die drohend vom Himmel blickte, verkümmerte, wie Lukrez sagt, das Menschenleben. Epikur hat dies Schreckbild besiegt.

So ist unter den Tritten der Füfse die Religion jetzt
Wieder zu Boden gestreckt, uns hebet der Sieg in den Himmel.

Der Epikuräer Cäsar ein Sprofs der Götter, die nach Epikur sich um die Menschen niemals kümmern! Die häusliche Dogmatik des Geographen Strabo, Zeitgenossen des Augustus, war keine andere als die obgenannte. Dem Volk gegenüber änderte er dieselbe. Er schreibt: „Wunderbares und Unerhörtes vergröfsert das von Fabeln gewährte Vergnügen. Das Wunderbare kann nicht nur angenehm, sondern auch fruchtbar sein. Weiber und niedriges Volk mufs man durch Fabeln und Wundergeschichten zur Gottesfurcht bringen.“ Mit Begeisterung schreibt Augustinus von der Gelehrsamkeit des Varro. Der genannte Kirchenvater hat uns in seiner Schrift „Vom Gottesstaat“ Auszüge aus des letztgenannten Schrift, die leider verloren ist, bewahrt. Varro, der gelehrte Römer, Cäsars Zeitgenosse, beschrieb in einem grofsen Werk auch die religiösen Institute seines Volkes. Nur Bruchstücke desselben besitzen wir und sehen, wie er über dem Volksglauben stand, den er aber nicht beseitigen wollte. Seine Meinung war diese: „Es ist manches wahr, was dem Volk zu wissen nicht frommt, und es ist nützlich, dafs das Volk manches, was falsch ist, für wahr halte.“ Aus einer verlorenen Schrift Senecas „Über den Aberglauben“ berichtet Augustinus, Seneca sei für seine Person Gegner des herkömmlichen Glaubens gewesen, habe ihn aber doch, weil geboten, beobachtet [2].

Gehörte der erste römische Kaiser zu den Gläubigen? Als Pontifex Maximus stand er an der Spitze des Staatskultus, der religio publica, und hat als weltlich-geistliches Oberhaupt das Werk einer grofsartigen Restauration auf dem Kultusgebiet durchgeführt. War dieser Weltgebieter, der

den alten Glauben an die wundermächtig eingreifenden Götter erhalten und befestigen wollte, ein Altgläubiger? Livius, sein Zeitgenosse, nennt ihn „aller Tempel Erbauer oder Wiederhersteller", ihn läfst Virgil zwischen den Göttern als Sieger von Actium stehen,

dem doppelte Flamm' von den Schläfen
Fröhlich entstrahlt und vom Scheitel das julische Vatergestirn blinkt.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Er gelobt Italias Göttern
Rings in der Stadt dreihundert mit Pracht aufsteigende Tempel.
(Äneis VIII, 679 u. 715.)

In einem Edikt äufserte er, er strebe danach, der „Schöpfer des besten Zustandes zu sein" und dem Staat unerschütterliche Grundlagen zu schaffen. Von Augustus inspiriert, sagte Horaz den Römern in der sechsten Ode des dritten Buches: „Wenn du dich vor den Göttern demütigst, wirst du herrschen." War also die Restauration durch Augustus das Werk eines Altgläubigen, oder eines Schauspielers? Sueton weifs viel vom Aberglauben desselben zu erzählen und berichtet, dafs Augustus auf dem Sterbelager sagte: „Habe ich meine Rolle gut gespielt, so klatscht Beifall." — Ein römischer Prätor sagte eidlich aus, er habe die Gestalt des verstorbenen Augustus zum Himmel aufsteigen gesehen (Sueton). Ein Beispiel davon, was man im Altertum unter Wahrhaftigkeit verstand.

Das gesamte griechisch-römische Heidentum hielt es für erlaubt und berechtigt, den bei der grofsen Menge vorhandenen Wunderglauben für eigennützige und uneigennützige, für private und öffentliche Zwecke zu benutzen und zu fördern. Das lehrreichste Beispiel bietet Plutarch, der einflufsreichste, vielseitigste Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, der Lehrer und Freund des Kaisers Hadrian, Inhaber hoher Staatsämter, zuletzt Apollo-Priester. Plutarch berichtet das angebliche Wunder eines Umganges der göttlichen Egeria mit Numa Pompilius, wodurch letzterer übernatürliche Offenbarungen erhielt. Der gläubige Plutarch

findet solchen wunderbaren Verkehr an sich durchaus möglich und bezweifelt nicht, daſs auch andere Lieblinge der Götter solches Wunder erlebten, z. B. Gesetzgeber wie Minos, Zoroaster, Lykurg. Sophokles hatte bei Lebzeiten den Äskulap im Hause, „wofür noch heute viele Beweisgründe vorliegen“. So Plutarch im Leben des Numa Pompilius. Dann aber fährt er fort: „Sie gaben sich vielleicht den künstlichen Schein, den sie von der Gottheit entlehnten. Dies geschah zum Besten ihres Volkes.“ In dieser nützlichen Lüge findet Plutarch „nichts Ungeschicktes“. In einem späteren Kapitel äuſsert er sich also: „Wie bei Pythagoras ein Hauptstück seiner Philosophie, so bestand bei Numa ein Hauptstück seiner Politik, in seinen nahen Beziehungen zur Gottheit und in seinem Umgang mit ihr. Pythagoras machte einen Adler zahm, wie man sagt, zeigte in Olympia eine goldene Hüfte ein wenig, und so berichtet man von ihm noch andre Kunstgriffe und Handlungen, die ins Wunderbare hineinspielen, weshalb Timon aus Phlius sagt:

Und wie Pythagoras sich zum Schein der Zauberer hinneigt,
Nur um Menschen zu fahn, der Sprecher erhabener Worte.

Arrian, gleichfalls eine geistige Gröſse des zweiten Jahrhunderts, Feldherr und hoher Staatsbeamter, hat uns in hervorragender Weise die Kriegszüge Alexanders des Groſsen beschrieben, und erzählt auch dessen Reise zum Ammon-Orakel. Arrian vermutet, daſs Alexander der Groſse seine angebliche göttliche Abkunft als Kunstgriff benutzte, um seinen Unterthanen durch Majestät zu imponieren. In dieser nützlichen Lüge findet der Stoiker Arrian, wie er sagt, nichts Tadelnswertes. Curtius hat nicht die schlichte Wahrheit der Erzählung, sondern den Eindruck auf den Leser im Auge, weshalb er alles Merkwürdige und Wunderbare, was er überliefert fand, berichtet, dem Leser das Glauben oder Nichtglauben überlassend. Auch der genannte schildert Alexanders Leben und hat am erwähnten Trug seines Helden nichts auszusetzen. Er erwähnt eine angeblich im Zelt

Alexanders plötzlich entsprungene Wunderquelle und sagt: „Dem König lag daran, dafs man glaubte, jene Quelle sei ein Geschenk der Götter für Alexander gewesen.“ Plutarch erzählt im Leben des Romulus den angeblich wunderbaren Ausgang desselben. Das Volk glaubte, wie Plutarch sagt, den Patriziern, welche sagten, er sei ein Gott geworden, sie glaubten dem angesehenen Proculus, welcher eidlich aussagte, Romulus sei ihm in wunderbarer Gestalt begegnet und habe ihm seine Gottwerdung gemeldet. Plutarch, der sonst mit seinem Urteil nicht zurückhält, schweigt beim erwähnten, der Politik dienenden frommen Trug.

Der Wunderglaube diente ferner, und zwar ganz gewöhnlich, dem Trachten nach materiellem Gewinn. Bereits im zweiten Kapitel erwähnten wir Pausanias, den vielgereisten Zeitgenossen des Plutarch. Zahllose Wunderlegenden berichtet er, wie er sie an heiligen Stätten Griechenlands von den bei allen Tempeln vorhandenen Periegeten oder Exegeten (Fremdenführern) vernommen hatte. Bezeichnend sagt er von letzteren: „Die Exegeten wissen, dafs sie nicht alles der Wahrheit gemäfs sagen, sie sagen es aber doch, denn es ist nicht leicht, die Menge vom Gegenteil dessen zu überzeugen, was sie nun einmal glaubt.“ Diese Fremdenführer, um ein gutes Trinkgeld von den Touristen zu erlangen, erzählten Wundergeschichten, weil letztere ihre Freude daran hatten. Ebenso wahr wie bezeichnend sagt derselbe Pausanias: „Diejenigen, welche mit Vergnügen fabelhafte Erzählungen hören, sind nur allzu geneigt, selbst noch etwas Wunderbares hinzuzufügen.“ — Ebenso wahr schreibt Lucian: „Würde man die von den Periegeten bei den Tempeln erzählten Wundergeschichten abschaffen, so müfsten die genannten verhungern. Die Touristen nämlich wollen die Wahrheit nicht einmal umsonst hören.“ Die Tempel und Wallfahrtsorte machten einander (wie heutzutage in Italien) Konkurrenz. Je mehr Wunder, desto mehr Touristen und — — Trinkgeld! — — In einem Tempel des Dionysos in Elis geschah alljährlich ein Weinwunder. Leere Kessel

in einem versiegelten Raum zeigten sich, nach Abnahme der Siegel, mit Wein angefüllt. Hierüber äufsert sich Pausanias sehr erzürnt, schilt aber nicht die Unsittlichkeit der mit Lug und Trug umgehenden Priester, sondern sagt: „Wenn man dies den Griechen glauben mufs, könnte man ebenso alles annehmen, was die Äthiopen vom Sonnentisch erzählen.“ Man ist bestrebt, sagt auch Tacitus, durch Wundergeschichten seiner Heimat Ansehen zu geben. „Die Einwohner von Ephesus nahmen für ihren Dianatempel gröfsere Ehre in Anspruch und machten geltend, die göttlichen Kinder Apollo und Diana seien von der Latona nicht auf Delos, sondern in einem Hain zu Ephesus geboren.“ Ein solcher Ehrgeiz grassierte damals besonders in Ägypten, wo die Priester als Führer den Glanz der Tempel durch Wunder erhöhten. Der weitgereiste Diodorus Siculus, ein Zeitgenosse des Julius Cäsar, giebt uns im ersten Teil seiner Geschichtsbibliothek genügende Beispiele. Im ganzen imponierten ihm die Wunderberichte, als ihm aber die Priester erzählten, dafs die Seele des Osiris in dem Apis weile, fand er diese Nachricht der Einfalt alter Zeiten entsprechend. Gläubiger zeigt sich Plutarch, der ebenfalls mit jenen Priestern verkehrte. Er berichtet gelegentlich in seinem Leben des Numa, dafs jene Priester die wunderbare Empfängnis durch eines Gottes Hauch und Geist bei einem Weibe für möglich halten, und findet dies „nicht unbegründet“. Bei anderen Wunderberichten sagt er dagegen: „Diese fabelhaften und lächerlichen Geschichten zeigen den religiösen Geist der damaligen Menschheit, der ihnen durch Gewohnheit eingepflanzt ward[2].“

Dichter und Geschichtschreiber der Alten benutzten den Wunderglauben und die Wunderfreude des Publikums, indem sie, diese Neigung berücksichtigend, Wunder und Wunderbares berichteten. Sie boten, was die Menge begehrte, eventuell, was den Grofsen der Erde schmeichelte. In den meisten Fällen tritt die Unlauterkeit zutage, bisweilen aber ist es schwierig, zu entscheiden, ob jene Verfasser zu den

Gläubigen gehören oder nicht. Ehrlicher, zur Kritik und ernster Forschung treibender Wahrheitsdrang ist dem heidnischen Altertum fremd. „Sie wollen die Wahrheit nicht einmal umsonst hören.“ (Lucian.) Die Rhetorenschulen der Kaiserzeit waren die Brutstätten der Unlauterkeit, der Eitelkeit und der Lüge. Zunächst ein Wort von der Geschichtschreibung.

Nachdem Plutarch im Leben des Romulus etwas höchst Wundersames erzählt hat, fährt er fort: „Vielleicht werden diese und ähnliche Dinge durch das Gepräge des Seltsamen und Fremdartigen, das sie an sich tragen, mehr anziehend auf den Leser wirken.“ Plutarch spricht hier als Kenner seiner Zeit ein grofses Wort gelassen aus und sagt uns, worauf ein Geschichtschreiber zu achten hatte, wollte er Beifall gewinnen. Das Publikum wollte Wunder und Wunderbares, vom Geschichtschreiber verlangte die grofse Menge in erster Linie nicht Wahrheit, sondern Ergötzung, und ein Historiker konnte dem Publikum aus fremdem Vorrat und eigener Phantasie viel bieten, wobei es ihm überlassen blieb, entweder nur zu erzählen und dem Leser alles Weitere zu überlassen, oder auch hier und da eine abschwächende Bemerkung zu machen, falls ein Wunder vielleicht allzu wunderbar erschien. Auf diese Weise ward man beiden gerecht, den Starkgläubigen sowie denen, welche, im Glauben schwächer, ihrem Nachdenken ein bescheidenes Recht einräumten. Höchst bezeichnend ist, was Tacitus im elften Buch seiner Annalen sagt (Kap. 27): „Hier ist nichts erdichtet des Wunderbaren wegen“. Dieser grofse Historiker kannte den Brauch seiner Kollegen, die in Berücksichtigung der beim Publikum vorhandenen Wunderfreude aus dem Vorrat ihrer Phantasie dem Leser „Anziehendes“ boten. Ein Zeitgenosse des Cäsar war Diodorus Siculus, ein wunderfreudiger Historiker. Er behauptet, Herodot und andere, welche die Geschichte Ägyptens geschrieben, wollten statt der Wahrheit lieber wunderbare Erzählungen vorführen, um ihre Leser zu ergötzen. Auch er kannte

die Zeitneigung, welche sich schon Jahrhunderte vor Plutarch als Zeitmacht offenbarte. Übrigens gilt von Diodor das alte, ewig neue Wort: Was ich denk' und thu', trau ich anderen zu! Bereits oben haben wir Arrian angeführt, einen hervorragenden Zeitgenossen des Plutarch. Er gehört als Stoiker zu den Altgläubigen. Nach Arrian war die Geburt Alexanders des Grofsen eine göttliche Fügung. Er findet diese Ansicht auch durch Erscheinungen und Traumgesichte bestätigt. Über den Zug des Bakchos-Dionysos und andere Sagen äufsert sich Arrian in seinem Leben Alexanders: „Ich lasse die Erzählungen hierüber dahingestellt." Ebenso sagt er von einer angeblichen Höhle des Prometheus: „Dies kann jeder aufnehmen, wie er will, er kann es glauben oder nicht glauben." Wenn er dagegen das Wunder der schwitzenden Orpheus-Statue erwähnt, fügt er eine natürliche Erklärung hinzu. Höchst lehrreich ist ein Vergleich zwischen Arrian und Curtius. Beide berichten den mit Wundern verbundenen Zug Alexanders durch die Wüste zum Orakel des Jupiter Ammon. Arrian erzählt von einem durch spezielle göttliche Wirkung eingetretenen, rettenden Regen, sowie von zwei gottgesandten „Drachen", die Alexander als Führer dienten. Nach einer anderen Geschichtsquelle seien es zwei Raben gewesen. „Dafs ihm nun Hilfe von oben gekommen, darf ich um so mehr behaupten, weil es auch alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, allein Sicheres läfst sich nicht ermitteln." So weit Arrian. Ganz anders Curtius, dessen Absehen, wie er selbst sagt, darauf ausging, alle merkwürdigen und wunderbaren Dinge der Überlieferung gemäfs zu berichten. Nachdem er im sechsten Kapitel des neunten Buches ein verwegenes Hundewunder erzählt hat, sagt er: „Ich nehme mehr aus den Quellen auf, als ich selbst glaube, denn ich möchte nicht als wahr bezeichnen, woran ich zweifle, noch das verschweigen, was ich berichtet finde." Die Leser wollen Wunder, gut, ich kann sie bieten! So Curtius, Zeitgenosse des Kaisers Claudius. Er berichtet ebenfalls jenes von Arrian erzählte Wunder, schildert aber farben-

voller den Wunderregen und läfst als Führer zahlreiche Raben auftreten, von deren Flug wir Genaues erfahren. Arrian erzählt trocken, dafs der Bescheid des Orakels dem Wunsch Alexanders gemäfs erfolgte, Curtius dagegen schmückt die Scene im Heiligtum phantasievoll aus. Eine allgemeine Bemerkung Arrians über die Wunder klingt so, als wäre sie heutzutage im Streit um die Wunder als Friedenswort ausgesprochen: „Man mufs es bei Prüfung dessen, was alte Sagen über die Gottheit melden, nicht allzu genau nehmen. Was dem einen bei natürlicher Erwägung als unglaublich erscheint, das scheint, sobald man in die Erzählung die Gottheit hineinzieht, nicht mehr so durchaus unglaublich."

Welche Wunderfreude setzen andere Historiker des zweiten Jahrhunderts bei dem lesenden Publikum, also bei den Gebildeten, voraus! Sueton, selbst ein Typus der Wundergläubigen seiner Zeit, hat seine Kaiserbiographieen mit Wundern „durchsetzt" und konnte seinen Lesern sogar die Wundermär von den Rossen Cäsars bieten, welche nicht nur gespaltene Hufe hatten, sondern auch Thränen vergossen. Am meisten bietet Sueton wunderbare Götterzeichen. Den Wunderreichtum, welchen Pausanias im genannten Jahrhundert auf seiner Reise durch Griechenland sammelte, haben wir bereits erwähnt. Er kannte den Geschmack der Leser, auf die er mit seinem Reisehandbuch zählte. In den Augen des Pausanias war es ein Wunder, dafs auf einer kleinen Insel bei Lakonien, wo die Dioskuren geboren wurden, die am Ufer befindlichen Statuen der letzteren nicht von den Wogen weggerissen wurden. Er bezweifelt nicht, dafs Hephästos das Scepter des Agamemnon, welches man in Argos zeigte, verfertigte, er bezweifelt nicht die Wunderthaten des Herkules, meint aber, dafs es Übertreibung sei, wenn man der Hydra hundert Köpfe beilege. Dafs Lykaon in einen Wolf verwandelt wurde, bezweifelt er nicht, wohl aber, dafs sich dieser Wolf wieder zu einem Menschen gestaltete. Dagegen ist es ihm durchaus glaublich, dafs die

Sonne, als sie die feuchte Erde durchwärmte, die ersten Menschen hervorbrachte. Hier müssen wir auch Celsus anführen, wenn er auch nicht Geschichtschreiber war. Wir haben in ihm einen Vertreter des heidnischen Wunderglaubens im zweiten Jahrhundert und Verteidiger der Wunder, der uns den Beweis liefert, welche Macht der Wunderglaube damals besafs.

Gehen wir rückwärts zum Zeitalter des Julius Cäsar und seines Neffen Augustus, so begegnet uns zuerst Diodorus mit seiner teilweise erhaltenen Geschichtsbibliothek. Aus der Einleitung erfahren wir, welche hohen Ziele er einem Historiker stellt und, dafs er sich dreifsig Jahre hindurch mit Reisen und Quellenstudien beschäftigte. Wir erwarten grofse Dinge und finden dann gröfstenteils, dafs er der Vorliebe seines Publikums für das Auffallende, Märchenhafte und Wunderbare huldigt. Nicht Geschichte, sondern Geschichten erfahren wir, und zwar mit Vorliebe aus wundereicher Heroenzeit, sowie wundersame Dinge aus weit entlegenen Ländern. Wir lernen durch ihn eine absonderliche Litteratur kennen. An abenteuerlichen und wunderbar ausgeschmückten Entdeckungsfahrten hatte man im Altertum seine Freude, und diesen Geschmack wufste z. B. Jambulos zu benutzen, aus dessen Erlebnissen uns Diodor, selbst ein gläubiger Leser, eine Probe bietet. Der zu Anfang unseres Kapitels genannte Lucian parodiert diese Litteratur in seinen „wahren Geschichten“ und zeigt, wie man lügen müsse, wenn doch einmal das liebe Publikum dergleichen begehre. Livius in seiner römischen Geschichte, die im Sinn des Augustus und seiner religiösen Restauration verfafst ist, durchwirkte das Gewebe seiner Darstellung mit goldenen Fäden der von ihm berichteten Wunder (Prodigia) und scheint nach dem Vorbild des wunderfrohen Herodot zu verfahren, der trotz seines naiven Glaubens doch bei Einzelheiten mit einem gewissen Trotz schreibt: „Das glaube ich nicht.“ Von der Existenz des wunderbaren Vogels Phönix ist Herodot überzeugt, aber an die wundersamen Vorbereitungen für seinen Feuer-

tod glaubt er nicht. Gegen ellenlange Fufsspuren des Herkules empört sich sein Gewissen nicht, auch nicht gegen Wunderstrahlen, welche den Apis nach Aussage der Priester erzeugen, dagegen die redenden Tauben in Dodona sucht er ebenso natürlich zu erklären, wie man seiner Zeit biblische Wunder erklärte. Wie die Historiker nach Livius dem wunderfreudigen Zeitgeist huldigten, zeigt z. B. Vellejus Paterculus. Sueton hat überaus zahlreiche Geschichtsquellen aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung benutzt. Was die von ihm erwähnten Quellenschriften enthielten, zeigen die von ihm berichteten Wunder.

Zuletzt ein Wort von den Dichtern, und zwar den römischen. Ovid, der ebenso gewandte als lüsterne Dichter für die Salons der Kaiserstadt, bietet in seinen Metamorphosen der Wunderlust ein kunstvolles Gewebe von lauter Wundern, die aber mehr oder minder einen Hohn auf die Götterwelt darstellen, und tritt in den Dienst der Restauration seines kaiserlichen Freundes Augustus, indem er im Ton der Weihe und des Glaubens die mit dem Festkultus der Römer verbundenen heiligen Götterwunder besingt.

Wunder erzähl' ich, das Wunder geschah.

So sagt er wiederholt im genannten Lied vom Festkalender. Zugleich ward dies Epos zu einer Verherrlichung des göttlichen Augustus. War Horaz, der seine Gabe gleichfalls in den Dienst der Augusteischen Restauration stellte (wie zahlreiche Oden zeigen), wundergläubig? Zahlreiche Oden scheinen letzteres zu beweisen, aber wir hegen zu seinem Wunderglauben nur schwaches Vertrauen, denn in der fünften Satire des ersten Buches, wo er seine Reise nach Brundisium beschreibt, wirft er unwillkürlich die Maske ab und bekennt sich als Epikuräer. Im Städtlein Gnatia hat man ihm ein im Tempel daselbst geschehenes Wunder erzählt. Horaz lacht darüber, und anstatt jenes spezielle Wunder zu leugnen, leugnet er alle Wunder, weil nach seiner Überzeugung die Götter um die irdischen Angelegenheiten sich nicht kümmern.

Das glaub' ein Hebräer, Apella,
Nicht ich, welcher gelernt, dafs müh'los leben die Götter,
Und nicht, wenn die Natur ein Seltsames schafft, des Himmels
Grämliche Mächt' es senden herab vom Haus des Olympos.

Als Augustus seinem Restaurationswerk durch die Jahrhundertspiele eine glanzvolle Weihe gab, liefs er durch Horaz jene Tempelhymne verfassen (Carmen saeculare), worin der Dichter alle Schutzgottheiten Roms anruft, dafs sie helfend, schützend, segnend in die Angelegenheiten der Stadt und des Reiches eingreifen. Dies war des Horaz letztes Lied. Die heiligen Wunderbücher der Sibylle hatten, wie Horaz sagt, verordnet, dafs jene Hymne im Tempel Apollos, den Augustus infolge eines Wunderzeichens erbaute, von zwei Chören gesungen werde. Virgil hat in dem Nationalepos „Äneis" ein Denkmal errichtet, welches seinen Zeitgenossen die wunderumglänzte Vorzeit darstellte, aus welcher wunderbar das Römerreich emporstieg. Virgil, die rechte Hand des Augustus bei dessen religiöser Restauration, hat sich mit der Freude eines Bewunderers in die nach uralter, geheiligter Überlieferung wunderreiche Vorzeit gläubig versenkt, hat den Kultus (religio) seines Zeitalters dadurch geweiht, dafs er ihn als schon in der Heroenzeit vorhanden darstellte, und sein Wunderglaube bestand in dem machtvollen Eindruck, den sein religiöses Gemüt im Angesicht uralter Überlieferung empfing, wobei er seine grofse Gegenwart mit einer in den Augen aller Altgläubigen geheimnisvollen wunderverklärten Vorzeit verband. Nie hat ein Sänger einem Herrscher so zur Seite gestanden, wie Virgil dem Augustus. Die von Wundern „durchsetzte" Äneis setzt den damals vorhandenen Wunderglauben voraus, sie hat denselben verteidigt und gestärkt, bis schliefslich ein christliches Zeitalter den Sänger der wunderreichen Äneis zu einem Wunderthäter machte [4].

Viertes Kapitel.

Wunder und Tradition.

Fixierte Glaubenssätze (Dogmen) kannte die alte Welt nicht.

Völlig Sicheres weifs kein Mensch, und wird es auch keiner wissen,
Sowohl von den Göttern, als auch, was ich sage, vom Weltall.

Wohl kannte Athen Ketzergerichte, wobei es sich aber nicht um einzelne Dogmen handelte. Trotzdem läfst sich behaupten, dafs die dogmenlose hellenisch-römische Religion ein Dogma besafs, wir meinen den Glaubenssatz von der Heiligkeit der Überlieferung. Eine Äufserung des mehrfach erwähnten Pausanias wirft ein Schlaglicht auf das gesamte Glaubensleben der Alten. Er schreibt: „In den Dingen, die sich auf das Göttliche beziehen, will ich mich an die Überlieferung halten.“ In den früheren Büchern seiner Reisebeschreibung hat er wiederholt in Hinsicht der ihm mitgeteilten Wunder geschwankt und sich Bemerkungen erlaubt. Bald hat er gesagt: „Ich glaube für meine Person an diese Sage“, — wobei er als Grund anführt, dafs dieselbe von altersher überliefert werde und an sich nicht unwahrscheinlich sei, — dann meint er, man habe vieles unglaubhaft gemacht, indem man der Wahrheit Erlogenes hinzufügte. Er sagt: „Ich glaube an geflügelte Schlangen, obgleich ich keine gesehen“ *). Dann lesen wir: „Ich mufs

*) Was man im Altertum unbesehen als wahr annahm, zeigt z. B.

berichten, was man erzählt, aber zu glauben brauche ich nicht alles. Es wird manches Unwahre vom Volk erzählt, welches alles für wahr hält, was es von Kind auf in den Chören und Tragödien hört.“ Schliefslich wird er des Zweifels und der Kritik müde und flüchtet sich, um zur Ruhe zu kommen, in die Tradition, eine Burg, die von Unzähligen damals aus Trägheit benutzt wurde. In der Schrift des Minucius Felix (drittes Jahrhundert n. Chr.) läfst der Verfasser zunächst einen Heiden sich äufsern, der zu dem Resultat kommt: Wir müssen bei dem bleiben, was uns überliefert ist *). In Ciceros Schrift de divinatione wird im ersten Teil das Wunder der vielgestaltigen Weissagung verteidigt und als Hauptbeweis Kap. 39 die Überlieferung angeführt. „Es ist von jeher solcher Glaube gewesen. Sollen wir uns nicht mit dem übereinstimmenden Zeugnis der Menschen zufrieden geben?“

Diese Äufserung der Heiden erinnert mit seltsamer Übereinstimmung an Äufserungen aus der Mitte der alten Kirche, welche schon früh alles Hergebrachte unter der Firma „Tradition“ heiligte. Im Brief des Polykarp Kap. 7 lesen wir: „Wir verlassen das Geschwätz der grofsen Menge und wenden uns zurück zu dem von Anfang überlieferten Wort.“ Ein Kirchenvater des vierten Jahrhunderts schreibt: „Es ist Tradition, mithin forsche nicht weiter.“

Was im Heidentum jene Burg im Religionsleben, im Denken und Glauben zu bedeuten hatte, ist leicht nachzuweisen und zeigt sich im Festhalten der Kultusbräuche, so-

---

im fünften Jahrhundert n. Chr. Augustinus. Die Wundergröfse der früheren Menschen, die Existenz des Vogels Phönix und seiner Wunder, Stuten, die vom Wind trächtig werden, Wunder im Venustempel, Unverweslichkeit des Pfaufleisches. Augustin de civ. Dei XV, 9, XXI, 5. 26. 4; Existenz der Faune, die mit Menschen verkehren XV, 23. Aurelius Victor IV. Diodorus Siculus läfst Mäuse aus Nilschlamm entstehen.

*) Eusebius in seiner Praep. ev. IV, 3 spricht jenen heidnischen Grundsatz deutlich aus, wenn er sagt: „Jeder mufs das von den Vätern her Überlieferte ehren und nicht an dem rütteln, was unbeweglich ist.“

wie in gläubiger Annahme der aus der Vorzeit überkommenen Wunderberichte. Beides hängt miteinander zusammen. Was Äschylos in den „Schutzflehenden“ sagt, gilt bei allen Völkern des Heidentums als heiliges Grundgesetz:

Die väterlichen Götter ehre stets,
Wer in dem Lande wohnt, nach altem Brauch [1].

Ein Habicht brachte in alten Zeiten den Priestern Ägyptens ein Buch nach Theben, welches Vorschriften über die Verehrung der Götter enthielt. Um die Überlieferung sicherer zu besitzen, geschah also in Hinsicht der Bräuche und Wunder schriftliche Aufzeichnung. Diodor erwähnt heilige Bücher der Ägypter, und Klemens von Alexandria (gest. 217 n. Chr.) nennt z. B. die Bücher des Sängers mit Hymnen zu Ehren der Götter, ferner Bücher des heiligen Schreibers, sowie die gottesdienstlichen Bücher des Stolisten und die Bücher der Propheten. In der römischen Welt tritt dies Festhalten des durch Überlieferung Geweihten noch mehr hervor. Eine Stelle in der Äneis ist bezeichnend. Helenus, der Götterprophet, hat den Äneas in Opferbräuchen unterwiesen. Darauf mahnt er:

Dies sei Opfergebrauch den Deinigen, sowie dir selber,
Dies stets Religion dem Geschlecht fromm handelnder Enkel *).

Uralte Bräuche, uralte Formeln der Gebete und Weihen waren in Rom schriftlich verzeichnet, wurden unverändert weiter überliefert, auch wenn Wort und Satz nicht mehr verstanden werden konnten.

Heilige Bräuche, geschöpft aus alten Büchern, empfängst du.

So schreibt Ovid zu Anfang seines Liedes vom Festkalender. Wenn wir solche Annalen und Tagebücher noch besäßen, wie sie z. B. im Archiv der Auguren, der Haruspices und des Pontifex Maximus sich befanden, so würden wir auch

*) Die Götter der Ahnherrn, die Götter des Stammes werden bei den Tragikern der Griechen oft angerufen.

O meiner Ahnherrn Götter, jetzo steht mir bei.

Wunder verzeichnet finden, deren Thatsächlichkeit keines Beweises bedurfte, weil der Pontifex Maximus sagte: Dies ist die Überlieferung. „Der sogenannte Pontifex Maximus nimmt gleichsam die Stellung des Dolmetschers der Gottheit ein.“ So Plutarch im Leben des Numa. Die heilige Person des Oberpriesters in Rom war die personifizierte Tradition, deren Unverletzlichkeit seiner Obhut ebenso anvertraut war, wie die Tradition der römischen Kirche dem heutigen Pontifex Maximus. Mit oder ohne seine Überzeugung giebt Ovid im vorhin erwähnten Epos Hochachtung vor der Tradition zu erkennen. Zuerst bei dem Bericht über den Wunderschild (Ancile), der vom Himmel zum König Numa niederschwebte. Der Dichter fügt hinzu:

Wunder erzähl' ich, das Wunder geschah.

Dann beschreibt er den Einzug des nach Rom gebrachten Wundersteins, welcher die grofse Mutter darstellte, und schildert ein dabei geschehenes Wunder. Livius erzählt schlicht einen wunderlosen Einzug, und wir sehen, wie sich die Überlieferung durch jener Zeiten Wunderlust erweiterte. Wiederum sagt Ovid:

Wunder erzähl' ich, das Wunder geschah.

Dies hat denselben Sinn, wie das oben angeführte: Es ist Tradition, darum frage niemand weiter, der Wahrheitsbeweis liegt vor! — Diodor in seinem mehrfach erwähnten Geschichtswerk redet wiederholt von Sagenschreibern, einmal auch von Sagenerfindern. Wenn er beide miteinander identifiziert, so hat er sicherlich nicht Unrecht. Eine mit Wundern angefüllte Litteratur dieser Art war im heidnischen Bereich ebenso beliebt und verbreitet, wie im dritten und vierten Jahrhundert zwischen den Mauern der christlichen Kirche, und diente als Behälter für alte und neue, erfundene und nicht erfundene Tradition. Der obgenannte redet verächtlich von diesem Behälter, hat ihn aber weidlich benutzt. Diodorus Siculus beschuldigt die Tragödiendichter der Wundersucht, welche die Geschichte der Medea in bunte und einander widerstreitende Fabeln aufgelöst. Für seine

Person zweifelt der genannte ebenso wenig an Medea wie an Theseus, Jason, Herkules etc., und um die Wahrheit seines Berichtes über den Raub der Kore, Tochter der Demeter, zu erhärten, beruft er sich auf „viele alte Geschichtschreiber und Dichter". Jener Vorwurf der Wundersucht, den er gegen die Tragödien der Griechen erhebt, trifft ihn selbst. Allerdings waren jene Dramen eine Schatzkammer der Tradition, indem sie die Gestalten derselben lebendig handelnd und redend auf der Bühne vor Augen führten, und Pausanias hatte mit seinem oben angeführten Satz vollkommen recht: „Das Volk glaubt alles, was es von Jugend auf in Chören und Tragödien hört", — aber das Ziel eines Äschylos, Sophokles, Euripides war doch nicht zu ergötzen, sondern zu erheben und zu reinigen. Wunderbar, sowohl rächend als helfend, greifen die Himmelsmächte in das menschliche Geschehen ein, — das ist es, was jene Dramatiker ergreifend darstellen. Am Schluſs der Medea des Euripides sagt der Chor:

Zeus waltet und herrscht auf Olympos' Höh'n,
Und die Götter verhängen, was nie du gehofft,
Und was du gehofft, das vollenden sie nicht.
Das Unglaubliche weiſs zu bewirken ein Gott.
So endete dieses Begebnis [2].

War die Volksbühne der Hellenen eine Stütze der Tradition, so trat dieselbe noch auf andere Weise in sichtbaren Gestalten vor das Auge, den Glauben stärkend. Man zeigte Stätten der Erde, die einst durch Wunder verherrlicht waren. Mit Ehrfurcht schaute man z. B. in Argolis den Schlund, wo Herkules den Kerberus aus der Unterwelt holte, oder die Stätte in Sicilien, wo Pluton die Persephone zur Unterwelt führte, oder den Ort, wo Kadmos die Wundersaat der Drachenzähne streute. Man besaſs den Ölbaum, der aus des Herkules Keule, und den Kirschbaum, der aus einem Spieſs des Romulus erwuchs. Das Ei der Leda, die Erde, aus der Prometheus Menschen formte, war dem Auge sichtbar, letztere hatte einen Hautgeruch. Der Raum, in welchem

Zeus wunderbar der Semele nahte, ward dem Beschauer geöffnet, der von den Persern verbrannte Ölbaum, der alsbald wieder ellenhoch aufsproſste, war auf der Akropolis Athens sichtbar *).

Wie Tempel und heilige Haine durch uralte Wundersagen ihre Weihe empfingen, so waren jene ebenso die mit heiliger Scheu betrachteten Träger der letzteren. Wenn Hellenen die heilige Salzflut durchsegelten und von Ferne den im ganzen Römerreich hochangesehenen Tempel der Venus auf dem Eryxberg an Siciliens Nordküste von der Morgensonne mit Glanz umgossen erblickten, so rief er ihnen manche Wundermär ins Gedächtnis **). Gilt es doch heute an jener Stätte als ein Wunder, daſs die Nachkommen der einstigen Tauben der Venus sich durch keinen Bannfluch der Priester vertreiben lassen. Verfasser stand oft auf weit ins Meer schauender Höhe der Akropolis von Cumae, wo noch heute einige Grundsteine die Stätte des von Virgil beschriebenen Apollotempels bezeichnen. Welche Fülle der Wundersagen diesen Tempel weihten, sagt uns das sechste Buch der Äneis. Auch hier gilt das Wort, welches wir in des Sophokles Ödipus auf Kolonos lesen:

So steht es, Fremdling, um den Ort, den nicht allein
Die Sage, nein, uralter Brauch noch mehr geweiht.

Weit ins Meer hinaus glänzte der Tempel der Juno Lacinia auf dem Vorgebirge bei Kroton. Wer ihn erblickte, muſste der wundermächtigen Göttin gedenken, die ebendort ihr Eigentum gegen Hannibals Raubsucht wundersam zu schützen verstand. Heute gilt auf jener heiligen Höhe das Wort:

Nur eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht.

Was aber jene Göttin betrifft, so lebt sie da oben weiter in der wundermächtigen Madonna, deren Gunst die

*) Siehe hierüber mehr in des Verfassers Schrift: „Das Heidentum in der römischen Kirche", Tl. 3, Kap. 15. Vom Markt der Wunder.

**) Derselbe stammte von Eryx, dem Sohn der Venus, welchen diese dem Butas gebar. (Diodor.)

Frauen des heutigen Cotrone ebenso durch Darbringung ihres Goldschmuckes gewinnen, wie einst Krotons Frauen die Gunst der Hera = Juno. Von Wundersagen geweiht waren die Tempel der Wogenbeherrscherin Aphrodite in Paphos und Kythere, ebenso der grofse Tempelbezirk der Himmelsgöttin (Dea Coelestis) in Karthago, auch von Tertullian und Augustinus erwähnt. Delphi, das lorbeerumkränzte Seherhaus des Apollo, erwähnten wir bereits. Die Tragödie des Sophokles: „König Ödipus“ war eine Verteidigung des Wertes wunderbar prophetischer Göttersprüche, die man dort aus dem Wunderquell der göttlich begeisterten Pythia schöpfte, und nicht minder trug Herodot dazu bei, den Glauben an dies delphische Gotteswunder zu festigen. War zu Ciceros Zeit der Quell der Göttersprüche daselbst versiegt, so trat er doch aufs neue wieder für Jahrhunderte ins Leben. Von Wunderglanz umleuchtet, strahlte zu Alexandria das Serapeum, eine Götterburg, die in späterer Kaiserzeit kaum dem Heiligtum des Jupiter Capitolinus nachstand, an Ehren und an Siegen reich, bis im vierten Jahrhundert eines Bischofs Fanatismus diese Wunderstätte der Erde gleichmachte. Nach den Berichten des Arrian und Curtius liefs Alexander in Ephesus vor dem Tempel der Artemis-Diana daselbst sein ganzes Heer in Parade aufmarschieren. Diodor schreibt: „Dreierlei begründete den Ruhm der Diana zu Ephesus, zunächst der Tempel, der alle Tempel an Gröfse übertraf, dann die Blüte der grofsen Stadt, endlich die Majestät der Göttin.“ Letztere bestand in ihrer Wundermacht, die bei Anwesenheit des Apostels Paulus durch den Ruf aufgeregter Scharen gepriesen wurde: „Grofs ist die Diana der Epheser!“ Jenes militärische Schauspiel Alexanders fand im christlichen Neapel Nachahmung, wo das Königshaus der Bourbonen alljährlich bis 1860 eine Parade zu Ehren der wundermächtigen Madonna anstellen liefs. Lucian hat aus eigener Anschauung den vom Nimbus der Wundersagen verklärten Tempel der Dea Syria zu Heliopolis beschrieben. Dabei tritt er nicht als Satiriker auf, vielmehr

scheint ihm dies Heiligtum zu imponieren. Die Allmutter und Weltordnerin Isis mit ihren zahllosen, im ganzen Römerreich sich erhebenden Tempeln haben wir bereits erwähnt. In den Mysterien derselben ward ihr Wunderleben nebst ihren Wunderwerken, wovon uralte Tradition erzählte, dramatisch dargestellt [3].

Wenn Ovid in seinem bereits erwähnten Lied vom Festkalender Jupiters Geburt erwähnt, fügt er hinzu:

> Jupiter trat an das Licht (man vertrauet dem Alter als höchstem Zeugen), und du wirst nicht rütteln am Glauben der Zeit.

Die Wirklichkeit der überlieferten Wunderwelt wird also durch das hohe Alter der Überlieferung am besten bezeugt, mit anderen Worten, Tradition und Kritik sind durch eine Kluft für immer geschieden, und ein Frevel wäre es, wollte man die überlieferte Wunderwelt aus dem Bereich des Wirklichen zu entfernen suchen. Nicht Gegenstand der Forschung, sondern Gegenstand der Annahme, Gegenstand unbedingter Verehrung ist die Überlieferung. Wir sind keineswegs gezwungen, in jenem merkwürdigen Satz die persönliche Überzeugung dieses leichtfertigsten der römischen Salondichter zu finden. Er spricht einen Grundsatz, ein Gesetz aus, welches jener religiösen Restauration zu Grunde lag, die Augustus, der erhabene Gönner des Dichters, ins Werk setzte. Nicht reformieren wollte der erste römische Kaiser, sondern restaurieren. Die von den Vätern überkommene Götter- und Wunderwelt sollte in dem öffentlichen Kultus als eine die Gemüter beherrschende, unantastbare Macht des Reiches und seines Oberhauptes Stütze sein. An der Spitze des Reiches stand also ein Altgläubiger, ein Verehrer der Tradition, welche damals durch Augustus glänzende Anerkennung fand. Unter den Mitarbeitern des Augustus, den Werkzeugen, deren er sich bei dieser Restauration bediente, befindet sich keiner, der es versucht hätte, für die überlieferte Götter- und Wunderwelt den Beweis der Wahrheit und Wirklichkeit zu liefern. An einen solchen dachte überhaupt kein Altgläubiger. „Man vertrauet

dem Alter als dem höchsten Zeugen.“ Ovid spricht das Dogma von der Tradition aus.

Wir sind berechtigt, Virgil als den Pindar des augusteischen Zeitalters zu bezeichnen. Eine überlieferte Heroen- und Wunderwelt ist es, die in seinen Hymnen vor den Augen des Lesers vorüberzieht.

Breite Pfade öffnen sich überall her dem sagenkundigen Mann,
Diese Insel des Ruhms zu verherrlichen.
Wohl haben ältere Sänger schon
Diesen Weg befahren gefunden, und ich selbst
Wandle mit Eifer ihn auch.

So lesen wir in Pindars sechstem nemeischem Siegesgesang. Manches freilich will er verschweigen, denn

Frommt es ja doch nicht überall, wenn lautere
Wahrheit ihr Angesicht enthüllt, und das Schweigen
Ist ja häufig die weiseste Wahl dem Menschenkinde.

Wenn Virgil in pindarischer Begeisterung die überlieferte Wunderwelt in seiner Äneis prächtig geschmückt dem römischen Volk vorführt, so hegt er obiges Bedenken nicht. Nur ein einziges Mal sagt er bei einem Wunder: „Si credere fas est“, wenn wir berechtigt sind, es zu glauben. Im übrigen huldigt er dem oben angeführten Satz des Ovid: Das Alter ist der beste Beweis. Dies heifst mit anderen Worten: Es ist Tradition, forsche nicht weiter.

Hatte ein Lucian im zweiten Jahrhundert die Überlieferung anzugreifen gewagt, so verstummten solche Stimmen im dritten Jahrhundert gänzlich. Alle Schriftsteller vereinigen sich nunmehr, die Tradition hinsichtlich der Wunder zu stützen. Hier ist Älian zu erwähnen, der in seiner Schrift von den göttlichen Wirkungen seinen wundergläubigen Zeitgenossen das Unglaublichste bieten konnte. Man lese Fragm. 29. 31. 33. 89. Ein durch Äskulap geheilter Hahn stellt sich in die Reihe der Verehrer des Äskulap, des „Heiland“ (Sotēr), nimmt am Kultus teil und streckt sein geheiltes Bein. Ein Schwindsüchtiger wird dadurch geheilt, dafs er Epikurs Werke verbrennt und die Asche auf die Brust legt. Das

sind ähnliche Wunder, wie schon vor ihm der Rhetor Aristides in seinen heiligen Reden den Zeitgenossen erzählte, Wunderheilungen, Göttererscheinungen. Die neueste Zeit hat ähnliche Dinge gebracht. Leo Taxil, der bekannte Jesuitenzögling, hat den Beweis geliefert, daſs jede Geschichte, je dümmer sie sei, um so bereitwilliger von den Ultramontanen geglaubt werde. Diese Glaubenskraft hielt die Geschichte von der Teufelsbraut, die sich in ein Krokodil verwandelte, für Wahrheit.

Älian und Aristides leben noch heute, wie die Wunderberichte ruhmvoller Wallfahrtsörter beweisen. Wir erwähnen hier die Wunder in Lourdes und Pompeji nuova, welche uns ein annäherndes Bild von den Leistungen des dritten Jahrhunderts bieten. Die Wunder des neunzehnten Jahrhunderts erinnern an diejenigen des dritten. Man muſs die Bevölkerung eines Südlandes, wie Italien, kennen, um zu wissen, mit welcher Hartnäckigkeit daselbst hergebrachte Anschauungen, Sitten und Bräuche festgehalten werden. Verfasser hat in seiner Schrift: „Das Heidentum in der römischen Kirche“ dies auf Grund zwanzigjähriger Beobachtung dargelegt, z. B. im zweiten Teil, Kap. 1: Pompeji, keine Totenstadt.

Im dritten Jahrhundert ward der religiöse Glaube völlig vom Wunderglauben aufgesogen. Man lebte denkend und glaubend in einer Wunderwelt, wie der Fisch im Wasser. Je wunderbarer eine Kunde, desto bereitwilliger fand sie gläubige Anhänger. Von einer, wenn auch noch so bescheidenen Kritik war keine Rede, die Leichtgläubigkeit selbst bei Gebildeten erreichte einen unerhörten Grad, ebenso die Zahl derer, welche als Betrogene oder Betrüger zwischen Wahrheit und Unwahrheit nicht mehr zu unterscheiden vermochten. Die Altgläubigen (Heiden) bezweifelten nicht die Wunder der Neugläubigen (Christen) und umgekehrt. „Ein Riesennetz des Aberglaubens hielt die gesamte Menschheit des Römerreichs gefangen, ein Netz, an welchem Orient und Occident gearbeitet hatten. Niemals gab es eine aufgeklärte

und blasierte Gesellschaft, die so ganz in der Welt des Übernatürlichen lebte.“

Auf diesem Boden erwuchs der Neuplatonismus im dritten Jahrhundert, die letzte Stütze der überlieferten Religion und ihres Wunderglaubens. Ein Mann aus dem Volke, Ammonius Sakkas (Sackträger, Tagelöhner), war zu Alexandria Begründer dieser Philosophie des Wunders mit ihrem schwärmerischen Eindringen in die Welt des Unsichtbaren. — Plotinus und Jamblichus waren nach Anschauung ihrer Zeitgenossen sowie nach ihrer eigenen Meinung im Besitz übernatürlicher Kräfte, der letzte schwebte glanzumflossen einst über der Erde, wie später manche Heilige, auch preſste er aus dem Wasser sichtbare, seinen Schülern gezeigte Genien hervor. Als Rechtfertigung des überlieferten Wunderglaubens schrieben Porphyrius und Jamblichus das wunderreiche Leben des Pythagoras, des göttlichen Menschen, der als Liebling der Götter mit übernatürlichen Kräften begabt war und dadurch zugleich seine göttliche Abkunft als Sohn des Apollo beglaubigte. Er bannte die Pest, beruhigte Meer und Strom, daſs seine Schüler hinübergingen, er hatte wunderbare Macht über wilde Tiere und heilte viele Kranke. Mit dieser Darstellung folgte man dem Beispiel, welches Philostratus kurz vorher mit seinem Leben des Apollonios von Tyana gegeben hatte.

Fünftes Kapitel.

Kultische Wunder.

Die Macht der Wunder befand sich nach heidnischer Anschauung allerdings allein bei den Himmlischen, indes war sie dem Menschen nicht gänzlich verschlossen.

Viel des Gewalt'gen, des Starken lebt,
Doch nichts Stärkeres, als der Mensch.

So singt der Chor in des Sophokles Antigone. Ebenderselbe bezeichnet den Menschen als

erstaunlich begabt in weislich erfind'rischer Kunst.

Pindar, Zeitgenosse des obgenannten, sagt im sechsten nemeischen Siegesgesang: „Von gemeinsamer Mutter, der Muttererde, stammen Götter und Menschen, aber gänzlich geschieden trennt uns der Kräfte Mafs. Dennoch gleichen in etwas, sei es an hohem Verstand oder an Körperkraft, wir den Unsterblichen.“ In Hinsicht des Verstandes hätte Pindar auf die menschlicherseits ausfindig gemachten, wunderkräftig wirkenden Kultushandlungen der Mysterien verweisen können. Von Orpheus glaubte das Altertum, er habe die Weihen der Götter, die Sühne gottloser Handlungen, die Heilung von Krankheiten und die Abwendung des göttlichen Zornes „gefunden“. Zauberhaft wirkende Handlungen waren es, welche die Eingeweihten der uralten Mysterien von Samothrake reinigten, sühnten, sicherten und heilten, und solche Wunderkraft wohnte nicht nur in den uralten, bei solchen Kultushandlungen benutzten Gebeten, sondern auch in den

weihenden und geweihten Elementen, welche dabei nach Gesetz und Brauch zur Anwendung kamen.

Selig, wer im Weihdienst
Ewiger Götter hinlebt.

So singt der Chor in des Euripides Tragödie „die Bakchantinnen“ und meint den Wundersegen, dessen die Eingeweihten durch Kultushandlungen magisch teilhaft wurden. Hätte sich doch auch Nero, dem übrigens (nach Sueton) die Götter sehr gleichgültig waren, gern in Eleusis, wie vorher Augustus, einweihen lassen, wenn nicht sein Muttermord ihn gehindert hätte. Aber nicht allein die Mysterien hatten solche mit überirdischen Kräften versehene Handlungen, deren Wirkungen sich zauberhaft (magisch) dem Objekt mitteilten, sondern auch der gewöhnliche Kultus bot ähnliche Handlungen dar, die als heilige Überlieferung im höchsten Ansehen standen. Im Zeitalter des Pindar sahen die Athener auf der Bühne die Geschichte des Muttermörders Orestes dargestellt.

Hinweg gewaschen ist der Muttermord,
Denn, rot noch am Altar des Phoibos, ward
Er durch gerechte Opfer mir getilgt.

So läfst Äschylos in seiner Tragödie „die Eumeniden“ den Orestes sagen und bestätigt damit die magische Wirkung der damaligen Sühnegebräuche. Ovid, Kenner derselben, belehrt uns mit folgender Strophe:

Kraft sei der Sühne verliehen, so glaubten die Alten, zu tilgen
Jeglichen Unheils Keim, jegliche sündige That.
Ach, allzuleicht meint ihr, der Greuel des blutigen Mordes
Werde, vom Wasser besprengt, gänzlich getilget hinweg [1].

Uralten Glauben nennt uns hier der Dichter den Glauben an die im (fliefsenden) Wasser vorhandenen Wunderkräfte, von denen er an anderer Stelle seines bereits oft erwähnten Liedes vom Festkalender sagt: Bannende Kraft (also Wunder-Zauberkraft) — wohnt im Wasser*). Selten werden andere Elemente erwähnt.

Schon mit des Öles Zauberkraft getränkt,

lesen wir bei Äschylos. Nach der Odyssee reinigt und

*) Des Wassers göttliche Macht. Juvenal III, 19.

und entsühnt Odysseus den von schädlichen Einflüssen durch Ermordung der Freier erfüllten Saal mit Feuer und Schwefel. Tiresias entsühnt einen König, indem er ihn untertaucht und dann Lämmergedärm, Schwefel, Verbenen, sowie magische Bannsprüche anwendet. So erzählt Statius in seinem Epos „Thebais", abgefafst zur Zeit des Domitian, als die Sühnebräuche schon komplizierter geworden. Wenn er hier das Wasser schon zur Zeit des Tiresias, also im Heroenzeitalter, bei magischen Handlungen anwenden läfst, so bestätigt er den uralten, allgemein herrschenden Glauben an geheimnisvolle Kräfte dieses Elements. Wunderkräfte der Sühnung, Reinigung, Heilung wähnte man im Wasser, namentlich im fliefsenden Quellenwasser*). In der Reisebeschreibung des Pausanias aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. finden sich zahlreiche Beispiele. Bei Mykene hatte ein Bach den Namen Eleutherion, der befreiende, weil er zur Befreiung von leiblich-geistigen Übeln benutzt wurde. Orestes ward durch Wasser der Quelle Hippokrene magisch gereinigt, und diese Quelle sollte durch den Huf des Wunderrosses Pegasus entstanden sein. Als man jenes Sühnwasser auf die Erde gofs und vergrub, wuchs daraus wunderbar ein Lorbeerbaum empor. In der Quelle Kaanthos badete sich alljährlich die Göttin Hera, und dies Wasser besafs die Wunderkraft, sie wieder zur Jungfrau zu machen. Pausanias bemerkt, dies sei eine Geheimsage aus den Mysterien. — In Messenien war die Quelle des Dionysos, welche dieser Gott durch seinen Thyrsus hervorrief. Die Quelle Alyssos in Arkadien befreite von der Tollwut, die Quelle Kastalia heiligte Delphi's Priester. Eine Quelle in Paträ, in welche die Kranken einen Spiegel hinablieflsen, hatte die Wunderkraft, das Bild eines Lebenden oder eines Toten zu zeigen. Auch hier also galt:

Göttliches birget der Ort!**)

*) Die Mineralwasser in Bajae nennt Martial heilige Quellen. IV, 57. Eine gottbewohnte Quelle erwähnt er VI, 47.

**) Durch den Pegasus ward in Troizene eine Quelle wunderbar hervorgebracht. Paus. II, 21.

Das Wasser der Quelle Selemnos in Achaja hatte die Wunderkraft, Männer und Weiber die Liebe vergessen zu machen, wenn man sich im genannten Wasser badete. Also ein Wunderwasser, wie Lethe im Hades [2].

Nur selten wird das Meerwasser als magisches Reinigungsmittel erwähnt, bei Pausanias nur ein einziges Mal (Buch IX, Kap. 20). Virgil, ein Kenner alter Bräuche, erwähnt als Weihemittel nur lebendes Wasser. Vor römischen Tempeln befand sich zauberkräftiges Weihwasser, wie in Griechenland, welches seine Kraft dadurch erhielt, dafs man einen Brand vom Opferherd darin ablöschte. Sei hier der Zauber eines Baumes erwähnt. Dem Lorbeer schrieb man im Dienst des Apollo Zauberkräfte zu. Er verschaffte Begeisterung, hielt dämonische Einflüsse ab, weshalb er auch im Innenhof grofser Häuser eingepflanzt wurde, wie z. B. Virgil vom Hause des Priamos erzählt. Mit dem Apollodienst kam der Lorbeer nach Italien und diente bei magischer Besprengung. „Weiheregen des Lorbeer." (Virgil.) Die bannende Kraft des Wassers hatte man dort seit grauer Vorzeit gekannt, weshalb sein Gebrauch im römischen Kultus allgemein war. So erklärt es sich auch, dafs in den Mysterien des Mithras magische Weihen und Sühnung durch des Wassers „Wunderkraft" geschahen. — „Reinigungsflut" für den täglichen Bedarf bot in Rom die Merkurquelle am kapenischen Thor.

Göttliches birget der Ort, wenn man Erfahrenen glaubt,

sagt Ovid und meint die in dem Wasser hausende Gottheit (numen). Dann erzählt er, wie ein Händler dort schöpft.

Darein taucht er des Lorbeers Zweig und besprengt mit dem Lorbeer
Alles, so viel er für sich nicht zu behalten gedenkt.

Dann, sich selbst besprengend, fleht er, es möge von ihm der Frevel lügenhafter Rede weggewaschen werden. Die heiligen Stromwellen des Numicius, welche den Äneas verschlangen, besafsen die Wunderkraft, letzteren so zu durchläutern, dafs er zum Gott wurde, dem ein Kultus in einem Hain an jenem Flufs zuteil wurde.

Was auch klebt an Äneas von Sterblichkeit, wäscht er und läutert
Mit der gesprengten Flut, bis der edlere Teil ihm zurückbleibt [3].

Als das Christentum in die Welt trat, fand es im Römerreich einen Kultus vor, in welchem das Wort, die Handlung, das benutzte Element als mit Wunderkräften versehen, mithin als magisch wirkend betrachtet wurden. Welcher Wirkung solche Handlungen fähig waren, zeigen am deutlichsten die Kultushandlungen in Hinsicht der Abgeschiedenen. Auch deren Entstehung verlegte man in die heroische Vorzeit und liefs, wie Ovid sagt, Äneas als Urheber derselben gelten. Als man einst den Manen die Ehren uralter Kultushandlungen entzogen hatte, und ihnen nicht die „Sühne“ zuteil wurde, da stiegen die Schatten aus der Unterwelt, und es erhuben, nach Ovid, heulenden Uhuruf Geister in Schreckensgestalt. Ovid hält dies für kaum glaublich, fügt aber trotzdem hinzu:

Nun erst gab man zurück den Gräbern entzogene Ehren,
Seitdem fanden ihr Ziel Wunder, Zeichen und Tod.

Man hatte also durch Kraft der Kultushandlung die Seelen wieder in den Hades gebannt. Virgil beschreibt im dritten Buch der Äneis solche magischen Bräuche und sagt, dafs durch dieselben „der Seele Ruhe im Grabe“ verschafft werde. Heilige Bannformeln benutzte man im Mai wider die schweigenden Manen, welche dann umherschweiften, wobei man sich auch (wie heute) der Wunderkraft des Weihwassers bediente. (Ovid.) Konnte man die Manen bannen, so konnte man sie auch zum Erscheinen durch die Kraft gewisser Handlungen zwingen. Tiresias, der priesterliche Prophet, verrichtet solche Handlung nach Statius, der in seinem bereits erwähnten Epos „Thebais“ diese Scene schildert. Zuerst wird der König, den es gelüstet, mit den Bewohnern des harten Orcus zu verkehren, im Flufs Ismenos getauft, darauf anderweitig gesühnt und geweiht, dann folgen Bräuche behufs Citation „des Volkes, welches im grausigen Reich des unersättlichen Todes wohnt“. „Ich kann euch zwingen“, ruft der greise Tiresias — und siehe, das Volk der Verstorbenen

naht sich. — Das Totenorakel am See Avernus und seine Beschwörung der Manen werden wir später noch behandeln. — Aber noch Höheres wirkten die Kultushandlungen in Hinsicht der Geschiedenen. Durch die priesterlich überwachten Ceremonien ward der Bestattungsort ein Heiligtum, und der Geist des Verstorbenen gelangte durch die Wunderkraft derselben zu einem erhöhten Zustand, der einen Grad der Göttlichkeit einschloſs und allen Abgeschiedenen den Namen: „Vergöttlichte Manen“ (Divi Manes) verlieh, wie unzählbare Inschriften beweisen. — Weil in diesen erhöhten Zustand durch Wunderkraft der Kultusbräuche versetzt, genossen die Manen Kultusehre. „Alle Verstorbenen werden für Manengötter gehalten“, sagt Augustinus und weist damit nach, daſs die Heiden nach ihrer Meinung die Kunst besaſsen, „Götter zu machen“*). — Nicht minder groſs war die Wirkung solcher Kultushandlungen, welche die Unterwelt nötigten, den Untergang der Feinde herbeizuführen. Bisweilen war dazu eine Selbstaufopferung nötig. Als die beiden Decier diese vollbrachten, hatte vorher eine Erscheinung den Untergang der Feinde geweissagt. Dieser geschah als Folge der uralten zaubermächtigen Gebetsformeln, welche ein Priester vorsprach bei dieser „Devotio“ [4].

Kräftiger Bannsprüche voll waren die unter Aufsicht des Pontifex Maximus befindlichen Rollen, welche die uralten, bei Opfern gebrauchten Gebetsformeln enthielten, deren Zauberkraft bei der geringsten Änderung verschwand. Ein Banngemurmel war es, wenn der Priester solche Gebete bei einem stets magisch wirkenden Tieropfer hersagte oder einem anderen vorsprach. Wenn die Götter ihre Einwirkung auf die Menschen offenbarten, so hatten die Menschen durch klugen Verstand erfunden, zwingend auf die Götter einzuwirken. War die Ehre des Kultus, wie wir im ersten Kapitel zeigten, eine Gunstbewerbung, so besaſs der Mensch

*) Die Etrusker besaſsen die Kunde von gewissen Opfern, welche das Wunder wirkten, einen Gestorbenen zu einem Gott zu machen. Siehe Än. III, 168. Arnobius adv. gentes II, 62.

auch zwingende Mittel, um auf die Himmlischen einzuwirken. Hatte Jupiter durch Blitzschlag seinen Zorn kund gethan, so besafs man die von den Etruskern erlernte Blitzsühne, Beschwörungsformeln, welche ebenso sicher drohendes Unheil abwendeten, wie z. B. unser Blitzableiter. Lucanus beschreibt eine solche Kultushandlung, auch Livius bietet Beispiele. So greift der Mensch in das Getriebe der Himmlischen ein. Antinous, der schöne Liebling Hadrians, nahm sich das Leben und zwang dadurch die Götter, diesem Kaiser das Leben entsprechend zu verlängern*). — Wenn man bei einer eroberten Stadt die Schutzgottheit derselben zwingen wollte, nach Rom überzusiedeln, so hatte man für diesen Zweck die nötigen Bannformeln der Evokation, und wenn sonst die Winde den Göttern gehorchten, so konnte man doch in dies Gebiet eingreifen durch Beschwörung der Elemente. Hohes Ansehen besafs in Rom der lapis manalis, ein Wunderstein, den die Priester bei Regenmangel durch die Strafsen zogen, um das himmlische Nafs zu erzwingen. Als der Kaiser Marc Aurel durch Wassermangel in Not geriet, hatte er Priester zur Hand, welche durch die Wundermacht ihrer Beschwörung Regen schafften, indem sie die Himmlischen zwangen, ihnen willfährig zu sein. Solchen Zwang glaubte man durch absonderliche Gebete gesichert, und als besonders kräftig galt z. B. das Gebet der Vestalinnen, sowie des Pontifex Maximus**). Die höchste Leistung der Beschwörung hatte Numa von zwei Waldgöttern gelernt, welche ihm gesagt:

Jupiter bannen wir her mit des Zaubers gewaltigen Künsten.

So berichtet Ovid und fügt hinzu, niemand dürfe jene mächtige Bannformel, die solches Wunder wirke, erfahren.

*) Selbst für den Kaiser Caligula und dessen Genesung wollten in Rom manche ihr Leben opfern. Sueton, Caligula 14.

**) Lucian, in seiner Beschreibung des Tempels der Dea Syria, erwähnt die Zaubergebete eines heidnischen Säulenheiligen im zweiten Jahrhundert. Dreihundert Jahre später ahmte Simeon, der Säulenheilige, ihm nach.

Von einer sonderlichen Beschwörung der Götter berichtet Augustinus aus den Schriften des Neupythagoräers Hermes, genannt Trismegistos. Letzterer behauptete, der Mensch habe die „Kunst" erfunden, Götter zu machen, und rühmte diese Wundermacht. Durch Beschwörungen nämlich riefen die Menschen die Dämonen herbei, Mittelgottheiten zwischen den Göttern und Menschen, und bannten diese Halbgottheiten in heilige Bilder (Statuen), durch welche diese Macht erlangten, den Menschen zu nützen oder zu schaden. „So werden die Bilder gleichsam beseelte Leiber, und diese wunderbare Kunst haben die Menschen empfangen." Augustinus schreibt höhnisch: „Das Wunder aller Wunder ist, daſs der Mensch eine göttliche Natur zu erfinden und ins Leben zu rufen vermochte." In den Kultusstatuen wohnte also eine göttliche Macht, ein geheimnisvolles Leben, welches sich in verschiedener Weise äuſserte. „Das Bild der Göttin wandte sich von seinem Sitz." So berichtet Iphigenie dem König Thoas, und dieser zweifelt nicht an der Möglichkeit und Wirklichkeit dieser Lebensäuſserung. Eine von Frauen gestiftete Statue der Juno in Rom gab durch laute Rede ihren Beifall zu erkennen, und als Caligula die Statue des Zeus von Olympia fortschaffen lieſs, erhub dieselbe zum Entsetzen der Arbeiter ein lautes Gelächter. Manche Statuen besaſsen Heilkräfte; Lucian in seiner Satire „Götterversammlung" schreibt: „Bereits heilt die Statue des Athleten Polydamas die am Fieber Leidenden zu Olympia, ebenso die des Theagenes in Thasos." Von den Statuen dieses vergöttlichten Menschen berichtet ebenfalls Pausanias in seiner erwähnten Reisebeschreibung, daſs Kranke durch ihre Wunderkraft geheilt wurden. Eine im Besitz Neros befindliche wunderkräftige Statue diente als Mittel gegen Verschwörungen, eine Statue der Fortuna, wie vielfältig bezeugt ward, redete zweimal mit lauter Stimme, eine Fortuna in Antium erteilte Orakel durch wunderbare Bewegung ihres Bildes, ebenso thaten Wunderbilder im Tempel der Dea Syria; Virgil und Ovid durften ihren Lesern die Wunder

der schwitzenden und weinenden Götterstatuen bieten, wie wir zeigen werden. Auch Augustin erwähnt eine weinende Statue, de civ. Dei III, 21. Auch gehen konnten Götterbilder, wie jene aus Lanuvium entführten Penaten, die dorthin wunderbar zurückgingen. Konnten Statuen alle solche Wunderdinge, so konnten sie auch hören. Man flüsterte ihnen Bitten ins Ohr und heftete ihnen, weil sie auch lesen konnten, Bittschriften ans Knie, wie Juvenal sagt:

Drum Unnötiges ist's, ja Verderbliches, was man erbittet,
Und weswegen man Wachs an das Knie darf heften den Göttern.

Eine Statue der Fortuna wendete bei einem von Sejan dargebrachten Opfer ihr Haupt ab. Hier müssen wir auch der göttlich verehrten Feldzeichen der Römer gedenken, die gleichfalls ein mysteriöses Leben besafsen. Unter Regierung des Kaisers Claudius gaben sie dadurch Wunderzeichen, dafs keine Menschenkraft im Stande war, sie aus dem Boden zu ziehen.

Durch ihr wunderbares Leben standen solche Kultusbilder auf einer und derselben Stufe mit den Pfändern göttlicher Gunst. Das Pallasbild, welches Äneas nach Rom brachte, war in Troja vom Himmel auf die Erde gefallen. Ebendaher kam das Götterbild der Artemis-Diana zu Ephesus, welches deshalb in der Bibel als Diopetes bezeichnet wird. Denselben Ursprung hatte ein auf der Akropolis zu Athen befindliches Pallasbild. Pausanias I, 26 sagt weder Nein noch Ja. Der Stein der grofsen Mutter, den die Römer aus Kleinasien holten, ebenso der Stein des Sonnengottes kamen vom Himmel. Als im vierten Jahrhundert n. Chr. die Zerstörung von Götterbildern in Alexandria einen Aufruhr erzeugte, sagte der Rhetor Olympios, die Wunderkraft jener Götterbilder sei zum Himmel zurückgekehrt.

Schliefslich seien erwähnt die im römischen Kultus zur Zeit der Kaiser in fast unabsehbarer Reihe vorhandenen Handlungen der sühnenden Weihe und der weihenden Sühne, teils zur bestimmten, teils zur unbestimmten Zeit, teils für einzelne, teils für Gemeinschaften, alle aber wunderkräftig

(magisch) wirkend. Das hierfür immer wiederkehrende Wort ist: Lustrare, Lustratio. — „Die Palilien rufen.“ So beginnt Ovid die Beschreibung des alljährlichen Sühnefestes der Hirtengottheit Pales. Hirten und Herden sollten durch vielfältige, kraftvolle Bräuche wider Gefahr und Schaden geschützt werden.

Lasset die älteste Jungfrau das Kälbchen verbrennen im Feuer,
Dafs an der Pales Tag sühne die Asche das Volk.

Kräftige Sühnmittel holte man aus dem Tempel der Vesta für jenes Fest, und der Lorbeerzweig sprengte „weihenden Regen“.

Entsühnt das Dorf, ihr Bewohner.

Mit diesen Worten beginnt Ovid die Beschreibung eines allgemeinen Sühne- und Weihefestes. Mit der Bezeichnung Ambarvalia*) meinte man sühnende, weihende Umgänge (Prozessionen) mit Opfertieren, in der Absicht, Flur oder Stadt der magischen Kraft des Opfers und Gebetes teilhaftig zu machen. Virgil in seinem Lied vom Landbau erwähnt solchen Kultus. Auf den Fluren Neapels dichtete er jenes Lied, dort hat er solche Prozessionen geschaut, und ebendaselbst sieht man noch heute dieselben Umzüge zu demselben Zweck. Aufserordentliche Umzüge erwähnt Livius. Die zauberhaften Sühnemittel nannte man Februa, und davon stammt der Name des eigentlichen Sühnemonats, in welchem die Sühnefeier der Luperkalien celebriert wurde, deren kraftvoll wirkende Bräuche Ovid im mehrgenannten Lied beschreibt. Sueton sagt vom Kaiser Titus: „Um in Rom den Gesundheitszustand zu bessern, benutzte er alle Mittel der Religion und Arzeneikunde, indem er alle Arten von Sühnopfern und Heilmitteln anwandte.“ So oft in Rom sich ein Unglücksvogel zeigte, liefs Kaiser Claudius Sühnungen anstellen. Zahlreiche Beispiele von Sühnung der Prodigien erwähnt Livius. Alle fünf Jahre geschah auf dem Marsfeld zu Rom die Lustratio der gesamten Bürgerschaft, eine magische Feier, die als Lustrum bezeichnet wurde.

*) Dreimal geh' um das junge Gewächs heilbringend das Opfer.

Mit den zur Kaiserzeit sich verbreitenden neuen Göttern und ihren Kulten kamen neue Weihen und Sühnungen auf, und die Priester derselben machten für solche magischen Handlungen Reklame. Magische Reinigung und Sühne suchte man namentlich durch das Opfer der sogen. Taurobolien, einer Bluttaufe, welche nach den erhaltenen Inschriften die Kraft besafs, eine Wiedergeburt zu bewirken, und auch in Stellvertretung geschehen konnte. In Rom, wo sich dieser Kultusbrauch zur Zeit der Antonine verbreitete, wurden solche zauberhaften Sühnehandlungen an derselben Stelle vollzogen, wo sich heute der Vatikan befindet. Dort hat man Altäre der Taurobolien aus dem vierten Jahrhundert gefunden. Die Blutsühne der Bellonapriester erwähnt Tertullian.

Höchst selten wird der Exorzismus erwähnt. Mit einer Fackel oder mit Schwefel suchte man bei Geisteskranken des ihn beherrschenden bösen Geistes Herr zu werden [5].

Sechstes Kapitel.

Orakelwesen und Götteroffenbarungen. Mantik.

Eine Welt der Wunder tritt uns im Orakelwesen (Mantik) der alten Welt bis in die späteste Kaiserzeit entgegen, ein Wunderglaube, der mit dem öffentlichen und privaten Leben einflufsreich verwachsen war, von den Stoikern und Platonikern gerechtfertigt wurde, auch eine reiche Litteratur hervorbrachte, von der uns Ciceros Schrift über die Weissagung (De divinatione) Nachricht giebt. Hier redet ein Stoiker zuerst von der natürlichen Mantik, wobei der Geist Gottes sich wunderbar dem Menschengeist mitteilt (Orakel, Träume, Ekstase), er redet ferner von der künstlichen Weissagung. (Göttliche Weisheit in Hinsicht der Deutung von Götterzeichen: Opferschau, Vogelschau, Himmelserscheinungen, Loose, Wundereignisse, Träume.) Die Basis jener stoischen Erörterung ist diese: Giebt es Götter, so sind sie wohlwollend, deshalb fähig und bereit, uns direkt oder indirekt Zukünftiges zu offenbaren. Nun aber giebt es Götter, folglich auch die Wunder der Mantik. — Das Kollegium der mit dem Krummstab bewaffneten Auguren deutete die Götterzeichen des Himmels, das Kollegium der Haruspices that dasselbe in Hinsicht der Opfertiere und ihrer Zeichen. Beide verfuhren nach der uralten disciplina Etrusca, und jene beiden im Staatskultus hoch angesehenen Kollegien

galten viele Jahrhunderte hindurch als das „Firmamentum rei publicae“ *) [1].

Auf dem Kapitol zu Rom befanden sich die Wundersprüche der von Apollo inspirierten Sibyllen, wunderbare Wegweiser zur Kenntnis des verborgenen Götterwillens. Jene sibyllinischen Bücher waren von Staatswegen priesterlicher Aufsicht und Deutung unterstellt.

Zur Kaiserzeit besafs das Römerreich in allen seinen Provinzen eine unabsehbare Reihe von Kultusstätten, welche in der mannigfachsten Weise im Dienst des Offenbarungswunders standen, von Ägypten an, wo die den Apis umgebenden Propheten Orakel erteilten, bis nach Heliopolis, wo im Dienst der syrischen Göttin Wunderstatuen Göttergedanken mannigfaltig offenbarten **). Freilich war Götteroffenbarung nicht an die eigentlichen Orakelstätten gebunden, auch war es nicht so, dafs nur einem einzigen der Götter jenes Gebiet des Orakelwunders angewiesen wäre. In einer Satire Lucians läfst derselbe einen der versammelten Götter den Antrag stellen, die Wirkungsgebiete der letzteren voneinander zu sondern. Dies kam in Hinsicht des Offenbarungswesens (Divinatio) nie zur Ausführung. Hatte Apollo sein lorbeerumgrüntes Seherhaus im hochgerühmten Delphi, von dessen Sehersprüchen z. B. Herodot viele verzeichnete, so weissagte Zeus in Dodona und auf der Ammon-Oase Ägyptens, Mars hatte eine solche Stätte in Thracien, Aphrodite-Venus in Paphos, Diana in Kolchis, Äskulap in Epidauros und Rom, Herkules in Kades, Serapis in Alexandria, und mit dem Kultus der Isis verband sich überall die Divinatio. Keine Art des heidnischen Wunderglaubens war

---

*) Opferschau kannten auch die Griechen, ebenso die Vogelschau (von letzterer z. B. Odyssee):

Es kündigt eine günst'ge Fahrt den Schiffern
Der Seher Kalchas aus dem Opfer an.
(Euripides, Iphigenia in Aulis.)

**) Ausführlich beschreibt Pausanias das Orakel des Trophonios IX, 39.

so fest gewurzelt, so allgemein verbreitet, keine hat mit ganzer Wucht so sehr den äufserlichen Fall des antiken Heidentums überdauert, als die genannte. War derselbe doch sogar bei denen eine Macht, die im übrigen dem Wunderglauben nicht befreundet waren. Plinius, Verfasser der Naturgeschichte, ausgesprochener Atheist, konnte jenem Glauben sich nicht entziehen. Dieselbe Inkonsequenz finden wir bei Cicero. Thucydides und Tacitus beugten sich vor der Macht jenes uralten, allgemeinen Glaubens, den die Philosophie der Stoiker, der Neupythagoräer, der Neuplatoniker mit allen Kräften zu rechtfertigen suchte. Keine Art des Wunderglaubens hat in der prosaischen und poetischen Litteratur der Griechen und Römer so viele Spuren hinterlassen, wie der Glaube an Offenbarungen der Götter.

Es genügt, hier einige Beispiele dieser Offenbarungswunder zu erwähnen.

I. Unmittelbare Offenbarung. Solche geschah durch Stimmen, Träume, Göttererscheinungen. Aus dem Tempel der Athene Pronoia in Delphi ertönte ein wunderbares Geschrei, welches die Perser vertrieb (Herodot), bei Festen der Ceres hörte man in ihrem Tempel zu Eleusis einen nächtlichen Ton, bei der Salamisschlacht vernahm man ein wunderbares Getöse. Den Gesetzgebern Numa Pompilius, Minos und Lykurgos ward unmittelbarer Verkehr mit Göttern zuteil, welche sie also inspirierten. Im Tempel des Äskulap redete dieser Heilgott durch Träume und persönliches Erscheinen. Juvenal in der elften Satire sagt:

> Und die Stimme,
> Die in der Mitte der Nacht in der Hauptstadt Mitte gehört ward,
> Als von des Ozeans Strand sich die Gallier nahten und Götter
> Selber des Sehers Beruf ausübten.

Junos Stimme ward im heiligen Hain gehört *). Die Höhle des Trophonius in Hellas ward ein hochberühmtes Orakel

*) Cicero de div. I, 45. Götterstimmen aus dem Hain der Vesta. Livius V, 50. Preller, Röm. Mythol. I, 335.

im zweiten Jahrhundert. Das Seltsame, Wunderliche, Grausige wirkte anziehend. Die Vorbereitungen derer, welche dies Orakel befragen wollten, erregten die Phantasie, und so gestimmt kroch man in die Höhle hinein, wo sich Stimmen hören liefsen [8].

II. Mittelbare Offenbarung. Als Mittel bedienten sich die Götter der lebendigen und leblosen Natur. Augustin schreibt: „Die Wahrzeichen (Monstra) sollen vom Zeigen so genannt sein, die Anzeichen (ostenta) vom Anzeigen (ostendere), die Vorzeichen (Portenta) vom Vorzeigen (portendere) und die Prodigien — auch Prodicien —, weil sie vorhersagen (prodicere)."

Die künstliche Weissagung der Römer, also diejenige der Haruspices und Auguren, welche Eingeweide, Blitze, wunderbare Erscheinungen, Loose und Himmelszeichen beobachteten, beruhte auf uralter Tradition. Cicero de divinatione I, 56 sagt: „Indem Gedächtnis und Fleifs angewendet wurde." Jene Tradition fand sich abgelagert in Schriften der Etrusker und in Tagebüchern jener Zeichenkundigen. Welche Fülle solcher Wunderzeichen haben Xenophon, Livius, Curtius, Plutarch, Arrian u. a. in ihren Schriften verzeichnet. Kometen, Blitze, Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Meteore, Feuer, Pflanzen dienten den Göttern als Mittel der wunderbaren Offenbarung. Kurz vor Neros Ende sprangen die Thüren am Mausoleum des Augustus auf (Sueton), bei Tiberius' Tod stürzte der Leuchtturm auf Capri zusammen. Hier ein Beispiel von der solchen Dingen begegnenden Leichtgläubigkeit. Ein Adler liefs ein weifses Huhn, das im Schnabel einen Lorbeerzweig trug, der Livia, Augustus' Gemahlin, in den Schofs fallen. Das Huhn wurde aufgezogen und hatte viele Küchlein, der Lorbeerzweig ward zu einem Hain, von dem die Kaiser bei Triumphen Zweige nahmen. Zugleich pflanzten sie bei solchem Anlafs jedesmal einen neuen Zweig. Vor dem Ende Neros, dieses letzten der julischen Kaiser, starb jener Hain aus, dasselbe geschah mit den Hühnern. — Oft wird durch solche Berichte den Grofsen der Erde geschmeichelt.

Nach Aurelius Victor verkündete ein Komet den Tod des Konstantin, und als Konstantius zum Cäsar ernannt wurde stand der Himmel in Flammen. Als Julian gen Persien zog, warnte ihn eine Feuerkugel. Nach Arrian und Curtius erlebte Alexander Magnus vieles dieser Art. Die Groſsen der Erde wurden mit groſsen Wunderzeichen geehrt. — Groſse Ereignisse hatten Wunderzeichen. Die Geburt Alexanders, die Geburt des Augustus und beider Gröſse hatten voraufgehende Wunderzeichen, wie Plutarch und Sueton beweisen. Vor Besiegung der Messenier, vor der Schlacht bei Leuktra geschahen Wunder. Oft bedienten sich Götter ihrer Statuen, um wunderbar ihren Willen, ihre Gedanken, sowie die Zukunft zu offenbaren. In Antium orakelten Statuen. Vom Tempel der Dea Syria berichtet Lucian: „Eine Apollostatue rührt sich, wenn sie weissagen will. Dann tragen Priester dieselbe, welche dabei von einem auf den anderen hüpft, während die Priester den Gott fragen. Will er verneinen, so geht die Statue rückwärts, sonst vorwärts.“ Lucian sah die Statue in der Luft schweben. Von schwitzenden und wandernden Statuen hörten wir bereits *). Weissagebücher, göttlich inspiriert, gab es in Hülle und Fülle, obenan die sibyllinischen Bücher, und Juden sowohl als Christen konnten den Glauben der Zeit benutzen, wenn sie Sprüche der Sibyllen fabrizierten, dem zeitgemäſsen Grundsatz der nützlichen Lüge huldigend. Alexander von Abonoteichos hat bewiesen, wie leicht es war, im zweiten Jahrhundert ein Orakel mit Zubehör von Mysterien zu gründen. Lucian hat diesen Betrüger, einen von vielen, farbenreich geschildert. Griechische und lateinische Weissagebücher von unbekannten oder unglaubwürdigen Verfassern, über zweitausend

*) Beispiele bei Cicero de div. I, 34. Ein Bild des Herkules schwitzt, Thüren in seinem Tempel springen auf. Plutarch im Leben Lysanders 12 erwähnt Wunderzeichen. Cicero de div. I, 43. Apollo und die Viktoria schwitzen; Steinregen, Blutströme. Auch Livius XLIII, 13 und Plutarch Coriolan 38 berichten Ähnliches.

Bände, liefs Augustus verbrennen, nachdem er sie hatte zusammenbringen lassen.

Ebenso oft waren lebende Wesen Mittel wunderbarer Offenbarung. Der göttliche Apis in Ägypten orakelte durch seine Priester, eine Krähe auf dem Kapitol sagte Gutes in Hinsicht des Trajan. „Die feingeschmiedete zweideutige Orakelei des Apollo nahm ein Ende, als die Welt anfing, gebildeter und weniger leichtgläubig zu sein“ *), so meint der Christ Oktavius bei Minucius Felix. Er irrt sich, denn das delphische Orakel entstand zu neuem Leben, wo

> Auf goldenem Stuhl in der Mitte der Welt der
> Hochthronende spruchauslosende Gott

durch die Pythia für hoch und niedrig Orakel erteilte. Kaiser förderten durch ihr Beispiel den Glauben an solche Wunder, die Priester orientalischer Kulte, z. B. der Isis, machten für diesen Zweig des Wunderglaubens Reklame **), die leicht ihr Ziel bei hoch und niedrig erreichte. Cäsar glaubte nicht an Vorbedeutungen und hatte vor den Göttern so wenig Achtung, dafs er in Gallien aus den Tempeln die Weihgeschenke raubte, aber schon in seiner Zeit hatte dieser Neugläubige wenige Glaubensgenossen, wenn wir die Zahl der Altgläubigen erwägen. Zur Kaiserzeit mehrte sich der Wunderdurst in Hinsicht der Orakel, und weil man die Manen als Gottheiten betrachtete, so ward es allgemein, dieselben orakeln zu lassen.

Wenn Äschylos in seiner Tragödie „die Perser“ die Scene eines solchen Orakels auf die Bühne brachte, indem er den vergöttlichten Darius erscheinen liefs, wie zu Endor Samuel dem Saul erschien, so ist die ganze Darstellung

---

*) Zur Zeit des Cicero ward Delphi stumm. De div. I, 19. An dieser Stelle werden Sammlungen der Orakelsprüche erwähnt.

**) Cicero de div. I, 58 will von den Priestern dieses Kultus nichts wissen und stellt sie in die Reihe der Dorfpropheten und anderer Betrüger. „Schwärmer sind sie, abergläubisch, und weissagen frech.“ — Zur Kaiserzeit erlangte dieser Kultus mit seinen Priestern allgemeines Ansehen.

würdevoll, schlicht und ernst. Fünfhundert Jahre später schilderte der Dichter Statius in Rom eine solche Scene. Welcher Unterschied zwischen diesen zwei Scenen. Statius bemüht sich in seiner „Thebais“ jenen Vorgang so ausführlich und grausig als nur möglich zu schildern. Das Publikum zur Zeit des Domitian wollte Neues, Aufregendes. Jene Schilderung nimmt einen grofsen Teil des vierten Buches der „Thebais“ ein und erspart dem Leser nichts von dem, was das grausige Reich des unersättlichen Hades nur bieten kann. Das berühmte, durch Virgil verherrlichte Totenorakel am See Avernus bei Neapel bestand bis in die späteste Kaiserzeit und war ein locus religiosus, eine Kultusstätte.

Wenn die Neuplatoniker im dritten Jahrhundert die überlieferte Volksreligion zu rechtfertigen sich bestrebten, so bezog sich ihr Bemühen besonders auch auf die Wunder der Mantik. Plotinus liefs bei der Weissagung die Untergötter, Dämonen genannt, thätig sein.

Siebentes Kapitel.

Gründungswunder. Göttersöhne. Erweckungen. Heilungswunder.

Wenn Pindar „zum goldenen Ölzweigkranz den Festschmuck herzerfreuender Lieder“ fügte, so galt sein Singen und Sagen nicht nur den Siegern im Wettkampf, sondern auch dem Ruhm ihrer Vorfahren und ihrer Heimat.

An welcher heimatlichen Ehre
Hast du, erhabene Thebe,
Am höchsten wohl ehedem
Dein Herz erfreut?

So fragt er im sechsten nemeischen Siegesgesang, und berichtet dann wundersame Ereignisse zum Ruhm jener siebenthorigen Stadt. Solchen Ruhmes erfreuten sich auch manche hellenische Kolonieen, wenn sie z. B. behaupteten, eine Taube habe sie wunderbar geleitet, oder daſs ihr Gründer wunderbar angelangt sei, z. B. Taras, Gründer Tarents. Einen Hauptruhm suchten die hellenischen Städte und Kolonieen darin, daſs ihre Gründung in der Heroenzeit geschah und mit Wundern verbunden war. Mit der Bezeichnung: Gründungswunder fassen wir jene zusammen. Zahlreiche Gründerheroen hatten einen wunderbaren Ursprung, sofern die Mutter dem Menschengeschlecht, der Vater den Göttern angehörte. Einen Göttersohn zum Gründer zu haben, galt für eine Stadt, für einen Verein, einen Tempel, einen Kultus als der höchste Ruhm, und solche wunder-

bare, mit anderen Wundern verbundene Gründung für Wirklichkeit und Wahrheit zu halten, galt als Patriotismus *). Manche schwungvolle Strophen der Chöre in den griechischen Tragödien liefern hierfür einen Beweis.

Und wär' er (Bakchos) auch nach Deiner Meinung nicht ein Gott,
Behalt's bei Dir und fab'le Semelen
Zur Gottgebärerin, in frommer Sorge
Für unseres Geschlechtes ew'gen Ruhm.

Die Siebenhügelstadt, jene Wundersucht teilend, konnte der Gründungswunder nicht entbehren. Der „fromme" Äneas', ein Göttersprofs, war der Urahn des Populus Romanus, dessen Weltherrschaft also auf göttlichem Ursprung beruhte, und weil die Äneis die götterfügungsreiche Lebensfahrt jenes Heros besang, galt dies wunderreiche Epos nicht nur als ein eminent religiöses, sondern auch als ein eminent patriotisches **).

Von Göttern ist der Grund gelegt.

Dies pindarische Wort gilt auch von Rom; ebenso können wir auf Rom eine andere Strophe Pindars anwenden:

Der Götter Macht vollbringt ja ein Werk so leicht auch,
Wider beschworene Unmöglichkeit.
Mir erscheint, wenn auch wunderbar,
Von dem, was Götter vollziehn, nie unglaublich eine That.

In diesem Sinne schreibt Ovid in Beziehung auf Rom:

Also erhob sich die Stadt, (wer hätte damals es geahnet?)
Siegenden Fufses dereinst über die Erde zu geh'n.

Zu den Wundern des „Urahn" Äneas kamen die Wunder der von einer Wölfin ernährten Kinder, welche eine Vestalin zur Mutter, aber den Schlachtengott zum Vater hatten. Von Romulus schreibt Ovid, die doppelte Göttergründung erwähnend, des Venus-Sohnes Äneas, des Mars-Sohnes Romulus:

*) Bei seiner Fahrt zum Hades lernte Odysseus zahlreiche sterbliche Götterfrauen und Mütter von Götterkindern kennen. Odyssee XI. Selbst der Betrüger Alexander von Abonoteichos konnte nach Lucian sich als Göttersohn ausgeben.

**) Um zu erkennen, welche Bedeutung im antiken Leben die Wunder hatten, vergleiche man die Äneis mit dem Nibelungenlied.

Venus und Mars stets nannte, so oft er der Eltern gedachte,
Dieser, und Glauben daran darf er verlangen von uns.

Die wunderbare Bewahrung eines göttergeliebten Kindes finden wir auch z. B. bei Semiramis wieder, die von Tauben ernährt wurde. Jamos, Apollos Sohn, ward nach Pindar von Schlangen gespeist. Als Melampos, der Seher, schlief, kamen Schlangen, reinigten ihm mit der Zunge die Ohren und bewirkten, daſs er die Stimme der Vögel verstehen konnte. Die beiden Söhne des Neptun und der Menalippe wurden ausgesetzt und von einer Kuh wunderbar gesäugt, später von ihrem Vater gerettet. In des Euripides Tragödie „Ion" erfahren wir von der Aussetzung des Sohnes der Kreusa und des Apollo, sowie von dessen wunderbarer Rettung. Über Aussetzung und Wunderrettung des Asklepios berichten wir nachher.

Zu Romulus gesellte sich unter den ersten Herrschern ein zweiter Göttersproſs, Servius Tullius, als Sohn des Vulkan von wunderbarer Herkunft, die sich durch Feuerglanz über seinem Haupt sichtbar machte *). Numa Pompilius war kein Göttersproſs, empfing aber die von ihm ausgehende religiöse Gesetzgebung von einer Göttin, ebenso wie Kretas König Minos, ein Sohn des Zeus, von diesem seine Gesetzgebung herleitete. Romulus, ein Wunderkind, that ein Wunder, als seine Lanze sich in einen Kirschbaum verwandelte, gröſsere Wunder aber geschahen an dem genannten, als er seine ruhmvolle Gründerlaufbahn beschloſs, um als Götterliebling in den Kreis der Himmlischen einzutreten. Bei einer Heerschau, als sich plötzlich der Himmel durch schwarze Donnerwolken verfinsterte, verschwand er, „und ward nicht mehr gesehen". Bald aber wuſste man, daſs Wunderbares mit ihm geschah, nämlich seine Auffahrt zur Wohnung der Götter **).

---

*) Zeichen verlieh ihm der Vater zur Zeit, als ums Haupt ihm das helle Feuer gebrannt und im Haar züngelnde Flamme gespielt.

**) Vom römischen Gründungswunder ausführlich Augustin de civ. Dei XVIII, 21.

Horch, es donnert, und dort zerreifsen den Äther die Blitze,
Jeder entflieht, — und empor führt ihn des Vaters Gespann.

Sein Vater Mars führte ihn zum Himmel auf seinem Wagen. Dafs er aber zum Gott geworden, war die Aussage des Proculus, der mit einem Eide bekräftigte, dafs Romulus ihm begegnet sei.

Herrlich und höher als Menschengestalt und im glänzenden Purpur
Sieht er inmitten des Wegs Romulus neben sich steh'n.

Ein ähnliches Wunder geschah an Äneas. Auch er verschwand, und die Nachwelt wufste, was geschehen war. Der Strom Numicius hatte den Teil des genannten hinweggespült, welcher verwesungsfähig war, den edleren Teil salbte mit göttlichem Dufte die Mutter (Venus), und so ward er zum Gott.

Die Erde verleiht dem Himmel Götter. (Ovid.)

Plutarch im Leben des Romulus Kap. 21 u. 28 erwähnt ebenfalls wunderbare Dinge beim Tode dieses Gründers, z. B. dafs die Sonne damals ihren Schein verlor, und bemerkt, dafs allerdings die Seelen solcher Götterlieblinge sich den Göttern zugesellen, dafs aber der Leib mit solcher Erhöhung nichts zu schaffen habe. Quintus von Smyrna, der die Ilias fortsetzte, erwähnt (III, 700) Wunder beim Tode Achills, von denen die Ilias nichts weifs. Auch bei Cäsars Tod ward die Sonne finster, wie Aurelius Victor in seiner römischen Geschichte erwähnt. Es war ein Wunderzeichen, welches Erschrecken bewirken sollte, wie z. B. jene Verfinsterung, welche eintrat, als in der Heroenzeit Atreus an den Kindern des Thyestes das bekannte Verbrechen beging. Ein solches Zeichen verfinsterter Sonne wird von Herodot als „Wunder" bezeichnet [1].

Herkules, Gründer der olympischen Spiele *), war von wunderbarer Herkunft, Sohn des Zeus und der Alkmene. Seine an Wundern reiche Lebensfahrt war in den Augen des Volkes nicht eine Mär, sondern Geschichte. Diodor,

*) Sein Segenswerk war auch die Einführung des Ölbaums. Pausanias schreibt, dafs sich seine göttliche Einwirkung vorzüglich bei den eleusinischen Mysterien und den olympischen Spielen zeige. V, 9.

in der Einleitung zu seiner Geschichtsbibliothek, unterscheidet (wie er sagt) Sage und Geschichte. Die Erzählung von den Dingen der Unterwelt ist ihm Erdichtung. „Wenn nun schon diese einen so günstigen Einfluſs ausübt, um wie viel mehr die Geschichte", die er als „Verkünderin der Wahrheit" bezeichnet. „So hat denn auch", fährt er fort, „Herkules, wie übereinstimmend erzählt wird, sein ganzes Leben hindurch groſse, beständige Mühen und Gefahren übernommen, um durch Wohlthaten gegen die Menschen der Unsterblichkeit teilhaftig zu werden, und von den übrigen trefflichen Männern sind die einen mit Heroenehre, die anderen mit der Göttlichkeit belohnt." Herkules gehört in Diodors Augen der Geschichte an, deshalb wird seine wunderreiche Laufbahn von ihm im vierten Buch ausführlich erzählt. Die Rhetoriker und Dichter wollen ergötzen, Diodor aber, wie er versichert, schreibt Geschichte, berichtet Thatsächliches, zur Belehrung, und hat sich zu diesem Ende dreiſsig Jahre hindurch mit Reisen und Forschen auf seinen hohen Geschichtsforscherberuf vorbereitet. — Gläubig berichtet er unter den Wunderthaten jenes halbgöttlichen Gründers auch die, daſs er in Rhegium die lästigen Cikaden für immer zum Schweigen brachte. Sein Lohn war dem des Romulus gleich, die Vergöttlichung. Vom Scheiterhaufen aus geschah seine Auffahrt zur Götterburg. Was die irdische Mutter ihm gab, sagt Ovid, schwand im Feuer dahin, nur die Spuren des Zeus blieben ihm. „Erhabneren Wuchses erscheint er, erhaben in seiner Verklärung. Auf vierspännigem Wagen entführte ihn sein Vater zu den glanzvollen Sternen." Wie ein zweiter Herkules erschien der Mit- und Nachwelt Alexander, eines Weltreichs Gründer. Zu einem Göttersohn machte ihn der Wunderglaube. Schon sein Vater Philipp ahnte die wunderbare Herkunft seines Sohnes, als er bei seiner Gemahlin eine Schlange (Apollo) bemerkte, Alexander aber lieſs sich als Sohn des Jupiter huldigen. Ein Abglanz der Heroenzeit fiel auf ihn und sein Leben, und ein Wunder geschah an ihm, indem

sein Leichnam trotz herrschender Hitze auch nach Tagen keine Verwesung zeigte.

Orpheus, Gründer der Mysterienkulte, war von göttlicher Herkunft, mit Wunderkraft begabt, vermöge deren er mit seiner Leier Ton wilde Tiere bändigte, Steine und Bäume bewegte, ja selbst die unterweltliche, unerbittliche Gottheit bezwang *). Hohe Begabung und Weisheit liefs göttliche Abkunft ahnen und glauben, und dieser Glaube warf seinen Schein auf Pythagoras, den Stifter des pythagoräischen Bundes. Er war ein Sohn des Apollo, und solche wunderbare Herkunft liefs man auch dem Plato zuteil werden. Die Tradition machte den Pythagoras zum Wunderthäter, denn mit solcher überirdischen Macht hatten die Götter diesen ihren Liebling begabt. Die beiden Neuplatoniker Porphyrius und Jamblichus haben das Leben dieses Götterlieblings geschildert, wobei sie nicht historische Wahrheit, sondern die Erbauung der Leser im Auge hatten, deren Frömmigkeit sie nähren wollten. Wie viel jene Verfasser hinsichtlich der Wunder des Pythagoras aus anderen Schriften entnahmen, wie viel sie hinzufügten, läfst sich nicht feststellen. Er heilte Krankheiten, stillte das Meer, war an zwei Orten zu gleicher Zeit, bannte die Pest, besafs ein wunderbares Wissen nebst Prophetengabe, redete mit einem Flufs, der ihm antwortete, sänftigte die wildesten Tiere und ward allseitig als ein Wesen höherer Art, ein Göttersohn und Götterliebling, betrachtet.

Seiner Geburt nach ein Halbgott (Sohn des Zeus und der Leto) war Apollo zur vollen Götterwürde aufgestiegen. War er doch der Gründer des heilvollen Seherhauses zu Delphi. Seine göttlichen Pfeile hatten den Drachen Python erlegt, sein Wunderschutz die Barbaren von seinem Heiligtum verjagt. Bakchos (Dionysos), Sohn einer sterblichen Mutter und des unsterblichen „Vaters der Menschen und

*) Properz sagt von Orpheus, er habe durch seiner Musik Zaubergewalt sogar Flüsse in ihrem Lauf gehemmt. IV, 1.

Götter", war Gründer des Weinbaues und deshalb, wie Apollo, zum Kreise der Olympier emporgestiegen. Seinen Siegeszug durch Indien erwähnt auch Arrian in seiner Darstellung der Feldzüge Alexanders und sagt: „Ich lasse diese Erzählung dahingestellt sein" [2].

In seinem ersten olympischen Siegesgesang sagt Pindar, daſs der Reiz der Dichtung (Charis) im stande sei, das Unglaubliche glaublich zu machen.

Wohl vieles ist wunderbar.
Oft verfälscht der Sterblichen Gedanken mit buntfarbigem
Betrug über wahrhaftigen Sinn
Sich einwebende Sagendichtung.

Dies bezieht sich auf eines jener Totenerweckungswunder, woran die Heroenzeit nicht arm war.

In seiner Tragödie Agamemnon läſst Äschylos die Klytämnestra sagen:

Es rufen keine Jubelsänge wieder
Des stolzen Lebens reichen Lenz zurück.
Den einz'gen, der den Tod besiegen konnte,
Ihn töteten des Gottes Blitze selbst.

Gemeint ist der Sohn eines Gottes und einer sterblichen Mutter, der Wunderarzt Asklepios, der Gründer des Wallfahrtsortes Epidauros, sowie eines Filials in Rom. Asklepios, der „sanfte Meister gliederquickender Schmerzstillung", war ein Sohn der Koronis und des Apollo. „Wie er schon bei Lebzeiten Kranke oft allein durch Zauber heilte, so erweckte er auch Tote, die dem Hades verfallen." So Pindar im dritten pythischen Siegesgesang. Das Altertum wuſste von zehn Erweckungswundern jenes Göttersohnes zu erzählen, wie zur erwähnten Stelle der Scholiast bemerkt. Weil solche Wunder dem Zeus miſsfielen, nahm er ihm durch einen Blitz das Erdenleben *), verlieh ihm aber einen Sitz bei den Himmlischen, wo er seine Wundermacht zum

*) — — — — — den Erfinder so mächtiger Heilkunst
Donnert er selbst mit dem Blitz hinab zu den stygischen Wassern.
Äneis VII, 765 ff.

Heil der Menschen auch ferner geltend machte, ohne indes Tote zu erwecken. Dafs Asklepios, bei Lebzeiten als Göttersohn mit Wunderkraft im höchsten Grade begabt, als Kind schon seine zukünftige Gröfse offenbarte, kann nicht überraschen. Von seinem Grofsvater (wie Romulus) ausgesetzt, ward er von einem Hirten gefunden, der einen von dem Kinde ausstrahlenden Glanz erblickte, woraus er den Schlufs zog, dafs in dem Kinde etwas Göttliches sei. So berichtet Pausanias und fügt hinzu: „Sogleich verbreitete sich die Kunde, der Knabe könne alles, was er wolle, Kranke heilen und auch Tote auferwecken.“ Zur Zeit einer Pest kam Asklepios (Äskulap) in Gestalt einer Schlange wunderbar nach Rom, wo er Jahrhunderte hindurch seine Wunderheilungen fortsetzte. Dafs er dort Tote erweckt habe, wird nicht erwähnt. — Einer der obgenannten zehn vom Tode Erweckten kam nach Italien, nämlich Hippolyt, der Sohn des Theseus, wie Pausanias ohne Fragezeichen erzählt. Er sagt: „Hippolyt weihte zu Aricia (am heutigen Nemi-See) der Artemis einen Tempel und ward daselbst König.“

Im Oktavius des Minucius Felix greift der Heide die Christen an und sagt: „Mit der Wiederkehr eines Toten zum Leben könne er sich nicht befreunden, denn ein solcher Fall sei nur einmal — in der Heroenzeit — geschehen, indem Protesilaos auf Bitten seines Weibes für einige Stunden aus der Unterwelt zurückgekehrt sei.“ Der Heide hält dies für eine Erfindung zum Zeitvertreib und sagt, die Christen in ihrer Leichtgläubigkeit hätten solches „Gebilde der Phantasie“ für ihren „Gott“ neu zurecht gemacht. — Der Heide Cäcilius versäumt, andere Auferweckungswunder zu erwähnen, welche nach dem Volksglauben geschehen waren. Isis erweckte ihren Sohn Horus aus dem Tode zu neuem Leben, dasselbe that Ceres (Demeter), als sie auf ihrer Wanderfahrt ein ärmliches Haus betrat, wie Ovid erzählt.

Odem des Lebens entströmte dem himmlischen Mund.

Auf einem mit Drachen bespannten Wagen, in Wolken ge-

hüllt, enteilte sie. Pelops, des Tantalos Sohn, ward trotz seiner schon erfolgten Zerstückelung von zwei Göttern wieder zu neuem Leben gebracht. Plutarch im Leben des Romulus erwähnt den Volksglauben an eine Erscheinung des mithin wiedererstandenen Romulus und fügt hinzu, dafs man von einem gewissen Aristeas dasselbe erzähle. Er sei gestorben, aber seinen Leichnam habe man nicht gefunden, dann aber wäre er lebend einigen Wanderern begegnet *). Ebenso (sagt Plutarch) nehme der Volksglaube bei der Mutter des Herkules ein Erweckungswunder an. Dem Orpheus gelang es teilweise, sein Weib aus dem Hades zu führen, was dem Dionysos-Bakchos in Hinsicht seiner Mutter Semele völlig gelang. Im Lügenfreund des Lucian sagt Antigonus: „Ich kenne einen, der am zwanzigsten Tage nach seiner Beerdigung wieder auferstand, ich selbst habe den Mann vor seinem Tode und nach seiner Auferstehung behandelt.“ Lucian war zugegen, als Peregrinus Proteus, Held der gleichnamigen Satire, sich zu Olympia aus Ruhmsucht in den Scheiterhaufen stürzte, und verhöhnt die Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen, indem er erzählt, ein würdig aussehender Graukopf habe dem Volke versichert, er sei dem soeben verbrannten Proteus begegnet und habe sein verklärtes, mit dem Ölzweig beschattetes Antlitz gesehen. Nach Dio Cassius gab sich ein Abenteurer für den auferstandenen Alexander Magnus aus und reiste im Bakchoskleid mit Gefolge durch Asien. Dieser Abenteurer fand Glauben und Bewunderer [3]. Dem Volksglauben war dergleichen also nicht fremd. Von solcher Wunderbegegnung wird wiederholt berichtet. Von Romulus war schon oben die Rede.

Herrlich und höher denn Menschengestalt und im Purpur erglänzend
Sieht er inmitten des Weg's Romulus neben sich stehn.

---

*) Von Aristeas erzählt ausführlich Herodot IV, 14. Der genannte, dessen Leichnam man nicht fand, erschien sieben Jahre nach seinem Tode, dann wieder nach 350 Jahren. Herodot macht kein Fragezeichen. „Man hat es mir erzählt“, sagt er.

So schildert Ovid die Begegnung mit Proculus, demselben, der eidlich ausgesagt, daſs er Romulus zum Himmel steigen gesehen. „Äneas wurde nach seinem Tode in voller Rüstung von Ascanius und seinen Begleitern erblickt, welcher Umstand das Gerücht von seiner Unsterblichkeit verstärkte.“ Einem Thessalier begegnete der vergötterte Julius Cäsar und beauftragte ihn, dem Oktavian den bevorstehenden Sieg bei Philippi zu melden. Letzteres berichtet Sueton im Leben des Oktavian und hat dies aus Quellen geschöpft. Jene Begegnung des Äneas erwähnt erst Aurelius Victor. Während Ovid und Virgil die Vergöttlichung und Himmelfahrt des Äneas ebenso erwähnen, wie die Auffahrt eines Cäsar, Augustus, Herkules u. s. w., wissen sie doch nichts von obiger Begegnung mit dem Wiedererstandenen. Wir sehen, wie die Tradition Zusätze bekam. Pindar sagt:

Mit bunten Lügen täuschen die Sagen *).

Das Wunder der Auferstehung zu neuem Leben, der Wiederkehr aus dem Hades, war dem hellenisch-römischen Heidentum ebenso geläufig, wie andere Wunder, z. G. Göttererscheinungen. Wir erinnern an das vorige Kapitel, wo wir die Erscheinungen und Orakel der aus dem Hades zurückkehrenden Manen erwähnten. Auf der Bühne Athens sah man den aus dem Reich des Orkus ans Sonnenlicht zurückgekehrten göttlichen Darius. Äschylos läſst ihn sagen:

Ihr weckt mich auf mit zaubermächtigen Klagen,
Ihr ruft mir Schmerzen, unser Weg ist schwer,
Denn rasch ergreifen uns die nächt'gen Götter,
Doch ungern lassen sie uns je zurück.
Allein auch denen zeigt' ich meine Macht.
Da bin ich.

Eine solche Macht im Orkus hatte Darius als vergöttlichter König. Zu seiner Gemahlin sagt der Chor: „Gattin des Gottes“ **). Auf Befehl der Götter führt Merkur den

*) Hier ist auch der im gesamten Altertum herrschende Glaube an Tod und Auferstehung des Phönix zu erwähnen.

**) Wenn abgeschiedene Heroen sich sichtbar zeigen, so gehört

ermordeten König Laios aus dem Hades, den Vater des Ödipus. Die Manen beneiden ihn wegen solcher Rückkehr. Ein Weg führt hinauf ins Reich der Lebenden, welche an der Wegesmündung oft den Tumult des Hades vernehmen. In der Verkleidung des priesterlichen Sehers Teiresias tritt Laios an des Eteokles Lager, sagt ihm die Zukunft und zeigt ihm schliefslich die noch blutende Todeswunde, ihr Blut auf Eteokles träufelnd. So Statius in seiner unter Domitian verfafsten Thebais *). Schon Homer redet von Rückkehr der Abgeschiedenen. Odysseus hat den Manen Opfer gebracht und gelobt, da geschieht das Wunder:

> Es kamen versammelt aus den Tiefen des Hades
> Die abgeschiedenen Seelen. (Odyssee XI.)

Dafs Totenerweckungen dem herrschenden Glauben keine Schwierigkeit bereiteten, beweist auch Alexander von Abonoteichos. Lucian berichtet u. a. von einem Orakel dieses Betrügers und sagt, derselbe habe das Ansehen dieses neuen Delphi dadurch gehoben, dafs er Boten aussandte, die erzählten, Alexander hebe Schätze, heile Kranke, ja dafs er sogar schon einige Tote erweckt habe. Infolge dessen hatte er einen gewaltigen Zulauf. Alexander war Schüler eines Magiers, der seine Kunst von Apollonios von Tyana gelernt hatte. Philostratus hat im dritten Jahrhundert eine Biographie des letzteren verfafst und seinen Helden als heiligen Götterliebling und Wunderthäter dargestellt. Bei Rom begegnet er dem Leichenzug eines von Eltern und Bräutigam beweinten Mädchens. Er berührt die Leiche, flüstert ihr einige Worte zu und erweckt sie vom Tode. Geheimnisvoll war sein Ende. „Er ward nicht mehr gesehen.“ Später aber begegnete er einem Jüngling und belehrte denselben über die Unsterblichkeit der Seele. Die

---

dies auch in diesen Zusammenhang. Theseus erwähnten wir schon im zweiten Kapitel. Von Perseus, von Ajax und Telamon redet als von erschienenen Herodot II, 91 und VIII, 64.

*) Nach Sueton Otho 7 erscheint Galba dem letztgenannten.

Institute der Mysterien setzten den Glauben an das Wunder der Totenerweckung voraus, anderseits festigten sie denselben. Erst Klage über den Tod, dann Freude über Erweckung zum Leben, das war das Drama bei den Geheimfesten *). Osiris stirbt, Osiris erwacht zu neuem Leben. So war es in Ägypten. — In anderen Mysterien handelte es sich um Adonis, von dem Lucian sagt: „Den Tod des Adonis feiert man unter Wehklagen, wobei man sich an die Brust schlägt. Dann trägt man die Sage vor, daſs er lebe, und geleitet ihn ins Freie.“ In den Mysterien der groſsen Mutter Kybele stirbt und erwacht ihr Liebling Attis, der schöne Jüngling, in den eleusinischen Mysterien kehrt Proserpina aus dem Hades zurück [4].

Die Wunder der Heroen und ihrer Zeit gehörten nicht nur der Vergangenheit an, setzten sich vielmehr in der jedesmaligen Gegenwart fort. Hatten die Heroen bei Lebzeiten übermenschliche Kräfte, so ward dies, wie Pausanias gläubig berichtet, im Riesenmaſs ihres Leibes äuſserlich sichtbar. Zeigten doch des Ajax Reliquien z. B. eine Kniescheibe von der Gröſse eines Diskus. Durch die Erhöhung eines Heroen, also nach dessen Tode, fand auch eine Erhöhung seiner Kraft statt, die sich der Götterkraft näherte, dieselbe bisweilen erreichte. Wie nun diese Wunderkraft in das Natur- und Menschenleben eingriff, hat das Denken nie untersucht. Die Heroen wohnen nach Pindar auf der Insel der Seligen.

Dort umwehn des Okeanos Lüfte sanft
Der Seligen Inseln, es erglüh'n
Blumen dort von lauterem Gold.

Später ward ihnen die „glänzende Straſse“ (Milchstraſse) oder auch die Himmelsburg der Götter als Wohnsitz angewiesen. Von da aus greifen sie mit Wunderkraft in das menschliche Geschehen ein, sei es, daſs sie in rein lokal beschränkter oder in mehr umfassender Weise zu wirken

*) Andeutungen über dramatische Darstellungen Herodot II, 171.

im stande sind. Ihre Hilfe geschieht, wie bei den eigentlichen Olympiern, bald unsichtbar, bald sichtbar. Wir vereinigen die beiden Gruppen der Rettungswunder sowie der Erscheinungswunder.

Heroen ihr, die glücklich uns geleitet,
Wohlwollend wieder nehmt uns bei euch auf.

So sagt im Agamemnon des Äschylos der von Troja heimgekehrte Herold. Er grüfst die Stammesheroen in Argos, dankbar für ihr unsichtbares Helfen und Retten. Letzteres geschah von Göttern und Heroen auch in der Weise, dafs sie sich sichtbar machten *). „Im Schlaf sehen wir Götter", sagt der Heide im Oktavius des Minucius Felix. Die Himmlischen thun mehr, und der Mensch erlebt das Wunder, dieselben in Menschengestalt zu erblicken **).

Götter, so viel mir zu rufen gebührt, o, nahet euch alle.

Oft nahen sie sichtbar.

„Wer den Göttern die Fürsorge für die Menschen nicht abspricht, der wird auch ihre Erscheinungen nicht für unmöglich halten." (Dionys von Halikarnafs.) In der That war das gesamte Altertum ohne Bedenken geneigt, solche Erscheinungen für möglich und wirklich zu halten.

---

*) Von der Tyche (Fortuna) sagt Pindar, dafs sie im Meere steuernd eilende Schiffe lenke. (Ol. 12.) Dies gilt auch von den Dioskuren, die in sichtbarer Flammenerscheinung den Schiffern wunderbar beistanden. Dieselben Rettungswunder leistete Isis Maritima, auch Venus. Horaz, Oden I, 3. 11. Die Beinamen des Zeus, des Phyxios und Tropaios, sowie der Name Jupiter Stator weisen auf Wunderhilfe in Schlachten. Über die Wunderhilfe auf dem Meer durch die Götter von Samothrake Pausanias IX, 25. Diodor III, 54. Pausanias VIII, 10 über Delphi. Pindar in seinen Siegesliedern rühmt auch den Wunderbeistand der Götter. Rettung und Wunderbeistand erwarteten und erflehten in Kindesnöten die Frauen von der Juno Lucina, Preller, Röm. Mythologie I, 174. Sie hiefs die Mutter, wie heute die Madonna. In ähnlicher Lage leistete Isis Wunderbeistand. Preller II, 373.

**) Als Nero im Theater zu Neapel bei einem Erdbeben gerettet wurde, bekam er eine Anwandlung frommen Wunderglaubens, Tacitus Ann. XV, 33.

Man ward daran gewöhnt durch die allgemein bekannten Dichtungen des Homer und des Virgil, man sah die Götter auf dem Theater erscheinen, um sichtbar in die menschlichen Angelegenheiten einzugreifen. Als Paulus und Barnabas nach Lystra kamen, hielt man sie sofort für Götter und schickte sich an, ihnen Opfer zu bringen. Herodot bietet uns dazu ein Seitenstück. Peisistratos, bei seinem Einzug in Athen, hatte auf seinem Wagen neben sich eine als Pallas Athene stattlich gekleidete Frau, welche von den Athenern ohne Bedenken für die leibhaftige Göttin gehalten wurde, eine Leichtgläubigkeit, die Herodot verspottet. Die Spartaner hielten ohne Bedenken zwei verkleidete Jünglinge für die Dioskuren, wie Pausanias erzählt. In der Iphigenia des Euripides werden Orestes und Pylades ohne weiteres für die Dioskuren gehalten *). In den Augen des Volkes war es keine Mär, dafs die Göttin Egeria sichtbar zum König Numa kam, ebenso Apollo zum Lykurg, Zeus zum König Minos, Hestia zu Zoroaster. Diodor in seiner Geschichtsbibliothek erwähnt auch Moses und bezweifelt nicht, dafs Israels Gott, den er Jao (Jehovah) nennt, sichtbar zu demselben gekommen sei. Bei Marathon zeigten sich sichtbar als Retter einige Heroen, z. B. Theseus, in der Schlacht bei Mantinea ward Poseidon sichtbar. Als die Barbaren den Tempel zu Delphi bedrohten, geschah ein ähnliches Erscheinungswunder. In ihren Tempeln zeigten sich sichtbar die allbekannten Heilgötter Serapis und Äskulap, wie Aristides im zweiten Jahrhundert n. Chr. in seinen heiligen Reden bezeugt, dasselbe that die Heilgöttin Hemithea im Chersones. (Diodor.) Über Göttererscheinungen redet auch Celsus in seiner Schrift gegen die Christen, sowie Minucius Felix Kap. 7. Minos hatte mit Zeus Gespräche, Odyssee XIX, 179. Die Dioskuren erschienen dem Lucius Domitius als Jünglinge von übermenschlich erhabener Gestalt und befahlen

*) In der Thebais des Statius IV, 746 ff. hält man die Hypsipyle wegen ihrer schönen Gestalt für eine Göttin.

ihm, den soeben erfolgten Sieg am See Regillus zu melden. Zum Zeichen ihrer Gottheit veränderten sie durch Berührung des genannten die Farbe seiner Wangen und seines Haares *). Die Göttin Isis verfehlte nicht, in ihren Tempeln mit Frauen zu reden. Als der Kaiser Aurelian die Zenobia besiegte, half dabei die sichtbare Erscheinung des Sonnengottes. Konstantin vernahm die Prunkrede des Rhetors Nazarius, welcher behauptete, dafs himmlische Scharen (Heroen) ihm bei der Entscheidungsschlacht zur Hilfe gesandt worden seien. Als Alarich Rom belagerte, vernahm und glaubte man dort die trostvolle Nachricht, dafs eine Göttererscheinung die Stadt Athen gegen die Barbaren beschützt habe. Demeter-Ceres zeigte sich persönlich, als sie den Ackerbau lehrte. — „An den Iden des August erschien Diana", sagt Martial XII, 67. Bakchus lehrte in sichtbarer Gestalt — der fackelumleuchtete Gott — den Weinbau. „Ich atme Götterduft", ruft sterbend Hippolyt in der Phädra des Euripides. Bei Homer und Virgil sind Göttererscheinungen gewöhnlich [5].

Als die Römer Griechenland annektierten, kam das Reich in Besitz einer unabsehbaren Zahl von Wunderstätten. Auf diese Bezeichnung hatte mehr oder minder ein jedes Heroon Anspruch, also jedes über dem Grabe eines Heroen befindliche weihrauchduftende Heiligtum. Pausanias in seiner Reisebeschreibung führt uns auch zu solchen heiligen Stätten, meint aber dabei: „Zu meiner Zeit hat die Schlechtigkeit den höchsten Grad erreicht, und es wird niemand mehr aus einem Menschen ein Gott." Als Unterpfand der Wunderhilfe besafs man die Gräber und Reliquien der Heroen, welche oft wunderbar entdeckt wurden, nach Anweisung eines Orakelspruches. So geschah es z. B. mit den Reliquien des Theseus, welche der Stadt Athen wunderbar Heil schafften. Herodot berichtet gläubig, dafs die Reliquien des

*) Dieselben erschienen auf schäumenden Rossen und meldeten den Sieg bei Pydna 168. Preller, Röm. Myth. II, 300 ff. Cicero, de natura Deorum II, 2; III, 6.

Orestes Sieg brachten. Wunderbar fand man die Reliquien des Pelops, sowie diejenigen des Hesiodos, und beide halfen gegen die Pest. Als Ödipus im heiligen Hain bei Athen seine Laufbahn unter wunderbaren Götterzeichen beschloſs, hinterlieſs er sein Grab als einen Wunderschutz gegen die Feinde.

Das Grab des Ödipus ist eine Wehr,

so lesen wir in des Sophokles Tragödie: „Ödipus auf Kolonos“. Die Reliquien der Heroen besaſsen also geheimnisvolle Schutz- und Wunderkräfte. Pausanias erzählt gläubig von den Reliquien des Pelops, man habe sie nach Troja führen wollen, aber das betreffende Schiff sei mit denselben untergegangen. Viele Jahre später zog ein Fischer das heroische Riesengebein aus dem Meer, und Delphi erklärte, durch den Besitz desselben werde Elis von der Pest befreit werden. So geschah es. — In Orchomenos thaten die Reliquien des Hesiodos dasselbe Wunder und man entdeckte sie wunderbar durch eine Krähe. In Theben waren Hektors Reliquien, wo sie nach Delphis Zusage den Reichtum der Stadt förderten. Wenn man dergleichen Wunder liest, könnte man sie für Reliquienwunder der römischen Kirche halten *).

Im spezifisch römischen Religionswesen tritt solcher Heroenkultus zurück, indes hatten z. B. Faustulus, Titus Tatius, Larentia ihre Totenopfer; es wurde ihnen also übermenschliche Kraft zugetraut. In das Gebiet des Heroenkultus gehört die Vergöttlichung des Hephästion durch Alexander den Groſsen. Der letztere hörte es gerne, wenn man ihm erzählte, daſs sein genannter Freund nach seinem Tode Heilungswunder vollbracht und manche durch sein persönliches Erscheinen beglückt habe. Hierüber lesen wir bei Lucian in seiner Schrift: „Trauer um die Toten“. Wir erfahren, daſs Alexander zuletzt fest an die genannten

*) Siehe über heidnische Reliquienwunder die Schrift des Verfassers: „Das Heidentum in der römischen Kirche“ II, 327.

Wunder seines Freundes glaubte. Ebenso vergöttlichte der Kaiser Hadrian seinen Liebling Antinous, der sich heroisch für seinen Herrn geopfert hatte. Auch er glaubte sicherlich an die Wunder, welche in den Tempeln des genannten geschehen sein sollten *). Es handelte sich um Heilungswunder, wie sie der strahlengekrönte König Serapis in seinen Heiligtümern verrichtete, wie sie von Apollo dem Heilenden (Sanator), von Minerva Medica, von der Isis, Juno, von der Bona Dea, genannt Sanctissima, hauptsächlich aber von Äskulap, dem Heiland, ebenso erwartet und geleistet wurden, wie heute von der Madonna und den Heiligen. Wir verweisen für diese Wunderart auf dasjenige, was bereits in den früheren Kapiteln gesagt ist. — Auch Strafwunder wurden bereits erwähnt. Artemis, Bakchos, Hera, Aphrodite haben deren nicht wenige verrichtet.

Denn ehrgeizig zumal sind wir, der Götter Geschlecht.

Von Wunderbildern und Bilderwundern war bereits die Rede, wenn auch in einem anderen Zusammenhange. Im folgenden Kapitel werden wir gleichfalls beides zu erwähnen haben. Hier sei zum Schluſs noch dieses angeführt: Alte Holzschnittbilder, wie Pausanias sie in seiner Reisebeschreibung oft erwähnt, hatten als Unterpfänder der Götternähe geheimnisvolle Schutzkraft. Darum brachte Äneas das Bild der Pallas sowie die Penaten aus Troja nach Italien.

Da dröhnte ihr himmlisches Bildnis, der heilige Boden erzittert.

So sagt Quintus von Smyrna, die Äneis III nachahmend, von ersterem, und Virgil läſst die Penaten zu Äneas reden (III, 150). Als die Römer Veji erobert hatten und die dortige Juno nach Rom einluden, gab ihr Bild nach Livius V, 22 eine erfreuliche Zustimmung durch Zeichen zu er-

*) Friedländer, Sittengeschichte III, 457. Auch Celsus nimmt die Wunder des Antinous in Schutz. — Diana Ephesina hatte den Namen „Retterin“ Servatrix, die Madonna hat in Italien das Prädikat Salvatrice.

kennen. Als Tullia vor die Statue ihres ermordeten Vaters, des Königs Servius Tullius, hintrat, verbarg dieselbe mit der Hand die Augen. So Ovid, Fasti VI, 615.

Horch, — es ertönet der Ruf: Mein Antlitz sollt ihr verbergen,
Dafs es der Tochter Gesicht nicht, das verworfene, sieht.

Achtes Kapitel.

Kaiserkult und fremde Kulte.

„Je gröſser Rom wurde, desto mehr Götter, wie ein Schiff Matrosen, meinte es herbeiziehen zu müssen.“ So bemerkt Augustinus in seiner Schrift de civ. Dei. Zur Bestätigung können wir auf die Vergöttlichung der Kaiser und deren Kultus verweisen. Was der Chor im Bakchosfest des Euripides sagt, dürfte man mit Recht auf die römischen Cäsaren anwenden:

Wahrlich, es ist keine schwere Last, an des Göttlichen Macht zu glauben!
Vielgestaltig offenbaret
Sich des Göttlichen waltende Macht. (Pindar.)

Die römische Macht hatte in den Augen der Welt einen übernatürlichen Charakter. Mit dem Titel „Dominus noster“ war ein göttliches Ansehen verbunden, dazu kam das Prädikat Sanctus und Sanctissimus, bei Oktavian die auf Göttliches hinweisende Bezeichnung Augustus. Im Kaiser sah man ein persönliches Wunder, wie die Ägypter in den Pharaonen und Ptolemäern, den Nachfolgern Alexanders daselbst, oder wie die Assyrer in der Semiramis, der Göttertochter. Hatte die Welt orientalische Fürsten als persönliche Wunder betrachtet, hatte ein Alexander sich selbst dafür gehalten, so fand dies Beispiel in der Römerwelt Nachahmung, schon bevor dem Cäsar und seinem Neffen Oktavian in Tempeln der Weihrauch dampfte. Sextus Pom-

pejus wollte ein Sohn des Neptun sein, Antonius zeigte sich als Bakchos, mit ihm Kleopatra als Isis. Jahrhunderte später wagten es Scheusale, wie Kommodus und Elegabal, als persönliche Wundergestalten sich zu geberden. „Ich habe Götter gesehen!“ So sprach ein germanischer Häuptling, als es ihm verstattet ward, vor Tiberius zu erscheinen und ihn mit der Hand zu berühren. „Im Altertum hielt menschliche Einfalt alle Fremdlinge, die, mit Weisheit begabt, zur Förderung des Gemeinwohls beitrugen, für Söhne des Himmels und der Erde.“ So schreibt Aurelius Victor im vierten Jahrhundert n. Chr. Als solche Göttersöhne, die eine menschliche Mutter hatten, nennt er Janus, Saturnus (Lehrer des Ackerbaues), Faunus, Evander (Lehrer der Buchstaben). Augustinus sagt: „Rom glaubte an die Gottheit des Romulus, nicht aus Liebe zum Irrtum, sondern im Irrtum der Liebe, die unterworfenen Völker glaubten nicht an jenes Wunder, sie nannten aber doch Romulus einen Gott, um nicht jene Stadt in ihrem Gründer zu beleidigen. Rom wuchs mit jenem Aberglauben, den man dort sozusagen mit der Muttermilch einsog.“ War Romulus durch Herkunft ein Wunder, so folgte daraus nach Ovid:

Selbst in den Himmel versetzt, ein ging er in Jupiters Hallen,
Aber auf räumigem Markt weihen wir Tempel für ihn.

Was man von Romulus kaum hatte glauben wollen, das nahm man von Markus Aurelius mit allgemeiner Übereinstimmung an, nämlich seine Aufnahme in den Himmel.

Terentius Varro, der gelehrte Zeitgenosse des Augustus, sagt in seinem Werk über die Römischen Altertümer, es sei zwar eine Unwahrheit, wenn hervorragende Männer ihre Abstammung von den Göttern herleiteten, aber diese Unwahrheit sei dem Gemeinwesen nützlich, weil solche Männer durch solchen Glauben mutiger zu grofsen Thaten und leichter zu hohen Zielen schritten. Augustin, der diese Stelle aus jener verlorenen Schrift des Varro citiert, fügt hinzu, bei obiger Ansicht sei dem Betrug Spielraum gegeben und man müsse annehmen, man sei bei den Heiden

im stande gewesen, noch mehreres in Religion und Kultus zu erdichten, zu Nutz und Frommen der Bürger. Der Pontifex Maximus Scaevola unterschied drei Arten von Göttern, die einen stammten von den Dichtern, die anderen von den Philosophen, die dritten von den Staatsmännern. Die erste Art nannte er possenhaft, die zweite hielt er ungeeignet für das Volk, für welches schädlich sei, manche Dinge zu wissen. Er war also der Meinung, man müsse das Volk in Hinsicht der Religion täuschen. Terentius Varro, in seinem erwähnten Werk über Römische Antiquitäten, machte einen ähnlichen Unterschied, nämlich zwischen einer fabulierenden, philosophischen und staatlichen Theologie. Nur die zweite Art wollte er vom Volk fernhalten, denn sie sei zu hoch für dasselbe.

Nach staatlicher Theologie war Julius Cäsar mit seinen wunderbaren Erfolgen und seiner göttlichen Ahnfrau ein persönliches Wunder. Ovid, den verbesserten Kalender Cäsars erwähnend, sagt:

Wenn gleich Gott und des höchsten Geschlecht's Urheber, erfand er
Nicht zu klein die Müh' neben dem hohen Beruf.

Was Cäsar schon im Leben gewesen, kam durch sein Scheiden zur Vollendung. „Seine Aufnahme unter die Zahl der Götter geschah nicht nur durch den Mund der beschliefsenden Behörde (Dekret des Senats), sondern auch durch die Überzeugung des Volkes.“ So schreibt sein Biograph Sueton und fügt hinzu, dafs ein gleich darauf sich zeigender Wunderstern (Komet) für Cäsars Seele gehalten sei*). Sueton erwähnt Wunderzeichen, die Cäsars Tod vorangingen, und will dergleichen nicht für fabelhaft oder erdichtet halten. Wenn er sagt, dafs Cäsars Rosse geweint, so folgten diese dem Beispiel der Rosse des Achilleus, und wenn die Thüren von Cäsars Schlafzimmer aufsprangen, so ist auch dies Wunder weder neu noch originell. „Als Cäsars Leichnam aus-

*) Eine Erzbüste Cäsars stand zwischen den Laren in der Hauskapelle des Kaisers.

gestellt wurde, soll sich die Sonne verfinstert haben.“ Nur dies Wunder erwähnt Aurelius Victor in seiner (vielleicht unechten) Schrift über berühmte Männer. Originell ist dies Mirakel nicht. Quintus von Smyrna in seiner Fortsetzung der Ilias berichtet, dafs bei der Eroberung Trojas sich der Himmel verfinsterte, ebenso geschahen grofse Wunder beim Tode des Achilleus. Die Phantasie römischer Dichter fügte Wunder zu Wundern. Als Cäsar starb, hüllte die Sonne ihr strahlendes Haupt in Dunkel, es bebte die frevelnde Welt, als wäre es ewige Nacht. Schreien der Vögel, Heulen der Hunde, Brausen des Meeres, am Himmel Waffengeklirr, Erdbeben in den Alpen. Oft vernahm man in heiligen Hainen ein Tosen, Gespenster erschienen aus der Unterwelt, Tiere redeten, die Erde spaltete sich, die Flüsse standen still, Statuen in den Tempeln schwitzten und weinten, Blut entströmte den Brunnen, Kometen und häufige Blitze sah man am Himmel, der Ätna spie Feuersglut. So malt Virgil in seinem Georgikon. Fast ebenso Ovid am Schlufs seiner Metamorphosen. Auch er läfst Gestorbene zur Oberwelt gelangen, redet von einer Verfinsterung der Sonne und fügt Blutregen hinzu.

Es bebte die Stadt vor Erschütt'rung.

Dann schildert Ovid Cäsars Auffahrt zu den Sternen, wohin die „Ahnfrau“ Venus die Seele desselben entführte.

Während sie trug, ward leuchtend von Glanz und feurig die Seele,
Die hoch über den Mond sich hinaufschwang.

Virgil in seiner fünften Idylle schildert, wohl im Hinblick auf Cäsar, die Apotheose des Daphnis:

Glanzvoll staunt an der Schwelle des ungewohnten Olympos
Daphnis, und unter dem Fufs erblickt er Wolken und Sterne.

Cäsar war im vollkommensten Sinn ein schützender, also wundermächtiger Gott geworden. — Nach römischer Anschauung waren alle Gestorbenen in den Stand der Götter versetzt, mithin war ein Cäsar um so gewisser und völliger ein Deus, mit dem Wundernamen: „Divus Cäsar“ angerufen [1].

Die Griechen, im Anschluſs an ihren Heroenkultus, hatten schon vor Cäsar manchen hohen römischen Staatsbeamten vergöttlicht, wogegen die Staatstheologie der Römer nichts einwendete. „Jeder soll seine verstorbenen Verwandten als Götter ansehen.“ So sagt Cicero, der seine verstorbene Tochter zu vergöttlichen beabsichtigte. Er fand den hiermit zusammenhängenden Glauben nützlich, wie später Varro und sonstige Vertreter der Staatstheologie.

So haben seit Cäsar Jahrhunderte die Zahl wunderkräftiger Götter durch eine Reihe von Kaisern vermehrt, von denen manche so schlecht waren, daſs sie kein ehrliches Begräbnis verdienten. Auch Konstantin der Groſse ward durch Senatsdekret ein Gott, sein Bild, wie bei seinen Vorgängern, mit der Strahlenkrone versehen.

Der zur Reichsreligion gestaltete römische Kaiserkultus ward also eine neue Wunderquelle. Mit der Dynastie der Julier stand unter wunderbarer Götterfügung das vollendete Weltreich fertig da. So lesen wir bei den Dichtern jener Zeit, Virgil, Ovid und Propertius:

Soweit der Himmel sich wölbt, sieht alles in Cäsar den Herrn.
Endlos dau're das Reich, das ich gab.
Götter bauten die Stadt, die Götter werden sie schützen.

Die genannte Dynastie war göttlichen Ursprungs, sie entstammte einem Wunder, denn Äneas war ein Göttersohn, ein Sproſs der allmächtigen Göttin Venus.

Du bist jener Äneas, den einst an des Simois Ufer
Venus die Hehre gebar dem Danaer-Helden Anchises.

Julius, Sohn des Äneas, hatte ein strahlendes Wunderzeichen, ähnlich dem Servius Tullius, auf seinem Haupt getragen und dadurch den künftigen Glanz seines Hauses geoffenbart. Wie wir oben gesehen, war es im Altertum gewöhnlich, einer Erdengröſse das Wunder eines göttlichen Ursprunges beizulegen. Nur auf diese Weise wuſste man ungewöhnliche menschliche Gröſse zu erklären. Daſs nun Venus, die allmächtige Göttin, Ahnfrau der Julier und somit des römi-

schen Volkes sei, hatte schon Cäsar, wie wir oben erwähnten, auf dem Forum Romanum behauptet, und dasselbe verkündete die Äneis, das als Wunderwerk angestaunte Nationalepos des römischen Volkes. Der Dichter Propertius hatte den Sieg des Oktavian bei Aktium als ein wunderbares Eingreifen himmlischer Mächte bezeichnet. Auf dem Schiff Oktavians stand Apollo in derselben Gestalt, wie er einst den Drachen Python durchbohrte, und alle Meergötter jauchzten dem Sieger Beifall zu. In der Äneis waltet die allmächtige Ahnfrau Venus als wunderbare Schützerin ihres Sohnes, des „frommen" Äneas, Ahnherrn der Julischen Dynastie. Dasselbe verkündigt Ovid in seinem mehrgenannten Lied von den römischen Festen. Augustus, der Götterliebling und Göttersprofs, der wunderbar eine neue goldene Zeit herbeiführte, ward schon bei Lebzeiten als persönliches Wunder, nämlich als Gott, betrachtet und bezeichnet. Ovid nennt ihn Deus, dieselbe Anschauung spricht Horaz in mehreren seiner Oden aus. Properz ruft aus:

Lebt nur Cäsar, o Rom, fürchtest du Jupiter kaum.

Der Geschichtschreiber Vellejus Paterkulus sagt von der Kaiserin Livia: „Sie ist eher ein Gott, als ein Mensch." Martial bezeichnet den Kaiser Domitian als Gott, und schliefslich ward von römischen Kaisern die Anbetung ihrer Person befohlen. Die Verlogenheit jener Zeit tritt im genannten Dichter vollkommen zu tage. In und an Domitian ist ihm alles wunderbar. Was sich Schmeichler den Kaisern gegenüber erlauben konnten, beweist Martial im 36. Epigramm des achten Buches, wo der Dichter bombastisch den Palast seines Jupiter, seines Donnerers (er meint den Kaiser Domitian), besingt. Derselbe dringt so hoch in den Äther hinauf, dafs der Kaiser dort zwischen den Sternen weilt und die Donnerwolken unter ihm sind.

Doch, o Kaiser, das Haus, des Zinne reicht zu den Sternen,
Ist dem Himmel wohl gleich, aber zu klein für den Herrn.

Martial wendet sich an Jupiter mit den Worten: „Dich

fleh' ich an für des Kaisers Wohlergehen, wenn ich für mich etwas erflehe, so wende ich mich an den Kaiser." Martial in seinen Epigrammen nennt den Kaiser Domitian „erhabener Gott" (IV, 1). Dasselbe berichtet Sueton im Leben desselben Kap. 13. Einen gestorbenen Sohn des Kaisers läfst Martial unter den Göttern weilen.

Siehe, wie mächtig die Welt den Altären Latiums zuströmt,
Und Gelübde für dich thut und erfüllet, o Fürst!
Dies, o Kaiser, ist nicht nur ein Fest für die sterblichen Menschen,
Sondern es opfern dir jetzt, glaub' ich, die Götter sogar.

Selbst ein Elefant fühlte, dafs Domitian ein Gott sei, indem er, ohne Abrichtung, vor ihm das Knie beugte. Von Minerva sagt Martial, sie sei die Vertraute des „Donnerers", d. h. des Domitian. Von einer Verwandten desselben sagt er: „Die hehre Gottheit der holden Julia." *)

Duld' uns Dichter, o Fürst, wir sind's, die Ehre dir bringen.

So ruft Martial gelegentlich aus, als wollte er sich entschuldigen.

Er schrieb im Geist des Virgil, der in seinem Lied vom Landbau an Augustus die Bitte richtete, er möge sich schon bei Lebzeiten an Gelübde und Gebete gewöhnen, da er doch später ein waltender Himmelsgott sein werde**). Augustus hatte viel für die Religion gethan, die Religion that ebensoviel für ihn, indem sie seine Person für ein Wunder erklärte.

Dafs die Göttlichkeit desselben sich durch Wunder bekundete, erschien den Zeitgenossen und späteren Generationen selbstverständlich. Sueton, der schon mehrfach erwähnte Kabinettssekretär des Kaisers Hadrian, hat uns auf Grund der von ihm benutzten Quellen, sowohl aus lateinischen wie aus griechischen, von den Wundern des Augustus erzählt. Wir erfahren von wunderbaren Zeichen

*) Angabe der Stellen in den Anmerkungen.

**) Schon lerne Gebet' empfah'n und Gelübde. Virgil, Georgikon I, 42.

und Ereignissen, welche vor, bei und nach seiner Geburt stattfanden. Wir lesen von den Götterzeichen eines Blitzes, von einer wunderbaren Götterschlange, welche zu seiner Mutter einging, von einem Glanz, der von seiner Mutter ausstrahlte, von Träumen, von einem Opferwunder, von der Traumvision seines Vaters, der einen lieblichen, an goldener Kette vom Himmel herabschwebenden Knaben erblickte. Als Kind verschwand er wunderbar aus der Wiege und ward auf einem Turm wiedergefunden. Diese Wundermär erzählte Drusus, der Enkel des Augustus, auf dem Forum Romanum, als er dort seinem genannten Grofsvater die Leichenrede hielt. Als ein besonderes Wunder berichtet Sueton, dafs Augustus als Knäblein den Fröschen das Quaken erfolgreich untersagte. In seinen Mannesjahren hatte er sich wunderbarer Götterzeichen zu erfreuen; Adler, Geier und Lichtstrahlen redeten von seiner künftigen Gröfse. Die Geschichtschreiber Vellejus Paterkulus und Aurelius Victor wissen, dafs Augustus einst beim Betreten Roms von einem wunderbaren Glanz umstrahlt wurde. Manche jener Wunder erinnern z. B. an Alexander Magnus. Auch bei seiner Mutter ward eine Schlange (Apollo) erblickt, und Philipp, Alexanders Vater, der jenes Wunder schaute, ward zur Strafe auf einem Auge blind. Als Alexander seinen Feldzug begann, schwitzte, wie Arrian berichtet, die Statue des Orpheus, ein Wunderzeichen, ähnlich dem, was Virgil von einem Bilde der Pallas berichtet, „Glut entstrahlte ihren Augen und kalter Schweifs flofs von ihren Gliedern“. (Dasselbe Wunder zeigten oft Statuen der Maria-Madonna.) Plato wollte die Dichter als Feinde der Wahrheit verbannen; dazu war allerdings genügender Grund vorhanden. Cicero sagt: „Das Altertum nahm Fabeln an, auch wenn sie manchmal plump erdichtet waren.“ Was im Altertum geschah, wiederholte sich nach Ciceros Zeit, wie der Augustuskultus beweist. Das grofse Publikum wollte es so und nicht anders. Man kam seiner Neigung entgegen, die wir aus den Dichtern kennen lernen.

Das Wunder der Apotheose ward zum erstenmal beim Leichnam des Augustus durch eine grofsartige Ceremonie veranschaulicht, die uns Herodian in seiner Kaisergeschichte aus dem dritten Jahrhundert ausführlich als eine später festgehaltene und wiederholte schildert. Als Augustus zu den Göttern aufgefahren war, bestimmte Livia einen Senator durch ein kaiserliches Trinkgeld, auszusagen, dafs er die Himmelfahrt des Augustus mit eigenen Augen gesehen, dann ward sie, diese „göttliche“ (!) Frau, die Priesterin des neuen Gottes. An der noch heute in Rom vorhandenen Antoninsäule sehen wir das Relief einer kaiserlichen Himmelfahrt [2].

Der römische Kaiserkultus mit seinen Wundern umfafste die machtvollste, einflufsreichste Unwahrheit, welche jemals auf Menschenseelen gelastet, eine mit dem gemeinsten Sklavensinn und elender Heuchelei verbundene nützliche Lüge. Die Welt sollte glauben, viele glaubten, andere schienen, als ob sie glaubten, die meisten dachten wie Pausanias: „In den Dingen, die sich auf das Göttliche beziehen, will ich mich an die Überlieferung halten.“ Die Panegyriker hielten es für ihre Pflicht, den Kaisern mit bombastischen Reden unter die Augen zu gehen, und ihnen Wunder ins Gesicht zu lügen, wie z. B. der Panegyrikus des jüngeren, hochgebildeten Plinius auf Trajan, sowie des Nazarius auf Konstantin beweisen. Man wird dabei an eine naive Äufserung des Pausanias erinnert. Pausanias meint, die Hydra, welche von Herkules bewältigt wurde, habe nur einen Kopf gehabt. Der Dichter Peisandros habe ihr hundert Köpfe gegeben, um das Tier schrecklicher erscheinen zu lassen und — um sein Gedicht interessanter zu machen. Es ist wohlthuend, in dieser vom Nebeldunst gigantischer Verlogenheit eingehüllten Welt einem nüchternen Menschen zu begegnen. Als Vespasian sterben wollte, rief er aus: „Weh mir, ich werde ein Gott.“ Ein Witzwort war es, mit dem er den Wahn seiner Zeit verhöhnte, wie später Lucian und wie vor ihm Seneca, der uns eine witzvolle Satire auf

die Vergöttlichung des Kaisers Claudius hinterlassen hat. Übrigens hat sich Vespasian einmal als Wunderthäter produziert. Noch fehlte ihm als einem wider alles Erwarten auf den Thron gekommenen und zur Stunde noch neuen Fürsten die Majestät, welche durch göttliches Zeugnis verliehen wird. Auch diese ward ihm zu teil. Ein Blinder und ein Lahmer flehten ihn in Alexandria um Rettung an und sagten, Serapis habe sie an ihn gewiesen.

Die kaiserlichen Götterneulinge, welche bereitwillig von den alten, längst anerkannten Göttern als gleichberechtigt aufgenommen wurden, hätten ihre Wundermacht benutzen können, um anderen Kulten den Eingang in die Stadt des kapitolinischen Jupiter und der Cäsaren zu wehren. Von solcher Eifersucht waren sie nicht beseelt. Roms Thore standen stets fremden Kulten offen, man hielt es für Ehre und Vorteil, fremden Göttern, an deren Wundermacht nicht zu zweifeln war, Herberge zu gewähren. Wir lesen bei Minucius Felix: „So haben die Römer, indem sie die Götter der Völker annahmen, auch deren Reiche verdient."

Wählt einen Ort sich ein Gott, Rom ist der würdige Ort*).

Im zweiten Jahrhundert klagt Juvenal über den Haufen der Götter und sagt, es sei früher anders gewesen.

Niemand gedachte daran, die Götter zu suchen im Ausland.
Am einheimischen Gott hing noch in Ehrfurcht das Volk.

Um dieselbe Zeit verhöhnte Lucian das Götterchaos im römischen Reich und liefs in seiner „Götterversammlung" die Klage laut werden, „dafs Ambrosia und Nektar teuer sind, und unter den Göttern sich solche befinden, welche nicht Griechisch verstehen, wenn man in dieser Sprache ihnen zutrinkt."

Im zweiten Jahrhundert erlebte die römische Menschheit das Erwachen eines Glaubenshungers, der an dem herkömmlichen kalten Kultus kein Genüge mehr fand. Solchem Bedürfnis kamen wunderreiche, dem Orient entstammende,

*) Roma dignus locus, quo Deus omnis eat. (Ovid.)

durch hohes Alter, durch Reiz der Geheimnisse fesselnde, Herz und Gemüt packende, die Phantasie anregende, abwechselungsreiche Kulte entgegen, die sich in der Hauptstadt völlig einbürgerten und so zu sagen akklimatisierten*). Was aber in der Hauptstadt als berechtigt anerkannt war, verbreitete sich um so leichter im ungeheuren römischen Reich. Jeder dieser Kulte war eine „Religio", mithin gab es viele Religionen, jede machte auf verschiedene Weise, in erster Linie durch ihre mit dem Kult verbundenen alten und neuen Wunder Propaganda, indem sie in zweiter Linie durch neue, magische Sühnungen**) und Weihen, durch neue, den Göttern nahe bringende Mysterien Anhänger gewann und fesselte. Wenn der Heide im Oktavius des Minucius Felix das Heidentum verteidigt, sagt er: „Man betrachte die Tempel der Götter. Sie sind reich an Ehre, Schmuck und Weihegaben, aber erhabener sind sie durch ihre himmlischen Bewohner und Gnadenspender. Von da holen sich die gotterfüllten Seher den Blick in die Zukunft, sie spenden Mahnung vor Gefahren, Heilung in Krankheiten, Hilfe im Elend, Erleichterung in Beschwerden. Sogar im Schlaf sehen wir die Götter, hören und erkennen sie." Ein Zeitgenosse des Genannten bringt denselben Wunderbeweis: „Das Leben der Menschen ist voll von Götterweisung", sagt Celsus in seiner Schrift wider die Christen. „Noch immer geschieht Wunderbares, was vom Walten der Himmlischen zeugt, noch immer werden unheilbare Kranke geheilt, und das Kind, welches die Unfruchtbare erbittet, wird ihr gewährt." Ferner verweist Celsus auf Weissagungen, Wunderstimmen aus den Tempeln, Wahrzeichen in Eingeweiden der Opfertiere, sowie auf göttliche Strafwunder. Solchen Glauben festzuhalten, scheint dem Heiden Cäcilius im Oktavius des Minucius Felix das beste und bequemste. Die Vorfahren haben alles Nach-

*) Nunc et sacra Romana sunt. Minucius Felix, cap. 22.

**) Heil der Seele, die Reinigung sucht
An den göttlichen Sühnefesten.

denken besorgt, also: „Ehrwürdiger ist es und besser, die Lehre und Praxis der Alten anzunehmen als Vorsteherin der Wahrheit, die Überlieferung festzuhalten, über das Göttliche kein Urteil zu fällen, sondern den Vorfahren zu glauben.“ Er denkt also wie Teiresias in Euripides' Tragödie „Bakchusfest“:

Nie will ich grübeln über Göttliches;
Was ich ererbt von meinen Vätern habe,
Was mein bis heute, das zerstört kein Wort,
Und hätt' es höchste Weisheit ausersonnen.

So redet Teiresias, der ehrwürdige, von Apollo begeisterte, priesterliche Prophet und heiligt mit solchem Wort die bequeme, kritiklose Annahme des überlieferten Glaubens. Solche Annahme gilt ihm als echte Frömmigkeit. Nicht Wahrheit ist für ihn das A und O, sondern die durch Alter geheiligte Überlieferung. Er wird in dieser Hinsicht von Kadmos unterstützt. Auch in ihm tritt eine ehrwürdige Gestalt auf, ein Gründerheros und Götterliebling. Er warnt den die Kritik ehrenden Pentheus, der von dem neuen Gott Bakchos nichts wissen will und von dessen Kultusansprüchen sich nicht überzeugen kann, und meint, auf Wahrheit komme es hier nicht an, sondern auf den Ruhm seiner Vaterstadt. Dieser Ruhm werde dadurch hoch steigen, wenn man gläubig annehme, dafs Bakchos, Sohn der Semele, ein Sprofs des Zeus sei. Der ehrwürdige Kadmos verteidigt also die nützliche Lüge. Es galt, in Theben den neuen Kultus einzuführen. Wird Bakchos, der „fackelumleuchtete Gott“, der „sorgenlösende Heiland“ (Soter), den Widerstand des Pentheus überwinden? Bakchos siegt, indem er sich durch Wunder als mächtigen Gott offenbart.

Auf meinen Wink doch sprofste, rings umhüllend
Des Weinstocks traubenvolles Laub hervor.
Drum will ich ihm und allen seinen Thebern
Mich als den Gott bekunden, der ich bin.

Wunder geschehen, wie beim Zug dieses Gottes durch Indien. Die Weiber werden zur Raserei gebracht „vom

Hauch des Gottes", die gefangenen Verehrer des Gottes werden wunderbar befreit.

Von selber fiel die Haft von ihren Füfsen,
Die Riegel wichen ohne Menschenhand.
Viel Wunder bringt uns dieser Mann nach Theben.

Das Haus des Pentheus, sowie er selber werden vernichtet.

Habt die Gottheit ihr gespürt, die des Pentheus Haus zertrümmert?

Ohne Wunder wäre dieser Kultus nicht in Theben eingeführt worden. Dasselbe gilt von den oben erwähnten orientalischen Kulten, die sich zur Kaiserzeit, namentlich vom zweiten Jahrhundert an, im Römerreich verbreiteten, wobei eine Heerschar von Priestern höheren und niederen Grades, zum Teil Wander- und Bettelpriester (Vorläufer späterer Bettelmönche), die nötige Reklame machten. Galt es doch, die Ehre des betreffenden Tempels und den Vorteil seines Klerus zu fördern. Schon Properz, des Augustus Zeitgenosse, sagt:

Der Priester
Schürzt in Eile sich auf, brennend nach neuem Gewinn.

Horaz in seiner zweiten Satire des ersten Buches weist auf die Wunderreklame, die im Dienst fremder Kulte schon damals stand, hin:

Bannkundige Würzebereiter.
Bettelpropheten und Tänzer und Gaukler.

Diese Heerschar mehrte sich in späteren Jahrhunderten, je mehr die Kulte des Orients sich verbreiteten. Die Wahrheitsliebe ägyptischer Priester, welche z. B. die Ausbreitung des Isis-Kultus zur Kaiserzeit förderten, beurteilen wir am besten nach dem, was Herodot aus ihrem Munde erfuhr und meist gläubig annahm. Unabsehbar ward vom zweiten Jahrhundert an die Heerschar der Betrüger und Selbstbetrogenen, welche die Wundersucht ausbeuteten und sich gelegentlich auch in den Reklamedienst orientalischer Kulte stellten. Eine wichtige Rolle in solcher Ausbeutung spielten nach

den Satiren des Juvenal damals die namentlich nach Rom strömenden Griechen,

schnell auffassenden Geistes,
Frech bis zum höchsten Grad, bei Reichen beliebt.

„Lügende Griechen“ nennt sie Juvenal, die auch als Geschichtschreiber auf Lügen bedacht sind. Aurelius Victor stimmt ihm zu und redet von Griechen, „die gern alles übertreiben“. Im übrigen betrieben die Griechen nach Juvenal alles Mögliche und noch mehr.

Rhetor, Grammatiker, Arzt, Geometer, Magier, Maler,
Augur, Salber, Seiltänzer, auf jegliche Dinge verstehen
Hungrige Griechlein sich, in den Himmel geh'n sie, befiehlst du.

Wer nun mündlich oder schriftlich, aus Überzeugung oder als Betrüger zum Besten eines zu verbreitenden Kultus sich in den Dienst der Wunderreklame stellte, konnte auf die Wunderfreude und Leichtgläubigkeit bei Hohen und Niedrigen zählen. Im fünften Jahrhundert n. Chr. schrieb Augustinus von der Leichtgläubigkeit: „Von ungläubigen Völkern ist viel Unglaubliches geglaubt worden.“ Wer die im zweiten Jahrhundert verfaſsten Kaiserbiographieen des Sueton liest, muſs staunen über die Leichtgläubigkeit dieses „ehrlichen“ Historikers — scriptor candidissimus —, der seinen Lesern Wunder auftischt, als handle es sich um das einfachste, selbstverständlichste Ding von der Welt. Er schöpft solche Berichte aus zahlreichen Quellen früherer Zeit und fragt nie, ob seine Gewährsmänner dergleichen mit Überzeugung von der Wahrheit oder nur zur Ergötzung wunderfreudiger Leser geschrieben, er fragt nie, ob seine Gewährsmänner Wirklichkeit berichten wollten, oder sich die Freiheit nahmen, den historischen Stoff frei zu gestalten, wie solches in den Schulen und Hörsälen der Rhetorik selbstverständlich war. Sueton erwähnt als eine seiner Quellen die theologischen Abhandlungen des Asklepiades, also eines Griechen, dessen „Theologie“ in Wunderberichten bestand, mit denen er keine Wirklichkeit bieten wollte, nicht dasjenige, was wir heute unter Wahrheit verstehen. Sueton

schreibt z. B. ohne Bedenken die Mär nach, dafs eine abgehauene Palme einen Schöfsling getrieben, der in wenigen Tagen die Höhe des Palmbaumes erreichte, ein Wunder, welches Gröfse vorbedeutete. Sueton hat, wie wir bereits erwähnten, nichts dagegen, dafs Vespasian zur Bestätigung seiner Majestät einen Blinden und einen Lahmen heilte. Apulejus, der berühmte Rhetor des zweiten Jahrhunderts, schreibt in seinen Metamorphosen, einem Wunderroman: „Ich halte nichts für unmöglich.“ Diese Äufserung ist für jene Zeit höchst bezeichnend und bestätigt die Wahrheit in den Satiren des Lucian, wenn er z. B. im „Lügenfreund“ die Leichtgläubigkeit seiner Zeit (des zweiten Jahrhunderts) schildert. Apulejus war ein glühender Verehrer der Isis und machte für dieselbe Reklame, wie Aristides in seinen heiligen Reden für Serapis und Asklepios. Beide beweisen, welche Bedeutung die Wunder in solcher Reklame hatten.

Ehe wir die mit dem Kultus der Isis (der Madonna des griechisch-römischen Heidentums) verbundenen Wunder ins Auge fassen, müssen wir das Judentum und Christentum erwähnen, beide von damaligen Historikern mit Verachtung behandelt. „Todesstrafen verhängte er über die Christen, eine Sekte von neuem Aberglauben.“ So urteilt Sueton im Leben des Nero. Bei Minucius Felix urteilt der Heide: „Schon breitet sich dies Unkraut auf der ganzen Erde aus.“ Jener Mangel an Wahrheitssinn, mit dem das antike Heidentum seiner eigenen Religion und deren „Wundern“ gegenüberstand, jene Trägheit, welche eine wahrheitsliebende, gründlich forschende Kritik zu einer Seltenheit machte, erklärt die oberflächlichen Urteile der Heiden über die Religion der Christen und Juden [3]).

Verächtlich redet Juvenal in seiner sechsten Satire von den Juden in Rom. Er schildert uns eine zigeunerartige Judenkolonie im Thal der Egeria, von wo sie bettelnd als Wunderthäter ausziehen, und

Träume verkaufen für weniges Geld.

Dort ist auch „des Waldes grofse Prophetin, eine Jüdin, treu im Verkehr mit dem Himmel, Auslegerin der jüdischen Gebote“. Martial, der Hofdichter und Schmeichler des Kaisers Domitian, weifs von einem Judenknaben zu erzählen, „der Bettelkunst übt“. Obgleich ihnen die zur Propaganda nötige Kultuspracht fehlte, obgleich sie kein Gottesbild zu zeigen vermochten, gewannen sie dennoch Proselyten. In seiner fünften Satire erwähnt Persius Flaccus die Tage des Herodes und meint die Festtage der Juden, welche schon damals (Persius war Zeitgenosse des Nero) zahlreiche Anhänger in Rom gewannen. Der genannte erwähnt Illumination, Bekränzung, Trinkgelage, welche mit solchen Festen verbunden waren.

„Der Gott der Juden ist ohne Macht und Kraft, dafs er mitsamt seinem Lieblingsvolk von den römischen Göttern unterworfen ward.“ Wenn so bei Minucius Felix der Heide Cäcilius urteilt, so waren die Juden im stande, die Wunder Jehovahs geltend zu machen, indem sie in hellenischer Sprache geschriebene, von hellenisch gebildeten Juden zur Zeit der Ptolemäer in Ägypten verfafste Schriften verbreiteten. In sieben Kapiteln des Jesus Sirach (44 bis 50) bringt der Verfasser einen Panegyrikus auf die Lieblinge Jehovahs, und die Hauptsache bilden die Wunder, welche an ihnen und durch sie geschahen. Als das erste Wunder nennt er, dafs Henoch ohne Tod plötzlich verschwand, ein gröfseres Wunder geschah an Elias, nicht minder durch ihn: „Wie herrlich warest du in deinem Wunderzeichen, Elia! Wer ist so herrlich als du? Durch des Herrn Wort hast du einen Toten erweckt und wieder aus der Unterwelt gebracht.“ Von Elisa heifst es: „Keine Sache war ihm zu schwer, und da er tot war, weissagte noch sein Leichnam. Da er lebte, that er Zeichen, und da er tot war, that er Wunder.“ — Wir sehen, wie Sirach nach Effekt strebt, wie er ein in früheren Schriften berichtetes Wunder imponierender zu machen sucht. Er betont dasjenige, was die italienische Kirchensprache: Miracoli strepitosi (Aufsehen erregende,

Staunen erregende Wunder) nennt, und deshalb faſst er das Josuawunder vom Sonnenstillstand nicht als Citat aus dem dabei angeführten Gedicht, sondern als Faktum. Er ist sich bewuſst, Unvergleichliches zu berichten, wie er wiederholt sagt. „Niemand ist auf Erden geschaffen, der Henoch gleich sei.“ — Samuel ist ihm deshalb ein unvergleichlicher Prophet, weil er nach seinem Tode eine Weissagung aus der Erde hervor hören lieſs. Den Ruhm seines Volkes, die Macht Jehovahs wollte Sirach vor Juden und ohne Zweifel auch vor den Heiden preisen. Er that es nach dem Geschmack seiner Zeit, mit rhetorischer Ausschmückung und Übertreibung, strebend nach Gunst und Beifall der Leser.

Der Zweck, von Heiden gelesen zu werden, tritt noch deutlicher in jener Schrift hervor, die schon dadurch den Lesern imponierte, daſs sie den Namen Salomos trug. Im elften bis neunzehnten Kapitel der Weisheit Salomonis werden die vielfältigen Wunder der Strafe, Rettung und Beschützung bei Israels Befreiung aus Ägypten, sowie beim Wüstendurchzug behandelt. Israel ist der Liebling Jehovahs, das Ägyptervolk Gegenstand seines Zornes, und die Wunder zum Besten des ersteren waren der Art, „daſs die ganze Naturordnung, dem besondren Gebote dienend, umgeprägt wurde.“ „Herr, du hast dein Volk allenthalben herrlich gemacht.“ (Kap. 19, Schluſs.) Das will der Verfasser den Heiden durch die Wunder beweisen. Diesen Beweis führt er, indem er mit dem überlieferten Geschichtsstoff ebenso verfährt, wie die damalige heidnische Rhetorik mit ihren Stoffen. Um zu imponieren und jeden Vergleich mit heidnischen Wundern unmöglich zu machen, verstattet sich der Verfasser Übertreibungen, Zusätze, Erfindungen, weil ihm der überlieferte Stoff nicht genügt. Die Ägypter werden von Heuschrecken und Fliegen totgebissen, ein Feuer brennt als Plage im Wasser, ein Getöse in der Luft verursacht Schrecken, noch mehr wird Ägypten durch die Erscheinung von Larven, sowie durch grauenvolle Träume geängstigt. Bombastisch ist

die Schilderung der Finsternis sowie der von den Zauberern Pharaos erfahrenen Angst. Schliefslich erfahren wir von der Zauberkraft, welche das Diadem des Hohenpriesters Aaron ausübt*).

Dafs Jehovah seine Verehrer mit Wundern belohnt, will der Verfasser des anmutigen Familienromans, dessen Held Tobias ist, beweisen. Heidnische Leser mufsten ihr Dogma von einem solchen Lohn in jener Erzählung wiederfinden, ebenso ihre eigenen Wunder. Der himmlische, in Menschengestalt erscheinende Begleiter des Tobias hat dieselbe Rolle, wie Pallas Athene, die in der Odyssee den Odysseus, oder wie Venus in der Äneis, welche den „frommen" Äneas begleitet. Das Wunder der Heilung eines Blinden erinnert an die Wunderheilung eines ägyptischen Königs und ward dem Herodot von ägyptischen Priestern erzählt, und wenn wir von dem Wunder einer Vertreibung der Dämonen lesen, so waren solche Geister den heidnischen Lesern wohlbekannt**). Offenbar stellt der Verfasser solche Wunder den heidnischen Wundern gegenüber und ladet zum Kultus Jehovahs ein, weil durch diesen solche Wunder mit Sicherheit zu erlangen sind. Wir werden dasselbe Verfahren wiederfinden, wenn wir die Kirchenleiter als Apologeten ihres Kultus und der damit verbundenen Wunder kennen lernen.

Was Rhetorenschulen schon zur Zeit der Ptolemäer leisteten, beweist auch das zweite Buch der Maccabäer. Ein historischer Stoff wird vom Verfasser phantastisch gestaltet, um den neuen Tempel zu Jerusalem mit Glorienschein zu umgeben und die Maccabäerkämpfe zu verherrlichen. Der „allgewaltige Herr aller Geister" sendet dem Tempelschänder eine „grofse Erscheinung", einen goldgeharnischten Reiter mit zwei Jünglingen, und der Räuber

*) Wir haben hier dieselbe Erscheinung, wie sie ein Virgil und Ovid in ihren Schilderungen betreffend Cäsar und Augustus gezeigt haben.

**) Philostratus in seinem im dritten Jahrhundert n. Chr. verfafsten Leben des Apollonios läfst seinen Helden in zahlreichen Fällen das Wunder der Heilung von Besessenen verrichten.

erliegt. „Gott hat den Tempel geehrt“, — „es ist eine Gotteskraft an dem Ort.“ Ebendasselbe beweist der Verfasser durch das Wunderfeuer, welches im Tempel das erste Opfer verzehrt. — Himmlische Reiter führen in der Luft eine Schlacht auf, und dann kommen goldgeharnischte, himmlische Reiter den kämpfenden Maccabäern zur Hilfe. Diese phantastische Geschichtsbehandlung, wie sie später von Curtius der Geschichte Alexanders des Grofsen, dann durch Philostratus der Geschichte des Apollonios, sowie der Geschichte des Pythagoras durch die Neuplatoniker zu teil wurde*), hatte also einen bestimmten Zweck, und hielt die angewandten Mittel für erlaubt. Zu diesen Mitteln gehörten, wie die beiden ersten Kapitel des zweiten Maccabäerbuches beweisen, auch Hinweise auf angeblich benutzte Schriften, sowie ein fingierter Brief. Genanntes Buch will nach Kap. 2, 24 ein Auszug aus den fünf Büchern des Juden Iason von Kyrene sein. Wir sehen, die Wunderlitteratur hellenisch gebildeter Juden war nicht arm. Unser Buch schliefst mit den bezeichnenden Sätzen: „Man mufs zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist ergötzlich. So ist es auch mit Stellung der Reden beschaffen, damit ihre Zusammenstellung dem Leser Vergnügen schaffe.“ Verfasser sagt nicht, ob die Wunder mit dem Wein oder dem Wasser zu vergleichen sind. — Man möchte sie mit dem letzten vergleichen, weil sie eine Verwässerung heidnischer Wunder sind**). In den himmlischen Reitern begegnen uns die allbekannten Dioskuren, welche in derselben Heldengestalt bei der Schlacht am See Regillus und bei Sagra hilfreich auftraten, und was den Wunderschutz des

*) Was später die in Rhetorenschulen gebildeten christlichen Schriftsteller leisteten, beweist z. B. Sulpicius Severus, gestorben 410. Wir werden ihn später kennen lernen.

**) Von einem Feuerwunder erzählt Pausanias I, 16. Als Alexander der Grofse in Pella opferte, bewegte sich das Holz nach dem Zeusbild hin und entzündete sich ohne angelegtes Feuer. Das war ein heilverheifsendes Zeichen.

Tempels betrifft, so geschah dasselbe dem von Brennus angegriffenen Tempel zu Delphi. Auch hier traten himmlische Helfer dem Tempelräuber sichtbar entgegen, wie uns Pausanias im 23. Kapitel des zehnten Buches seines bereits erwähnten Reiseberichtes ausführlich und gläubig erzählt.

Nicht zum Wein, sondern zum Wasser müssen wir auch jenes Wunder rechnen, welches die unter den Ptolemäern zu Alexandria geschehene Übersetzung des alten Testaments in die griechische Sprache begleitete. Von den 72 jüdischen Übersetzern arbeitete jeder für sich, und doch stimmten alle 72 Übersetzungen Wort für Wort miteinander überein*). Das Wunder der Inspiration jener unter dem Namen Septuaginta bekannten Übersetzung imponierte der heidnischen Welt, war derselben aber nicht neu. Pausanias schreibt: „So viele Frauen und Männer sollen bis auf meine Zeit (zweites Jahrhundert n. Chr.), von einem Gott inspiriert, geweissagt haben, und in der Länge der Zeit kann wohl wieder Ähnliches geschehen.“ (Siehe das Orakelwesen.) In Palästina befand sich auf dem Berge Carmel ein Orakel, an welches sich Vespasian fragend wandte. Ein gefangener Jude weissagte demselben die Kaiserkrone.

Als die Septuaginta in Alexandria entstand, blühte schon der an Wundern reiche Kultus der Isis, der Allmutter, der „Königin über alles Land“, der Heilung spendenden, der Wogenbeherrscherin und Totenerweckerin. Von dort verbreitete derselbe sich zur Kaiserzeit im ganzen Gebiet des Mittelmeeres und weiter. Dieser Kultus ward vorzüglich auch von der wundergläubigen Frauenwelt gefördert und hatte lange Zeit hindurch dieselbe dominierende Stellung, wie heute in romanischen Ländern der Madonnenkultus. — Hatte doch Isis mit ihrer Wunderhilfe für das Frauenleben dieselbe Bedeutung, wie heute die Madonna. Verächtlich redet Persius Flaccus vom Kultus der Isis und ihren

*) Von der Wirklichkeit dieses Wunders war auch Augustinus mit den übrigen Kirchenlehrern überzeugt, ebenso von der Inspiration der Septuaginta. Ausführlich sagt er dies de civ. Dei XVIII, 42 sowie XV, 23.

„schielenden Priesterinnen“, verächtlich, hundert Jahre später, von demselben Kulte Juvenal in seiner berühmten sechsten Satire. Er erwähnt höhnisch die silberne Wunderschlange, welche im Isistempel auf dem Marsfeld zu Rom ihr Haupt schüttelte, weil eine römische Dame gewisse Fastengebote übertrat. Er schreibt höhnisch von Wundererscheinungen der Allherrscherin Isis, von denen die Frauen überzeugt waren:

Denn sie glaubt sich gemahnt vom Wort der Gebieterin selber.
Wahrlich, ein Geist und Gemüt, um Nachts mit den Göttern zu sprechen.

Er spottet über die mit der Tonsur versehene Schar der Isispriester und der in ihre Mysterien Eingeweihten. Martial ebenso.

Jene geschorene Schar mit dem Sistrum, linnenbekleidet.

Der Isiskultus ward zum Modekultus im Römerreich. Von Kaiser Otho sagt Sueton, dafs derselbe oft, mit dem Kultusgewand versehen, den Festen der Isis beiwohnte. Von Alexander Severus berichtet Lampridius Kap. 26, dafs er die Heiligtümer der Isis und des Serapis mit Bildern ihrer Wunder schmückte. Der Spott eines Juvenal hat im zweiten Jahrhundert nichts gefruchtet. Man lese den Wunderroman des Apulejus, des Zeitgenossen Juvenals, wir meinen das elfte Buch seiner Metamorphosen. Hier ruft ein Isispriester: „Willst du dich sichern gegen die Schläge des Schicksals, so tritt in den Dienst der Göttin, beuge dein Haupt unter ihren Dienst.“*) Man könnte meinen, dafs ein heutiger Priester der Madonna dies gesagt hätte.

Der Isiskultus verdrängte nicht den gleichfalls wunderreichen Kult der „grofsen Mutter“, die aus Phrygien mit ihrem Wunderstein schon im zweiten punischen Kriege (204 v. Chr.) nach Rom gelangte, wodurch eine Pest ebenso wunderbar vertrieben wurde, wie in Neapel damals, als man den „Thaumaturga“ (Wunderthäter) St. Januarius in diese

*) Isis war, wie heute die Madonna, die wunderbar rettende Meeresherrscherin. Juv. XII, 28; Paus. II, 4.

Stadt brachte. Nach Phrygien, wo jene „Mutter der Götter“ thronte, schickte Rom Gesandte, deren Bitte erst dann vom König Attalus gewährt wurde, als jene grofse Göttin durch Wunder ihre Absicht kund that, nach Rom zu kommen. Sie redete nämlich laut. Als Attis, Liebling der „grofsen Mutter Kybele“, die Erde mit seinem Blute tränkte, wuchsen daraus Blumen, und der Körper jenes schönen Jünglings entging auf Jupiters Befehl der Verwesung.

Von Wundern obiger Art sagt Oktavius bei Minucius Felix, Kap. 23: „Diese Fabeln und Märchen lernen wir von unseren ungebildeten Eltern, ja, was noch schwerer wiegt, wir selbst verarbeiten sie in unseren Studien und Schulen, besonders in den Werken der Dichter, welche durch ihren Einfluſs der Wahrheit einen gröſstmöglichen Eintrag thun.“ In Kap. 20 lesen wir: „Unsere Vorfahren glaubten so gerne an Lügen, daſs sie auch ungeheuerliche Wunderdinge ohne Prüfung für wirklich hielten, wie die Skylla, die Chimära, die Hydra, die Centauren. Sagen zu hören, war ihnen ein Genuſs. So machten sich unsere unvernünftigen Vorfahren auch an die Götter, und glaubten leichtgläubig mit unvernünftiger Einfalt.“

Trotz des Kultus der Isis gelangte zu weiter Verbreitung der aus Syrien eingeführte Kultus der Dea Syria, die z. B. in Nero einen eifrigen Verehrer fand. Ihr uraltes, reiches Heiligtum, hochberühmt, lag in Hierapolis, und Lucian sagt von ihm nach eigener Anschauung: „In demselben sind viele Wunderdinge und Statuen, bei denen die Götter ihre Anwesenheit augenfällig bethätigen. Die Statuen nämlich schwitzen, bewegen sich und verkündigen auf diese Weise Orakel. Von den Priestern wurden mir geheime Legenden und auch im Volk umlaufende Sagen mitgeteilt, von denen einige sehr fabelhaft sind.“ Um dem Tempel Ruhm zu schaffen, lieſsen ihn die Priester von Deukalion, der in der grofsen Flut wunderbar gerettet wurde, erbaut sein. Vor dem Tempel standen zwei je 180 Fuſs hohe Säulen, die bisweilen von einem Mann erstiegen

werden, wobei das Volk glaubte, er verkehre dort mit den Göttern*). Die Statue der strahlenumkränzten Göttin trug einen in der Nacht leuchtenden, den Tempel erhellenden Stein. Von einer weissagenden Statue Apollos sagt Lucian: „Mit meinen Augen sah ich, dafs die Priester ihn aufnahmen, er liefs sie aber auf der Erde zurück, und schwebte von selbst in der Luft."

Dafs Priester solcher Kulte in ihrer Wunderreklame auch Betrug nicht scheuten, und überhaupt jede Art der Lüge, wie in Schriften, so in Thaten für erlaubt hielten, ist bekannt. Was die ägyptischen Priester leisteten, beweisen z. B. Herodot und Diodor, die von ihnen sich berichten liefsen. Unter den Apokryphen des Alten Testaments berichtet das Buch vom Drachen zu Babel einen solchen Wundertrug heidnischer Priester. Solchen Trug sah auch Pausanias, wie er V, 10 und VI, 3 seiner Beschreibung Griechenlands berichtet.

Im Sonnenkultus konzentrierte im dritten Jahrhundert das Heidentum seine Kraft, und die Mysterien des Sonnengottes Mithras stritten mit dem sich damals schnell verbreitenden Christentum um die Herrschaft. Im dritten Jahrhundert waren die genannten Geheimkulte im ganzen römischen Reich verbreitet, wie Inschriften und Reliefs beweisen**). Im Museum zu Karlsruhe sah Verfasser dieselbe (dort gefundene) Reliefdarstellung, wie im Museum zu Neapel. Mithras galt als mächtiger Beschützer seiner Eingeweihten, namentlich wird sein Schutz gegen böse Geister hervorgehoben. Aus dem fünften Jahrhundert stammt die Nachricht, er sei von menschlicher Herkunft, nämlich einer Jungfrau Sohn, gewesen.

Ähnliche Wunder waren im Glauben der Heidenwelt auch anderweitig geschehen. Nach Herodot war es in Ägypten ein Dogma priesterlichen Glaubens, dafs die Em-

*) Vorläufer des Säulenheiligen und Wunderthäters Simeon.

**) Unter Marcus Aurelius erhub sich auch in Rom ein Mithrastempel, an derselben Stelle, wo sich jetzt die St. Peterskirche befindet. (Réville, Die Religionen unter den Severern, S. 81.)

pfängnis des göttlichen Apis, in welchem jedesmal die Seele des Osiris vorhanden war, durch einen Sonnenstrahl geschehe, also auf übernatürliche Weise. Justinus Martyr bemerkt in seiner, dem zweiten Jahrhundert angehörenden, ersten Apologie, Perseus sei von der Danae geboren, nachdem sie ihn wunderbar empfangen habe, nämlich durch den bekannten goldenen Regen. Hier wäre ferner zu erwähnen die Wundergeburt der Minerva, die ohne Mutter entstand, nämlich aus dem Haupt des Jupiter. Ovid erwähnt eine vaterlose Geburt, welche von der Juno geschah. Als diese der Nymphe Chloris (Flora) den Wunsch aussprach, ohne Gemahl Mutter zu werden, nahm die Nymphe eine Wunderblume, berührte Juno, und

Was sie ersehnte, geschah. So gebar sie den Mars.

Mithras wird in zahlreichen Inschriften als persönliches Wunder bezeichnet, von dem die zu immer höheren Stufen gelangenden Eingeweihten für Leib und Seele wunderbare Hilfe und Heilung erwarteten, sei es auch nur gegen die schädlichen Einflüsse des bösen Blicks. Er heifst in jenen Inschriften der Allmächtige, der Grofse, der Ewige, der Unbegreifliche, bei Porphyrius wird er Vater und Herr des Lebens, Schöpfer und Herr der Dinge genannt. — Magisch (wunderbar) wirkende Kultushandlungen fanden in seinen Mysterien statt, dem Christentum entlehnt, wie Justin im 66. Kapitel seiner ersten Apologie bezeugt. „Eben dies haben auch im geheimen Mithrasdienst die Dämonen nachgemacht."

Wie in allen Geheimkulten der alten Welt, handelte es sich auch in denen des Mithras um Schauen und Versicherung des Jenseits. Reliefs zeigen ihn, wie er seine Eingeweihten wunderbar auf dem Sonnenwagen zum Himmel führt. Die mit dem Kultus verbundene Wunderwelt befriedigte das Wunderbedürfnis nicht. Die Pflanze des Wunders wucherte auch aufserhalb des Schattens der Tempel, und zur Kaiserzeit geschah dies in zunehmender Weise. Der Lebenshauch einer tieferen Religion schwand, der Aberglaube beherrschte in Riesengestalt die Menschheit des rö-

mischen Reiches. Schon Cicero hatte gesagt: „Überall finden wir Aberglauben.“ Er wollte den Aberglauben bekämpfen; wie erfolglos aber solcher Kampf war, bewies die römische Kaiserzeit. Je mehr die Verworfenheit in der Kaiserperiode zunahm, desto mehr füllte sich die Luft mit schädlichen Geistern, gegen die man durch Zaubermittel Schutz suchte. Dazu kam im zweiten und dritten Jahrhundert vielfältige allgemeine Not und Drangsal, und es wuchs die Zahl der Wunderthäter, durch deren Zaubermittel man der Not zu wehren trachtete. Die Götter schienen damals die Menschenwelt ihrem Elend zu überlassen, und in solcher Hilflosigkeit wandte man sich an Wundermänner aller Art. Ein Kaiser, wie Nero, der die Götter verlachte, horchte andächtig auf seinen Hofastrologen Babilus, trug als Schutzmittel gegen Verschwörung eine Wunderstatue bei sich und suchte in schwerer Angst in Hinsicht seines Muttermordes Hilfe bei einem Totenorakel. Tiberius trug als Blitzableiter einen Lorbeerkranz, Augustus war von dem Glauben an Vorzeichen erfüllt. Der Kaiser Vitellius hatte sich aus Deutschland ein Wahrsagerweib mitgebracht, deren Orakel er ebenso fest vertraute, wie Pius IX. den Orakeln eines Mädchens aus Sezza, welches die Jesuiten geworben hatten, um ihn in seiner Verbannung durch Orakelsprüche zu trösten. „Wir haben unter Vespasian die Veleda gesehen, die lange bei den meisten für eine Gottheit galt. Vor Zeiten haben sie die Aurinia und andere göttlich verehrt.“ (Tacitus, Germania.) „Der Aberglaube bedroht, bedrängt und verfolgt dich, magst du auf einen Wahrsager oder auf ein Omen hören, magst du opfern oder nach einem Vogel ausschauen, wenn du einen Chaldäer oder Opferschauer siehst, wenn es blitzt, donnert, oder einschlägt, wenn etwas einem Wunder ähnliches zur Welt gekommen oder geschehen ist.“ (Cic. de div. II, 71). Wenn Cicero solches von seiner aufgeklärten Zeit sagen konnte, wie sah es dann während der Kaiserzeit aus!

Der Aberglaube (Wunderglaube) wuchs Hand in Hand

mit der Verworfenheit jener Zeit. Hören wir Tacitus. „Im Wettstreit der Laster war es nicht möglich, Keuschheit, Sittsamkeit oder irgendetwas von guter Sitte zu bewahren.“ (Tacitus, Annalen XIV, 15.) „Die ersterbende vaterländische Sitte ward von Grund aus vernichtet, alles, was irgend verführt werden, oder verführen kann, bekommt man in Rom zu sehen. Fürsten und Senat lassen nicht nur die Laster frei gewähren, sondern brauchen für sie Gewalt. Auch die Nächte dienen der Schande, damit dem Ehrgefühl keine Zeit verbleibt.“ (Annalen XIV, 20.) Ebenso wuchtig Juvenal:

> Und wann zeigten sich mehr in üppiger Fülle die Laster?
> Keine Verruchtheit fehlt, kein Unzuchtfrevel. (6, 295).

In der zweiten Satire erwähnt er die Greuel in den Mysterien der Göttin Cotytto, in der sechsten Satire schildert er das scheufsliche Bakchanal und die Orgien im Kultus der Bona Dea, er erwähnt die Kuppelei in den Tempeln der Isis, sowie die Unzuchtsfrevel der Kaiserin Messalina. Er sagt, die Zahl der Guten sei nicht gröfser als die Zahl der Mündungen des Nil. Nehmen wir hinzu die unsittlichen Schauspiele der Mimen sowie der Atellanen, blicken wir in gewisse Lieder des Ovid, z. B. seine Liebeslieder, seine Briefe der Heroiden, sein Lied von der Liebeskunst, lesen wir die Kaiserbiographien des Suetonius, so giebt uns dies alles einen Einblick in die Verworfenheit der Kaiserzeit. Der Riesengestalt des Lasters gesellte sich zum schauerlichen Ehebund der gigantische Aberglaube, wundergläubig und wundermächtig. An seine nächste Umgebung dachte der Apostel, wenn er von dem als nahe erwarteten Antichrist sagt: „In allerlei Zeichen und Wundern der Lüge“. (2 Thess. 2, 9.) „Falsche Propheten werden aufstehn und grofse Zeichen und Wunder thun.“ (Matth. 24, 24.) In welcher Umgebung Christus lebte, zeigt dies Wort, welches wir am besten verstehen, wenn wir jene Zeit kennen.

Das römische Reich war damals von Magiern überschwemmt. Man nannte sie Chaldäer, Mathematiker, Magici, hebräisch Kasdim. Es waren umherziehende Propheten,

Wunderthäter, Zauberer, Traumdeuter, Wahrsager, Beschwörer, Astrologen, welche das Verfluchen, Behexen, Geistercitieren, Dämonenaustreiben, Liebeeinflöfsen, Totzaubern verstanden und Amulette sowie Zaubermittel anderer Art verschafften. Religiöse Gaukler, Wunderärzte und Gauner trieben ihr schamloses Gewerbe, und der Unfug der „artes magicae“ hatte im zweiten und dritten Jahrhundert eine solche Ausdehnung, wie die Welt sie niemals vorher oder nachher geschaut. Unter Magie verstand man die Fähigkeit, sich die höheren und noch mehr die niederen, die über- und unterirdischen Gottmächte durch geheime Mittel dienstbar zu machen, um dadurch ein übermenschliches Wissen zu erlangen oder ebensolche Thaten zu verrichten. Ihre Mittel machten dem Kultus Konkurrenz, und wenn die Kraft des letzten nicht ausreichte, um ein Eingreifen überirdischer Mächte zu bewirken, so gab es ja tausend Zaubermittel, wunderkräftig ausgestattet, um ans Ziel zu gelangen. Wir sehen, dafs der von der römischen Kirche gemachte Unterschied zwischen weifser und schwarzer Magie uralt und nicht von ihr erfunden ist.

Wiederholt schleuderten die Stellvertreter Jupiters den kaiserlichen Bannstrahl wider die „Chaldäer“: die Luft war „von solchem Spuk so voll, dafs man nicht weifs, wie man ihn meiden soll“. Tiberius bannte sie, um die mit dem Staatskultus verbundene Prophetie der Auguren und Haruspices von Konkurrenz zu befreien. Nicht, weil er die Magier für Betrüger hielt, hat er sie gebannt, sondern weil er sie als Beherrscher von Wunderkräften ansah. Auf Capri hatte er, wie Juvenal sagt, einen Trofs von Chaldäern bei sich, unter ihnen Thrasyllus. Er machte es wie weiland König Saul, der das Zauberpack verbannte, dann aber die Zauberin zu Endor bestens benutzte. Der Kaiser Claudius verbannte die Druiden, welche in Gallien ruhmvolle Zauberkünste übten, ebenso wurden die durch Zauberei und Kuppelei berüchtigten Pfaffen der Isis wiederholt gebannt. Tacitus bemerkt bei solchem Anlafs, die Chaldäer seien eine

Menschenart, die man in unserem Staat stets vertreiben und stets zurückhalten wird. Kaiserliche Maſsregeln nützten nichts, denn die Kaiser selbst bedurften und benutzten die erwähnten Wunderthäter. Beweise bietet z. B. Sueton in seinen Kaiserbiographieen. Wohin auch mit allen jenen Unholden, Unholdinnen und Graulieschen? Sie lieſsen sich ebenso wenig verbannen, wie jener Troſs von Magiern und Wunderthätern, welche heutzutage in Italien an allen Ecken und Enden die schwarze Magie üben und nur dann beunruhigt werden, wenn sie ihre Mitmenschen an Eigentum, Gesundheit oder Leben geschädigt haben. Der Bann nützt nichts, und die römische Kirche beunruhigt diesen Zaubertroſs nicht.

Das römische Kaiserreich trat mit dem Glanz einer hoch entwickelten Kultur ins Leben, dieser aber schützte nicht vor einer wachsenden Last des von den Magiern genährten Wunderglaubens. Was wir in dieser Hinsicht, schon beim Beginn der Cäsarenzeit, bei jenen groſsen Dichtern lesen, welche den göttlichen Augustus verherrlichten, zeigt uns, was sie aus ihrer und ihrer Zeitgenossen Anschauung kannten. In der achten Satire des ersten Buches erzählt Horaz, wie er im Mondschein das unheimliche Wundertreiben der beiden Hexen Canidia und Sagana auf einem Friedhof beobachtete, wo er das Jammergewinsel der von den genannten Zauberinnen hervorgelockten Seelen vernahm.

In der zweiten Epistel des zweiten Buches fragt er einen Römer, ob er im stande sei, weissagende Träume, Magie, Wunder, Hexen, Zauber, Künste der Thessalier zu verachten? Die Zauberin Canidia, in Bannsprüchen erfahren, im thessalischen Banngetön bewandert, benutzt ausgedörrte Leber und verbranntes Mark für einen Liebeszauber (Horaz, V. Epode). Unter dem Schutz der nächtlichen Göttin Hekate besitzt jene Unholdin Bücher, kräftiger Bannsprüche voll, die hoch vom Himmel feste Sterne niederziehn (XVII. Epode). In der achten Idylle seiner ländlichen Gedichte beschreibt Virgil das Thun einer Zauberin, die ihren Geliebten wieder zu sich herführen möchte.

Ziehet mir heim aus der Stadt, o Beschwörungen, ziehet den Daphnis.

Sie behauptet gesehen zu haben, dafs ein Magier Tote aus den Gräbern rief, oder die Saat auf andere Felder führte.

Im Gastmahl des Trimalchio, von Petronius, dem Freund des Nero, geschrieben, besitzen wir eine Sittenschilderung ersten Ranges. Wir sehen aus derselben, wie in damaliger Zeit die römischen Tafelfreuden mit Hexen- und Wundergeschichten gewürzt wurden. Berühmt als Wunderthäter waren damals die Thessalier, sowie das Volk der Marsen. Thessalische Zauberweiber waren im stande, den Mond vom Himmel zu ziehen, wie Martial behauptet:

Wer zieht fürder den Mond herab in thessalischer Weise?

Liebestränke, in Thessalien gebraut, hatten Wunderwirkung. Dort wohnten berühmte Hexen, die durch Banngemurmel und Wunderkräuter menschliche Herzen verdrehen. Auch Horaz kennt eine solche, die mit thessalischem Bannzauber den Mond vom Himmel reifst. Von den Marsen sagt Virgil:

Schlummergesänge und Kräuter in marsischen Bergen gesammelt.

Zauber ward in Anwendung gebracht gegen die gierige Brut der nächtlichen Strigen, wie uns Ovid belehrt, der auch sagt, dafs man ebenso andere, nächtlich schweifende Geister, die den Menschen mit Wahnsinn schlagen (Lemures, Larvae, umbrae vagantes), zu bannen vermöge. Böse Geister waren in Sturm und Hagel, auf Meer und Land, in Luft und Wasser, aber Zaubergesang bändigte die Dämonen, wie uns Plinius in seiner Naturgeschichte belehrt. Das Bild einer mit Wunderkräften ausgestatteten Zauberin entwirft Ovid in einem seiner Liebeslieder, wobei derselbe bemerkt, er berichte, was man im Publikum erzähle und was er (Ovid) vermute. Erwähnte Zauberin, Namens Diptas, läfst Flüsse im Lauf umkehren, erregt Gewitter, verwandelt sich in einen Vogel, spaltet die Erde durch Beschwörung, bringt uralte Manen herauf und braut Tränke für Liebe oder Hafs. Eine Beschwörung nebst allem Zubehör, um einen Geliebten herbeizuziehen, be-

schreibt Virgil in seinen Idyllen, offenbar in Nachahmung des Theokrit.

Ziehet mir heim aus der Stadt, ihr Beschwörungen, ziehet den Daphnis.

Ovid in seinen Metamorphosen beschreibt ausführlich, wie Medea zum Schutz des Iason Zauberwunder verrichtet. So murmelt sie hilfreich Zaubergetön und ruft die geheimen Künste zum Beistand. Die Wundersaat der Drachenzähne wird gestreut, der Drache besänftigt. Ovid kannte den Geschmack seiner Leser und wufste, dafs er mit dieser Schilderung geheimnisvoller, unheimlicher Vorgänge seine Leser ergötzen werde. Auch spätere Dichter lassen Glauben und Geschmack ihrer Zeit erkennen. Man liebt die Schilderung grausiger Zauberwunder. Lucan, Neros Zeitgenosse, beweist dies, wenn er in seinem Epos Pharsalia uns die Hexe Erichtho vorführt, die vor der Schlacht bei Pharsalus von Pompejus aufgesucht wurde. Noch mehr zeigt sich dies in der Thebais des Statius, Zeitgenossen und Verehrers des Domitian. Das Grauen der Unterwelt, welche mit Zauberern im Bunde zu stehen pflegte, Beschwörungen finstrer Mächte, grausige Naturereignisse, Kindermord zu magischen Zwecken, schreckliches Morden, grausiger Untergang, das bringt der Dichter dem nach Grausen des Zaubers, nach Aufregung durch Geheimnisvolles begierigen Lesern entgegen. Dafs wir den Glauben und Geschmack jener Zeit richtig beurteilen, zeigt Tacitus. „Um den Germanicus zu töten, benutzte man Zauberformeln und Verwünschungen, man fand in seiner Behausung Bleitafeln mit seinem Namen, sowie Reste von Menschengebein, lauter Mittel, womit man Seelen dem Hades zu weihen pflegte.“ (Tacitus, Annales II, 69). Auch dieser grofse Historiker des ersten Jahrhunderts hat den Wundern chaldäischer Kunst Bedeutung zugestanden.

Auch Plinius, der gelehrte Römer, nach eigener Aussage entschiedener Atheist, hat dem Glauben seiner Zeit reichen Tribut gezahlt, wie seine Naturgeschichte an zahl-

*) Man vergleiche Annales IV, 58; VI, 20; XII, 64.

losen Stellen beweist. Er schreibt im XXVIII. Buch, Kap. 3: „Ohne sich an Leugnung der Weisen zu kehren, hat man sich stets dem Glauben an Zauberwunder hingegeben.“ Die Unsterblichkeit der Seele ist ihm ein kindischer Einfall, den Gottesglauben und Wunderglauben läfst er dem Volk. „Der Glaube, dafs Götter für Menschen Sorge tragen, ist letzteren nützlich.“

Juvenal in seiner sechsten Satire führt uns in das Boudoir einer römischen Dame seiner Zeit (des zweiten Jahrhunderts n. Chr.). Sie empfängt schon am Morgen Pfaffen, Wahrsager und sonstiges Gelichter. Es sind Propheten aus Armenien und Syrien, welche die Eingeweide von Hühnern, Tauben, Hunden und bisweilen auch von Kindern durchwühlen, um die Zukunft zu erforschen. Er sagt, dafs man in diese Chaldäer unbedingtes Vertrauen setze. Alles, was sie sagen, das gilt. Wir lernen auch die Pfaffen der Isis kennen, welche Unterredungen mit dieser Göttin vermitteln. Die Propheten und Wahrsager, welche in der Nähe des Cirkus für weniges Geld ihre Ware feilbieten, werden uns vorgeführt, ebenso Wundermänner aus Phrygien und Indien, welche von Reichen hohe Bezahlung erhalten.

Neuntes Kapitel.

Aufserkultische Wunder. Zauberei.

Die Wunderwelt der Zauberei ist uralt, und Plinius sagt uns in seiner Naturgeschichte, was man in Rom in dieser Hinsicht zu wissen meinte. Man nannte den Zoroaster den Urheber jener Wunderkunst und meinte, dafs Orpheus dieselbe nach Thracien gebracht habe. Ebenso behauptete Plinius, dafs Moses eine Schule der magischen Kunst gegründet habe. Davon weifs freilich die Geschichte nichts. Desto mehr meldet sie von den Ägyptern. Dem Pharao stand jederzeit eine Schar priesterlicher Zauberer zur Verfügung, welche vor dem Auszug Israels grofse Zeichen und Wunder verrichteten, und die Tradition hat uns sogar zwei Namen derselben überliefert, Jannes und Jambres. Um seinen Traum zu deuten, berief Pharao alle Wahrsager seines grofsen Reiches. In Karthago stand, wie Virgil berichtet, der Dido sofort eine Zauberkraft zur Verfügung.

> Diese verheifst, durch Zauber das Herz machtvoll zu entfesseln,
> Welchem sie will, und zu senden dem and'ren quälende Schwermut,
> Ströme zu hemmen im Lauf und zurück Gestirne zu drehen,
> Nächtliche Manen entruft sie der Erd'. (Äneis IV, 487.)

Am Ufer des Euphrat finden wir den als Zauberer und Beschwörer gefürchteten Bileam, d. h. Verderber. Als seinen Vater bezeichnet er feierlich den Beor, indem er ausruft: So spricht Bileam, der Sohn des Beor. Das einträgliche

Gewerbe eines solchen hochangesehenen Wunderthäters scheint in dieser Familie erblich gewesen zu sein. Die babylonischen Magier waren in einzelnen Städten konzentriert. Das alte Testament nennt einen solchen Wunderthäter Kosem, d. h. Wahrsager. An zahlreichen Stellen lesen wir das Verbot: „Unter dir soll kein Kosem gefunden werden“ [1]. Als Saul seine Esel suchte, fragte er am Thor von Beth-El: „Wo wohnt der Seher?“ Ihm war es selbstverständlich, dort einen der üblichen Wundermänner zu finden, die gegen Honorar ihr Geschäft betrieben. Bei Jesaia (3, 2) lesen wir: „Israel hat zwei Stützen, die echten Propheten und den Kosem.“ Wir sehen, welches Ansehen ein solcher Wunderthäter hatte. Als in Israel der Baalsdienst blühte, beriefen sich die Pfaffen desselben auf ihre Zauberwunder und hofften dadurch den Elias zu besiegen.

Uralt war die Wunderkunst bei den Hellenen. Schon in der Odyssee finden wir Seher und Propheten, die ihren Beruf so selbstverständlich ausüben, wie ein Handwerk. Die Zauberin Helena hatte nach der Odyssee (4, 20) ihre Zauberwunder in Ägypten gelernt, sie konnte den herbsten Groll und Kummer tilgen. Von der Zauberin Circe sagt Ovid in den Metamorphosen, dafs sie mit ihrem Banngemurmel den Himmel trübte, die Götter der Unterwelt und deren Schatten hervorrief und allerlei Schreckgebilde entstehen liefs. Nach Virgil (Äneis 7, 754) betrieb ein priesterlicher Wunderthäter die Heilkunst und verstand sich auf Giftwunden. Der Typus des antiken Zauberweibes begegnet uns in der Medea aus dem Lande Kolchis [2]. Euripides brachte sie auf die Bühne, und das Publikum vernahm die bereits bekannte Kunde von der dämonischen Gewalt der unheimlichen Hekate, welche den Zauberern die überirdische Macht verleiht. Das Publikum vernahm die schauerliche Rachethat dieser Zauberin und sah sie am Schlufs auf einem Drachenwagen davon fliegen. Auch die Phädra des Euripides lehrt uns den allgemeinen Glauben an Zauberwunder kennen, der durch solche Tragödien genährt wurde.

Es giebt ja Spruch und Zauberwort für jedes Leid,
Ich habe Zaubertränke gegen Liebesnot
Im Hause drinnen, eben fällts mir wieder ein,
Die, sonder Schmach und ohne Schaden für den Geist,
Dich heilen werden, wenn du dich nicht feig bezeigst,
Dazu bedarf es eines kleines Zeichens nur
Vom Heifsgeliebten, sei's ein Wort, sei's vom Gewand
Ein Stück.

So lauten die tröstenden Worte der Amme.

Die angeführten Worte weisen uns auf eine vorhandene Zauberlitteratur, welche die mündliche Überlieferung stützte und ermöglichte. Ephesus war ein Hauptsitz regelrechter Magie, und hier wurde nach der Apostelgeschichte (19, 19) ein Haufe von Zauberschriften resp. Zauberformeln zusammengebracht und verbrannt. Viele derselben bildeten sicherlich Amulette, deren Zahl zu allen Zeiten eine riesengrofse war. Solche Litteratur war natürlich nicht auf Ephesus beschränkt. Im „Lügenfreund" des Lucian wird der Pythagoräer Arignatus, genannt der Heilige, erwähnt, der viele Zauberbücher in ägyptischer Sprache besitzt und mit den Formeln derselben Geister bannt. Von Ägypten aus wurden genannte verbreitet. In der reichen ägyptischen Stadt Kanopos ward uralte Priesterweisheit in Verbindung mit Magie berufsmäfsig gelehrt. Genannt wird hier der Seher Antonius, der alle Geheimnisse von Himmel und Erde kannte. Im ersten der Hetärengespräche Lucians wird eine Zauberin Chrysarion erwähnt, die thessalische Zauberlieder kennt und den Mond herunterbetet. Im vierten Gespräch wird eine thessalische Zauberin geschildert, die im stande ist, Liebe und Hafs einzuflöfsen. Als in Gaza um das Jahr 400 alle Tempel zerstört wurden, fanden sich viele heidnische Bücher mit Beschwörungsformeln. Zaubersprüche von Orpheus und Linus, Zauberformeln der Medea waren auch geschrieben; babylonische Wunderzahlen erwähnt Horaz, Juvenal berichtet von Wunderzahlen des Thrasyllus, lauter Wunderdinge, die auch schriftlich überliefert wurden [3].

Properz in seiner elften Elegie erwähnt magische Lieder

und Zaubergesänge, welche den Mond vom Himmel ziehen. Solche kraftvolle Wundersprüchlein lernten und kauften die Römer von den Griechen. Properz schreibt, dafs solche Zaubersprüche für wenig Geld verkauft werden. Dasselbe galt von den geschriebenen Prophetensprüchen der Sibyllen. Welchen riesigen Umfang eine solche Litteratur hatte, beweist eine Nachricht des Sueton, aus der wir ersehen, dafs Augustus zweitausend Weissageschriften zusammenbringen und verbrennen liefs, während er nur die Schriften der Sibyllen behielt [4]. Nach Juvenal befanden sich im Boudoir einer römischen Dame nicht nur astrologische Tafeln, sondern auch wunderwirkende Zaubersprüche. Der Kaiser Septimius Severus, gläubiger Anhänger der magischen Künste, liefs die gesamte Zauberlitteratur zusammenbringen und schuf einen öffentlichen Lehrstuhl für jene Wissenschaft, welche natürlich ohne eine Litteratur und Bibliothek nicht bestehen konnte [5]. Kaiser Marcus Aurelius liefs, wie Herodian in seiner Kaisergeschichte erwähnt, alle Magier seines Reiches (wie vor ihm Pharao) zusammenkommen, ein Konzil, wie es die Welt seitdem nicht wiedergesehen [6]. Wir dürfen annehmen, dafs diese Professoren der Magie in der entsprechenden Litteratur ihrer resp. Heimat bewandert waren.

Die magische Kunst, wie wir sahen, uralt und allseitig gestützt, florierte im Altertum neben dem Kultus als das selbstverständlichste Hilfsmittel der hilflosen Menschheit. Dies zeigt sich deutlich bei den Juden. Das Buch Tobiä führt einen Engel vor, der als Lehrer der Zauberkunst Nützliches leistet, den Dämon Asmodi durch Dämpfe der Fischleber vertreibt und einen Blinden durch Zaubermittel heilt. Genannte Schrift stellt also Zauberei als völlig berechtigt und himmlisch beschützt dar. In solcher Auffassung handelten alle jene jüdischen Beschwörer, welche im Zeitalter Christi, meist umherziehend, Dämonen austrieben. Als man einst Jesu gegenüber bemerkte, er treibe durch Beelzebub Dämonen aus, entgegnete er: „Durch wen treiben eure Kinder dieselben aus?“ (Matth. 12, 27. Luk. 9, 49. Mark. 9, 38.)

Josephus berichtet, dafs sich solche Zauberer solcher Beschwörungen bedienten, die Salomo gelehrt habe, und Justinus Martyr in seiner Schrift „Dialogus cum Tryphone“ erwähnt Zaubersprüche der Patriarchen im Munde solcher Juden. Celsus in seiner Schrift wider die Christen stellte Christum in die Reihe jüdischer Magier. Bekannt ist Barkochba. Übrigens betrieben jüdische Magier auch Nebengeschäfte, die sicherlich einträglich waren. Durch den jüdischen Zauberer Symon von Cyprus liefs der Landpfleger Felix die schöne Jüdin Drusilla dem König Aziz von Emesa abwendig machen und heiratete dieselbe. Josephus, ant. XX, 7. Andere Geschäfte dieser Wundermänner, wie Träume auslegen und prophezeien, erwähnt Juvenal.

Zweiter Teil.

Wunderglaube in der alten Kirche.

Erstes Kapitel.

Vorbedingungen für den Eintritt der alten Kirche in den heidnischen Wunderglauben.

Die Thatsache, daſs heidnischer Wunderglaube in der alten Kirche zur Herrschaft gelangte, wird dann erklärlich, wenn wir die Art und den Stand der Geistesbildung bei den Leitern der damaligen Kirche ins Auge fassen, wobei es sich nicht nur um kirchliche Würdenträger, sondern auch um christliche Schriftsteller handelt.

Alle damals bedeutenden Kirchenlehrer haben höhere Geistesbildung in heidnischen Schulen gesucht und gefunden, wobei aber die Kirche an ihren Klerus keine Anforderung hinsichtlich höherer Geistesbildung desselben stellte. Von Konstantin bis Justinian hatte die staatliche Feindschaft wider das Heidentum eine Ausnahme: auf dem Gebiet des Wissens und des Unterrichts ward das Heidentum geduldet, und bis Augustin, also bis zum fünften Jahrhundert, haben die hervorragendsten Kirchenlehrer die Benutzung solcher Mittel höherer Geistesbildung als ihr Recht geltend gemacht, wie solches gleichfalls vor Konstantin geschah. Die meisten Lehrer der altkirchlichen Periode haben aus dem seit Hadrian und den Antoninen trüb gewordenen Quell der Philosophie getrunken, als man zwar den Philosophenmantel noch trug, unter dem sich aber Unwissenheit, Betrug und Charlatanerie nebst Hang zum Aberglauben verbarg, worauf vom

dritten Jahrhundert an der Neuplatonismus als die eigentliche Weisheit auftrat, ein trübes Gemisch von Aberglauben und Mysticismus, welcher geheimnisvolle Aufschlüsse hinsichtlich der übersinnlichen Welt und angeblicher Wunderkräfte verhieſs, und als Mittel der Erkenntnis eine mystische Ekstase anpries. In Lucians Satire: „Die entlaufenen Sklaven“ beklagt sich bei Zeus die Philosophie, daſs viele sich Philosophen nennen, aber zur Schmach dieses Namens leben. Sie nennt das Geschmeiſs der Sophisten: „Die zwischen Windbeutelei und Philosophie in der Mitte stehend, nur einen Schatten der Philosophie besitzen.“ Mehr aber klagt sie über die Hundephilosophen, die, früher Sklaven oder Arbeiter, sich einen Ranzen umhängen, einen Knittel zur Hand nehmen, einen Mantel anziehen und als bettelnde Cyniker umherziehen, reichlichen Unterhalt erwerbend. Diese Landstreicher bringen die Philosophie in Miſskredit.

Von Justinus Martyr bis Gregor I. haben alle geistig hervorragenden, einflufsreichen Kirchenlehrer die sogen. Rhetorenschulen besucht, und diese haben auf die Geistes- und Charakterbildung derselben einen verderblichen Einfluſs ausgeübt. Die Rhetorik bildete in der römischen Kaiserzeit den einträglichsten Beruf, sie war die geistige Gymnastik jener Jahrhunderte, und gab der gesamten Bildung und Litteratur ihr Gepräge, nämlich jenen Zug der Unwahrheit und Verlogenheit, die sich mit gelehrtem Prunk, mit Übertreibung, leerem Schwulst, imponierenden Wundermärlein und einem bestechenden Vortrag begnügte. In seiner Satire: „Schule des Rhetors“ zeigt Lucian, wie einer am leichtesten ein berühmter Rhetor wird. „Dreistigkeit, Unverschämtheit, stets bereite Lügen, stets auf den Lippen schwebende Schwüre und plausible Verleumdungen werden dich in kurzer Zeit zu einem berühmten Rhetor machen. Die Schriften des Demosthenes und des langweiligen Plato lies nicht, sondern die Reden derer zu unserer Zeit, welche Deklamationen verfaſsten, damit du dich daraus verproviantieren und wie aus einer Speisekammer etwas hervorholen

kannst. Damit die Fülle dessen, was du zu sagen weifst, Staunen errege, beginne mit dem trojanischen Krieg oder mit der Hochzeit des Deukalion und gehe allmählich auf die heutigen Verhältnisse über. Der grofse Haufe wird nicht zweifeln, dafs du ein gewaltiger Wortheld bist. Die Zunge kann nicht nur Unsinn schwatzen, sondern auch falsch schwören, verleumden und lügen."

Im zweiten Jahrhundert v. Chr. fanden die griechischen Rhetorenschulen in Rom Nachahmung, wurden zwar als Schulen der Unverschämtheit vom Censor verboten, dauerten aber doch fort, und bald fanden sich in allen grofsen Städten des Reichs Deklamationsschulen, in denen die Rhetoren, d. h. Deklamatoren, Prunkreden hielten und die Übungen der Jünglinge leiteten. Mit Beginn der Kaiserzeit standen diese Brutanstalten der Eitelkeit und Lüge in voller Blüte. Seneca, Sohn eines Rhetors, stand mit den berühmtesten Rhetoren in Verbindung, und hat eine Sammlung rhetorischer Stilproben sowie Dramen hinterlassen, welche nichts weiter sind als rhetorische Exercitien, die mit bombastischem Schwulst und phantastischer Erfindung ergötzen und blenden wollen. Als den Typus eines Rhetors möchte man Apulejus bezeichnen, geb. 130, den hochangesehenen Lehrer der Rhetorik in Karthago, einen jener Sophisten, die durch geistreiche Deklamation, phantastische Erfindung, abergläubische Zaubergeschichten und glänzenden Wortschwall Hörer und Leser blendeten. Wollte man das Publikum fesseln, so galt es, Ungewöhnliches, Staunenswertes zu liefern. Vespasian besoldete Lehrer der Rhetorik aus der Staatskasse und leistete dem Zeitlaster, der Unwahrheit, auf solche Weise Vorschub. Aus den Hallen verlogener Rhetorik ging die Heerschar jener Panegyriker hervor, welche den Beruf ausübten, vor den Grofsen der Erde Lobreden zu halten, deren Art und Inhalt uns durch zahlreiche Oden des Horaz, Virgil, Ovid, durch Epigramme Martials, durch den Anfang der Thebais des Statius verraten wird, ferner die zwölf erhaltenen Panegyriken,

welche Dankadressen gallischer Städte an die römischen Kaiser sind, aus dem dritten und vierten Jahrhundert.

Selbst kaiserliche Knaben, wie Tiberius und Drusus, mufsten sich an rhetorische Lügen gewöhnen und auf dem Forum (wie Sueton erzählt) sich hören lassen. Bei Empfang der Kaiser und deren Statthalter, bei Einweihung von Tempeln und Odeen, bei öffentlichen Festen und Leichenfeiern glänzte der Sophist im festlichen Talar mit dem auserlesenen Schmuck seiner Kunst, und auch ohne solchen äufseren Anlafs fand sich zu rhetorischen Vorträgen ein Kreis beifallspendender Zuhörer zusammen. Curtius in seinem Leben Alexanders des Grofsen sagt IX, 1: „Ich schreibe mehr nach, als ich glaube, denn ich unterfange mich nicht, das als sicher zu bestätigen, woran ich noch zweifle, noch über dasjenige wegzugehen, was mir überliefert worden ist."

Die Rhetorik, welche beim Publikum Grofses erreichte, ward von den Kirchenlehrern als Waffe benutzt, wenn es galt, zu beweisen, anzugreifen oder zu verteidigen. Augustinus im fünften Jahrhundert fordert von den Dienern der Kirche Erlernung der Rhetorenkunst, betont aber dabei die Pflicht der Wahrheit[1]. Mit dieser Forderung steht dieser gröfste unter den Führern der alten Kirche allein. Er selber war als Heide in grofsen Städten Lehrer der Rhetorik gewesen und blieb trotz seiner Taufe und seines Bischofskleides, gleich den übrigen seines Standes, doch ein Kind seiner Zeit. Jeder ist seinem Zeitalter ähnlicher als Vater und Mutter, sagt ein arabisches Sprüchwort. Jeder einzelne, wie schöpferisch eigentümlich er sei, wird doch bestimmt durch gemeinsame Traditionen und Gedanken seiner Zeit und wird in seiner öffentlichen Wirksamkeit durch sie getragen.

Dies Wort wird durch die Thatsache bestätigt, dafs die heidnische Rhetorik in die Kirchen einzog und sich eines wichtigen Teiles des Kultus, nämlich der geistlichen Rede, bemächtigte. In einer Abschiedspredigt zu Ende des vierten Jahrhunderts sagt der als geistlicher Redner

berühmte Gregor von Nazianz: „Ihr wollt zu euren Führern lieber Rhetoren als Priester. Leider habe ich selbst, weil ich allen alles sein wollte, diesen Mifsbrauch gefördert.“ Leider war er nicht der einzige dieser Art, vielmehr gilt dies von den geistlichen Rednern jener Zeit nach Konstantin fast ohne Ausnahme. Sie stehen in derselben Reihe wie heidnische Panegyriker, wenn sie in einer Zeit, als das Heidentum kräftig fortlebte, die Unwahrheit mit schwülstiger Deklamation von der Kanzel aus, Beifall erstrebend, im Kultus aussprachen, dafs die Kirche das Heidentum völlig besiegt habe. „Die Tyrannei der Dämonen ist zu Ende, Christus hat den ganzen Erdkreis erobert, die Auguren und Seher sind geflohen. Die Fischer und Zeltmacher haben den Philosophen den Mund gestopft, und die Zunge der Rhetoren stumm gemacht.“ So vernahm man die Stimme des Chrysostomos. In seiner Rede vom heiligen Kreuz ruft St. Ephraem: „Alle Nationen, Völker, Stämme und Sprachen verehren das Kreuz.“ Dieselben Kraftsätze wurden auch geschrieben dem Publikum zugeführt. „Wir haben das Eure erfüllt, Städte, Kastelle, die Lager, den Senat, das Forum, das Palatium, nur die Tempel haben wir euch gelassen. Würden wir uns zurückziehen in einen Winkel der Erde, so würdet ihr schaudern vor eurer Einsamkeit, vor diesem Schweigen, als sei der Erdkreis gestorben.“ So schreibt in seinem Apologeticus Tertullian, als früherer Advokat an Rhetorik gewöhnt. „Die einstigen Götter haben zu Rom die Schlupfwinkel der Eulen und Käuzchen gesucht. Die Hunnen lernen den Psalter, Glaubensglut schmilzt die Kälte Scythiens.“ (Hieronymus ep. 107.) So schrieb Hieronymus, derselbe, der als Jüngling in Rom zum Rhetor ausgebildet wurde.

Ihren eigentlichen Triumph feierte die kirchliche Rhetorik dann, wenn die geistlichen Redner allbeliebte Lobreden auf die Heiligen hielten, wobei es galt, die Ohren der Hörer mit neuen, ungewöhnlichen, staunenswerten Dingen, in erster Linie mit Wundern, zu erfreuen.

Als Beispiel eines kirchlichen Panegyrikers diene uns zuerst Ambrosius. Als kaiserlicher Präfekt von Mailand ward er von einer tumultuierenden Volksmenge, infolge einer orakelnden Kinderstimme, als Bischof ausgerufen, obgleich er damals noch nicht in die „Mysterien“ des Christentums durch die Taufe aufgenommen war, folglich nach damaligem Brauch bei jener Wahl weder das Symbolum noch das Vaterunser kannte. Kurze Zeit darauf bestieg er den Bischofstuhl, und erklärlich ist es, dafs er auf demselben weder den römischen Beamten, noch den Rhetoriker verleugnete. Dafs er als Jüngling die Rhetorenschule mit Erfolg besucht hat, beweisen uns zwei Leichenreden, die erste am Sarge des Kaisers Valentinian II., der in Gallien vom General Arbogast ermordet wurde, die zweite am Sarge des in Mailand anno 396 gestorbenen Kaisers Theodosius. Wir müssen annehmen, dafs beide in der Kathedrale gehalten wurden.

Der Panegyrikus auf Theodosius beginnt: „Das also sollten uns die gewaltigen Erschütterungen der Erde sowie dauernde Regengüsse kundthun. Das sollte die umnachtende Finsternis ansagen, dafs der mildeste Kaiser, dafs Theodosius bald aus dem Leben scheiden würde. Die Elemente haben den nahen Tod im voraus empfunden. Der Himmel war finster, der Luftkreis in Dunkelheit gehüllt, die Erde bebte, Regenströme überströmten sie. Warum auch sollte nicht das Weltall wehklagend beben, wenn ihm der Fürst für immer entrissen wurde, durch den selbst die Schrecken der Natur gemildert wurden.“

Dieser schwülstige Anfang zeigt, dafs Ambrosius den heidnischen Glauben an die Prodigien teilte, welche wunderbar grofse Ereignisse anmeldeten, z. B. den Tod eines Herrschers. Sueton ist, wie wir früher sahen, eifrig, in seinen Kaiserbiographien solche Wunder zu berichten. Was Ovid und Virgil bombastisch hinsichtlich Cäsars Tod leisteten, möge man mit obigen Sätzen des Ambrosius vergleichen. Nicht minder heidnisch klingt, nach Inhalt und Form,

ein Satz, der sich auf den kaum dem Knabenalter entwachsenen, ermordeten Valentinian bezieht: „Bringet zu seinem Gedächtnis heilige Opfergaben. Bietet die heiligen Mysterien, und unsere Gaben mögen der Seele dieses Kindes Ruhe verleihen.“ Virgil sagt von einem Begräbnis seiner Heroen:

Aber nachdem wir der Seele Ruhe im Grabe verschafft,

und wir erinnern an die magisch wirkenden heidnischen Sühne- und Weihebräuche an den Gräbern, ferner an die Ehrungen der Heroen durch Opfer und Spenden. — Beide, Valentinian und Theodosius, müssen sich gefallen lassen, daſs Ambrosius sie wie Heilige, d. h. wie Heroen schildert, welche den Lohn ihrer Tugenden ernten. Heilige Seelen sind sie beide, von der lautersten Gesinnung. Valentinian fürchtete den Tod nicht, und bot sich für alle zum Opfer dar, überall tönt sein Lob. „Da kann der Tod nicht schaden, wo der Duft der lobpreisenden Rede aller Munde entströmt und so den Verwesungsgeruch des Todes vertreibt.“ Von dem Mörder des Toten ist mit keiner Silbe die Rede, der Panegyriker schweigt, wie Eusebius im Leben des Konstantin die blutigen Thaten dieses seinen „göttlichen“ Heroen verschweigt. Mit glänzendem Wortschwall beschreibt Ambrosius die Leiche des ermordeten Knaben und benutzt dabei das Hohelied, erinnert aber auch an Strophen der Äneis, welche von dem früh verstorbenen Marcellus, Neffen des Augustus, sagt:

Werft Lilien voll aus den Händen.
Ich will purpurne Blumen ihm streu'n!

Oft hatten Panegyriker den Hingang verstorbener Kaiser zur Versammlung der Götter zu schildern. Ambrosius hat dies gelernt, und der Adler, welcher vom Scheiterhaufen eines Kaisers sich aufschwang, findet sich in seiner Rede. Er sagt: „Auf Adlersflügeln schwingt sich die Seele empor.“ „So steigt deine Seele empor wie ein König, siegreich über die Sünde, schön im Schmuck deiner Tugend. Wir sind

überzeugt, daſs er als Auserwählter Gottes sich zu den blühenden Gefilden erhoben hat, wo er in Gesellschaft seines Bruders ewige Glückseligkeit genieſst.“ — Im vierten Buch der Äneis wird uns geschildert, wie Äneas im Elysium seinem Vater und anderen Helden begegnet. Ambrosius benutzt dies geschickt und läſst Ähnliches dem ermordeten Kaiserknaben geschehen, während dem Theodosius Engel begegnen und staunend ihn betrachten.

In der Lobrede auf Theodosius erfahren wir absonderliche Wunder. Göttlicher Beistand führte bei diesem Liebling Gottes den Sieg wider Eugenius herbei. In späterer Zeit machten sich andere Rhetoriker darüber her. Sokrates im fünften Buch seiner Kirchengeschichte berichtet, Theodosius habe die Schlacht gegen Eugenius durch ein Wunder gewonnen, indem die Geschosse der Feinde durch einen Sturm auf diese zurückfielen. Diese Scene wird durch den Historiker Sozomenos VII, Kap. 24 rhetorisch ausgeschmückt. Nachdem Ambrosius berichtet, daſs Theodosius im Elysium seinen Platz neben dem durch die Taufe gereinigten Konstantin erhielt, nimmt er Anlaſs, auch von der heiligen Helena, Mutter des letzteren, zu rühmen, daſs sie wunderbar durch Offenbarung das heilige Kreuz gefunden habe. Wie Maria den Satan durch die jungfräuliche Geburt Christi besiegte, so hat als zweite Maria jene Helena den Satan besiegt, der das heilige Kreuz versteckte. Von derselben wurden auch die Kreuzesnägel wunderbar entdeckt, worauf Helena den einen in den Zaum eines Rosses, den anderen in die Kaiserkrone hineinfügte. „Die Kreuzesnägel besitzen eine geheimnisvolle Kraft, mit der sie die Dämonen bändigen. Von da an herrscht der Glaube, es ruhte die Verfolgung, die Frömmigkeit wurde erblich. Der Kreuzesnagel verleiht dem römischen Reich seine Festigkeit, er unterwirft ihm den Erdkreis, während er die Stirn der Kaiser schmückt.“ Was heidnischer Glaube von den durch Äneas nach Rom gelangten Palladien sagte, was Ovid von dem bereits erwähnten, direkt vom Himmel gefallenen Schild sagte, das-

selbe Schutzwunder behauptet Ambrosius von jenen heiligen Nägeln. Gelegentlich empfiehlt er seinen Hörern noch die Wunder der Märtyrer: „Heilbringend ist der Glaube, der auch in den Toten noch sich wirksam zeigt. Durch die jeden Tag sich bewährende Macht der Märtyrer wird der Widersacher der Menschen (Satan) mit seinen Scharen bekämpft und vertrieben."

In Gregor, Bischof von Nyssa (gest. 394), tritt uns die kirchliche Rhetorik in ihrer Vollendung entgegen. Als Sohn eines Rhetors geboren, unterwiesen von Libanius, dem besten Rhetor seiner Zeit, war er selbst zeitweise Lehrer dieser Kunst. Seine uns erhaltenen Lobreden könnte man mit einem jener Feuerwerke vergleichen, welche, von Meisterhand verfertigt, an den Ehrentagen der Schutzheiligen zur Freude der Zuschauer prasselnd erglänzen. Wir fassen folgende in verschiedenen Kirchen gehaltene Prunkreden dieses gepriesenen Kanzelredners ins Auge: Die Rede nach seiner Wahl, sowie Lobreden am Sarge der Kaiserin Flaccilla, der Kaisertochter Pulcheria, endlich Lobreden auf seinen Bruder St. Basilius, auf St. Ephraem, St. Theodor, sowie auf St. Gregor, genannt Wunderthäter (Thaumaturga), und auf die vierzig Märtyrer.

In der ersten Rede verheifst er seinen Hörern: „Mein Haus ist mit Gütern angefüllt, meine Schatzkammern sind voll vom Golde Arabiens." Seine Prunkreden bieten Goldflitter, den er als begabter Schüler des Heiden Libanius erworben. In seiner Rede auf Basilius, dann auf die vierzig Märtyrer, sagt er: „Wird man etwa bei ihm der prunkenden, prahlenden Redeweise sich befleifsigen? Dieser prunkende Ton verträgt sich nicht mit der Gröfse seiner Tugenden, und der Rede wohnt keine solche Kraft inne, dafs sie die Gröfse der Wunder gebührend schildern könnte. Wenn also unsere Rede das ihm gebührende Lob nicht ausdrücken kann, so müssen wir auf Künste des Lobredens verzichten, wenn es anders Menschen sind, die zu einer solchen Höhe sich durch ihre grofsartige Natur erheben." Jener Verzicht

ist eine Phrase, die aber doch zeigt, daſs er die prunkende Rhetorik der Heiden verurteilt, dieselbe aber in der Kirche mit aller Kraft verwendet. Heidnische Ausdrücke und Phrasen sind bei ihm gewöhnlich. Wir lesen wiederholt: „Das neidische Schicksal hat sie entrissen", — seinen Bruder Basilius läſst er in die Mysterien der Christen eingeweiht werden. Von den 40 Märtyrern sagt er: „Die Rede erhebt sich zum Unsichtbaren und spricht es aus, daſs die ganze überirdische Macht über den Sieg der Wettkämpfer frohlockte." Von der Pulcheria lesen wir folgende heidnische Phrase: „Die Schönheit ihrer Seele prangt in der Versammlung der Himmlischen. Wie schön sind die Hände, die nie Böses gethan, wie schön das ganze Antlitz jener Seele!" Echt heidnisch ist folgender Satz: „Magst du in den Höhen des Äthers weilen, magst du in irgend einer Gegend des Himmels dich aufhalten, oder in die Chöre der Engel eingereiht an der Seite des Herrn stehn — — lege deine dortigen Geschäfte etwas beiseite und komm zu deinen Verehrern als unsichtbarer Freund." — Die Helden seiner Prunkreden sind ihm vermöge ihrer Tugenden persönliche Wunder übermenschlicher Art. Ephraem hat durch das Licht seiner Lehre und seines Lebens die ganze Welt erleuchtet. Seine Tugend hebt ihn über das Menschliche hinaus. Nicht einen Tag, nicht eine Nacht, nicht eine Stunde konnte man sein nie schlafendes Auge trocken sehen, indem er seine und anderer Sünde beweinte. Seine Bewunderung ist eine dem Erdkreis gemeinsame. Wie heidnische Panegyriker einen Kaiser mit alten Heroen verglichen, so läſst Gregor vor dem staunenden Publikum die biblischen Heroen auftreten.

Wunder zu berichten unterläſst er nie. Sie dienen zum Ruhm der Kirche und des betreffenden Ortes, haben also denselben Zweck wie die heidnischen Wunder. Die Kirche hat (wie das Heidentum) nicht nur vergangene, sondern auch fortlaufende Wunder. „Siehst du die ähnlichen Wunder wie zur Apostelzeit? Ich achte die Thaten der Mitknechte

für unsere eigenen, und in der Kraft der Krankenheilung sind sie mit demselben Geist verbunden, wie die Apostel. Sie verkehren mit den unkörperlichen Mächten des Himmels, sie haben Macht wider Dämonen, und durch den bloßen Willen wirken sie Wunder."

Als Beispiel eines Geburtswunders dient Basilius, welcher mit dem von Gott speziell gewährten Samuel verglichen wird. — Wunder der Heilung und Rettung sind gewöhnlich. „St. Theodor hat diesen Ort zu einer Stätte der Heilung für mannigfaltige Krankheiten gemacht. Er vertreibt Dämonen." Nach seinem Tode half er wunderbar einem Gefangenen. Ferner sagt der Redner: „St. Theodor hat den Krieg der wilden Scythen zum Stillstand gebracht, indem er das Unheil abwehrende Kreuz Christi furchtbar schwang." St. Theodor wird angeredet: „Wir schreiben dir nicht nur die Wohlthat zu, daß wir von Leiden bewahrt bleiben, wir flehen dich auch um Schutz für die Zukunft an." Erwähnt wird bei den vierzig Märtyrern ein großartiges Regenwunder. „Erzählet die Anhänglichkeit des ganzen Volkes, erzählet, wie die Schweißtücher seines Angesichtes zum Schutz der Gläubigen zerrissen wurden." So berichtet unser Panegyriker vom Leichnam des Miletius. — Ein Krieger trat in die zu Ehren der vierzig Märtyrer erbaute Kapelle (Martyrion) und hatte in der Nacht daselbst die Erscheinung eines Mannes, der durch Berührung einen Kranken heilte. „Dieser hat mir selbst das Wunder verkündigt." Auch die Erscheinungswunder fehlen nicht. Einer der Henker, der gewürdigt wurde, die zu den Märtyrern niederschwebenden Engel zu sehen, wie Paulus von Christi Herrlichkeit umstrahlt wurde, reihte sich unter jene, mit ihnen zu sterben. Als St. Theodor im Gefängnis war, hörte man in demselben Sängerstimmen und bemerkte von außen Festesglanz. Auch Offenbarungswunder werden erwähnt. Ephraem hatte eine geheimnisvolle Vision, die ihm seine zukünftige Größe offenbarte. Ein „anderer" hatte die Vision, daß Engel dem Ephraem ein Buch brachten. Wie Elisa hatte er die

doppelte Gnade des Geistes erworben, und ist, wie die Propheten, oft der Erscheinung Gottes gewürdigt worden. Die Märtyrer werden als Gottes Leibwächter bezeichnet, ihre Reliquien sind ein Schatz von hohem Wert, sie bringen beide der Kirche Ehre und Schmuck. Gregor von Nyssa hat auch das Wunder der Apotheose im Gedächtnis. Von Ephraem sagt er, dafs seine Tugenden ihm vorausgingen und im Paradies ihre himmlische Schönheit zeigten. Durch göttliche Kraft ward seine irdische und schwerfällige Natur in eine leichtere, aufwärts strebende umgeschaffen. So schreibt unser Lobredner von St. Basilius und erinnert an Äneas und Herkules, die ähnliche Umwandlung erlebten. Wie Ambrosius an der Leiche eines Kaisers das übliche Prodigium erwähnt, so Gregor am Sarg der Kaiserin Flaccilla. Als die Kaiserin im Trauerzug hinausgetragen wurde, nahm der Himmel Trauer an und hüllte sich in Finsternis. Selbst die Wolken weinten. Ist das etwa nur ein Gerede? Wenn so etwas eintrat, um das Unglück anzuzeigen, so geschah es durch den Herrn der Schöpfung, der durch seine Geschöpfe den Tod der heiligen Frau ehren wollte.

Den Gipfel rhetorischen Feuerwerks erreicht unser Prunkredner in seinem christlichen Panegyrikus auf Gregor Thaumaturga, Bischof in Neucäsarea, welcher hundert Jahre vor seinem Lobredner lebte und anno 270 starb.

In seinem Panegyrikus lesen wir folgende Phrasen: „Es ist die beste Lobrede auf einen Mann, wenn es sich zeigt, dafs er für die Macht der Lobredner nicht erreichbar ist. Die Heiden halten für etwas Grofses Reichtum, hohe Abkunft, Mythen über Entstehung der Vaterstadt und Erzählungen, die von allen Verständigen abgewiesen werden. Kein Christ soll wünschen, dafs dem, der in geistiger Weise Lob verdient, nach heidnischer Sitte durch kunstvolle Windungen der Lobreden Lob zuteil werde. Um das Vaterland drehen sich bei den Heiden Mythen, Dichtungen, der mit mythischer Darstellung vermischte dämonische Trug, — unser Vaterland bedarf keiner rednerischen

Darstellung. Wir wenden die eitle irdische Redeweise nicht an.“

Bei einem unglaublich grofsen Wunder sagt Gregor: „Es sei verzichtet auf jedes künstlerische Verfahren der Schriftsteller, die aufserordentlichen, wundervollen Ereignisse durch rhetorische Ausschmückung zu vergröfsern.“ — Später sagt unser Panegyriker: „Unsere Schilderung ist kunstlos und unterläfst mit Fleifs die Vergröfserung der Thaten auf künstlichem Wege.“ War Bischof Gregor sich bewufst, dafs er in seiner erwähnten Kanzelrede den heidnischen Redekünstlern sich zur Seite stellte und seine Hörer in eitler Redeweise mit neuen Mythen speiste? War Gregor von der Wirklichkeit dessen überzeugt, was er berichtete? Glaubte er wirklich, durch neue Mythen den Ruhm der Kirche zu fördern und für dieselbe Propaganda zu machen?

Staunenswertes, Unerhörtes will er seinen, das Ehrenfest des Heroen feiernden Hörern bieten. Er vergleicht wiederholt die Wunderthaten seines Thaumaturga mit alttestamentlichen Wundern und findet sie bedeutend grofsartiger als letztere. Das Wunder der Dämonenaustreibung figurierte in jedem Panegyrikus auf Heilige, und Gregor sieht sich veranlafst, in dieser Hinsicht Neues, eine gesalzene und gepfefferte Speise zu bieten. Er bietet zwei pomphaft geschmückte Spukgeschichten. Die erste spielt in einem mit Höllengeistern angefüllten Tempel, wo „der grofse Mann“ mit Leichtigkeit dieselben bannt, dann aber seine Macht über dieselben dadurch beweist, dafs er ihnen den Eintritt wieder gestattet, indem er einen Zettel auf den Altar legt mit den Worten: „Satan, tritt ein!“ Infolge dessen erkennt der Tempelwächter, dafs in Gregor eine göttliche Kraft wohnt, und wird in die Mysterien des Christentums eingeweiht. Die zweite Spukgeschichte erlebte ein Begleiter des Gregor in einem von einem mörderischen Dämon bewohnten öffentlichen Bad. Erdbeben, Flammen, Schreckgestalten weichen der göttlichen Macht

des Kreuzes. Gregor nimmt hier Anlafs, seinen Hörern Respekt vor der Macht eines Priesters dringend zu empfehlen. Wir erfahren dann von Heilungswundern des grofsen Mannes, der mit seinem von ihm angehauchten Gewand einen Kranken gesund macht. Ein Rettungswunder geschieht, als der grofse Mann von seinen Verfolgern für einen Baum angesehen wird. Natürlich machten die Wunder Eindruck. „Alle Bewohner wurden durch seine apostolischen Wunder mit Staunen erfüllt und waren überzeugt, dafs alle seine Reden und Thaten durch göttliche Kraft geschähen." Auch die Orthodoxie ward wunderbar bestätigt. Gregor hatte eine Erscheinung des Apostels Johannes, zugleich erschien ihm in mehr als menschlicher Gestalt Maria. Beide waren von Glanz umstrahlt. Maria befahl dem ersteren, Gregor in der Wahrheit zu unterweisen. Was Johannes ihm enthüllte, schrieb Gregor nieder, das damals orthodoxe Bekenntnis zur Trinität. Diese Handschrift war, obgleich der Schreiber jenes Dokuments hundert Jahre vor Gregor von Nyssa lebte, zur Zeit des letzten vorhanden und jedem zugänglich. Zwei Wunder lassen sich in keine der gewöhnlichen Kategorien einreihen. Um die Wahrheit der christlichen Religion zu beweisen, versetzt der grofse Mann durch sein Wort einen Steinblock, und hatte Romulus aus seiner Lanze einen Kirschbaum wachsen lassen, so wandelte er seinen Stab in einen Baum, der den Überschwemmungen eines Stromes wehrte. Endlich liefs er einen See verschwinden und an dessen Stelle durch sein Wort fruchtbares Land entstehen. „Wo haben wir ein solches Wunder gelesen, das sich mit diesem vergleichen läfst? Auf seinen Befehl entstand Festland, Früchte tragend. Zur Höhe dieses Gegenstandes kann sich meine Rede nicht erheben." Diese Kanzelrede schliefst mit der Versicherung, dafs noch mehr Derartiges vorliege, welches Redner aus Schonung für ungläubige Ohren verschweigen will.

Zweites Kapitel.

Victi victoribus leges dederunt.

Die christliche Kirche hat bei ihrer Entstehung eine vom Wunderglauben beherrschte Menschenwelt vorgefunden und mufste zu den heidnischerseits geglaubten Wundern Stellung nehmen. Inmitten der reich und prächtig ausgestatteten, vom Wunderglauben gestützten römisch-griechischen Kultuswelt entstand unbeachtet ein von seiner Kultusumgebung gänzlich verschiedener Kultus, Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Im Zeitalter Konstantins ward derselbe das Gegenteil von dem, was er ursprünglich gewesen. Die Kirche wuchs in die Welt hinein, die Welt wuchs hinein in die Kirche. Wir betonen hier nicht die Thatsache, dafs der heidnische, äufserliche Kultusapparat mit seiner die Schaulust befriedigenden Pracht*), seinem Weihrauch und seinen Lampen aus den geschlossenen Tempeln in die Kirchen einzog, ebenso kommt für unseren Zweck nicht die Thatsache in Betracht, dafs man in der christlichen Basilika (in deren Apsis) das Bild des der Erde und Menschheit entrückten Christus erblickte, ein Ersatz für das Bild eines vergöttlichten Kaisers, welches die Apsis einer heidnischen Basilika zu zieren pflegte. Für uns kommt die Thatsache in Betracht, dafs die Kirche das Mysterienwesen

*) Gregor von Nyssa in seiner Lobrede auf St. Theodor schildert die Kirchenpracht, ebenso Paulinus in seinen Hymnen auf St. Felix in Nola.

mit seinen Wundern in ihren Kultus aufnahm und dadurch sein Wesen von Grund aus veränderte. Wir haben gesehen, dafs neu eingeführte Gottheiten jedesmal neue Mysterien zur Verbreitung brachten, Geheimkulte, welche mit glanzvollen Ceremonien verbunden waren, Heilanstalten mit neuen, magischen Mitteln der Sühnung, Reinigung, Beschwörung, mit Versicherung der den Eingeweihten zustehenden Wunderhilfe, Wunderheilung und des Wunderbeistands [1]. Mächtige Anziehungskraft zeigten diese Kulte in allen Ständen im zweiten und dritten Jahrhundert des Kaiserreichs und bildeten der sich schnell verbreitenden Kirche gegenüber eine Hauptstütze des Heidentums. Die christliche Religion schien den Heiden in einer und derselben Reihe mit der Religion der Isis oder des Serapis oder des Mithras zu stehen, und weil solche Religionen jedesmal mit Mysterien verbunden waren, hielt man es für selbstverständlich, dafs auch die weit verbreitete christliche Religion mit Mysterien verbunden sei. Lucian im zweiten, Celsus im dritten Jahrhundert nennen Christum den Stifter neuer Mysterien. Schon längst vor Konstantin hat die Kirche dadurch jene heidnische Ansicht bestätigt, dafs sie, neben dem Kultus für alle, einen Geheimkult (Mysterien) für die Eingeweihten einrichtete. Sie sagte dabei den Heiden, dafs die christlichen Mysterien dasjenige wirklich und wesenhaft gewährten, was die heidnischen Geheimkulte vergebens versprächen. Die Kirche sah den Einfluſs heidnischer Mysterien, der christliche Klerus sah die Macht und Ehre heidnischer Mysterienpriester, die Kirche sah, mit welchem Erfolg z. B. die Sekte der Manichäer und andere Sekten Geheimkulte einführten, und folgte, nachgebend solchem Beispiel, vom Zeitgeist fortgerissen*). Sie vermehrte die Zahl jener alten und neuen Konkurrenzanstalten. Clemens von Alexandria schreibt in seinem Protreptikos: „Das sind unsere Mysterien. Lafs dich ein-

*) Pausanias schreibt, es sei selbstverständlich, dafs die Uneingeweihten nichts von dem erfahren, was sie nicht sehen dürfen.

weihen [2]." Orpheus war nach allgemeiner Annahme der durch göttliche Offenbarung beglaubigte Begründer der Mysterien. Wenn nun Christus in den Katakomben als Orpheus dargestellt wurde, so wollte man ihn als Führer in die wirklichen Heilsmysterien darstellen. Jahrhunderte hindurch nach Konstantin haben Kirche und Staat sich solcher Ausdrücke bedient, die vom heidnischen Mysterienkult entlehnt waren. Die apostolischen Konstitutionen sagen: „Der Täufling nimmt teil an den heiligen Mysterien." „Nur der Eingeweihte soll von diesem Brot essen." „Mache sie der heiligen Mysterien teilhaftig. Kein Ungeweihter und Ungläubiger darf eintreten." Chrysostomos, in seinen uns erhaltenen Predigten, sagt oft: „Das wissen die Eingeweihten." Die christliche Hierarchie wollte den Priestern heidnischer Mysterien, den Hierophanten und Mystagogen, nicht nachstehen, darum war sie nach Konstantin strenge im Zerstören der Tempel, strenge im Verbot heidnischen Kultus, aber milde in Akkommodation, sowie im Erbieten eines Ersatzes für dasjenige, was die Heiden aufzugeben gezwungen wurden.

Wohin die Kirche auf diesem Wege gelangte, zeigen die von dem Bischof Cyrill in der Grabeskirche Jerusalems im Jahre 347 vor der obersten Abteilung der Katechumenen gehaltenen, einst überall berühmten Vorträge. Schon in den ersten achtzehn vor den Ungetauften gehaltenen Vorträgen ist von Geheimnissen die Rede, in welche jene eingeweiht werden sollen, um zur höchsten Stufe zu gelangen, ähnlich, wie man in heidnischen Mysterien verfuhr. Dann folgen fünf mystagogische Vorträge an die Getauften. Cyrill, der sich mit dem heidnischen „Mystagogos" vergleicht, führt seine Schüler zur letzten Stufe der Einweihung. Bei derselben geschehen Wunder, wie Cyrill behauptet. Das heilige Öl vertreibt bei den Täuflingen die Dämonen und schützt gegen finstere Mächte, wie es ebenso mit seiner Wunderkraft die Sünde tilgt. „Diese heilige Salbung ist ein Schutzmittel für den Leib und Heilmittel für die

Seele“*). Das zweite Wunder ist nach Cyrill die Verwandlung des Brotes in Christi Leib, des Weines in Christi Blut. Wer mit dem heiligen Leib die Augen berührt, heiligt dieselben, dasselbe geschieht durch Berührung mit dem heiligen Blut.

Dieser christliche, mit magisch wirkenden, also wunderbaren Handlungen verbundene Mysterienkultus stellte sich auf eine und dieselbe Linie mit den heidnischen Kulten dieser Art und hatte durch Aufnahme des heidnischen Wunderglaubens sein ursprüngliches Wesen verleugnet. Schon zweihundert Jahre vor den mystagogischen Reden Cyrills konnten heidnische Mysterieninstitute manches von dem christlichen Kult aufnehmen. Die Mystagogen der Mithras-Mysterien hatten bemerkt, dafs das Abendmahl der Christen Anziehungskraft ausübte, und ahmten dies nach. So behauptet im zweiten Jahrhundert Justinus (Apol. I, 66), derselbe, der im magisch wirkenden heidnischen Weihwasser eine Nachahmung christlicher Taufe findet. Ebenso entlehnten, wie Tertullian sagt, die Christen für ihre Taufe den Gebrauch von Milch und Honig aus den Mithras-Mysterien.

Das christliche Mysterienwesen verschwand stillschweigend, aber die längst im Kultus vorhandenen Wunder blieben. Was das Heidentum von seinen magisch-wunderbaren Lustrationen lehrte, ward auf die christliche Taufe übertragen, Konstantin hielt letztere für eine magische Sühnhandlung. Nach den sogenannten apostolischen Konstitutionen [3] erhält Taufwasser und Salböl durch bischöfliche Weihe Wunderkraft zur Heilung von Krankheiten und Vertreibung der Dämonen. Augustin erlebte ein ähnliches Wunder. Ein Arzt, der am Podagra litt, ward von diesem Übel durch die Taufe befreit, ein anderer ward durch dasselbe Mittel von Nervenlähmung geheilt. Augustin versichert, er habe sich von der Wirklichkeit solcher Thatsachen überzeugt.

*) Dritte mystagogische Katechese.

(De civ. Dei XXII, 8.) Das heilige Chrisma ward noch zur Zeit des Bonifacius als Heilmittel benutzt. Das Verwandlungswunder steht, wie bemerkt, schon dem Justin fest; als ein die Unsterblichkeit wirkendes Wunder wird es schon von Ignatius bezeichnet in seinem Brief an die Epheser 20. Die Elemente der Eucharistie dienten als Wunderpflaster und besafsen ähnliche Zauberkraft, wie, nach Augustin, Erde vom heiligen Lande, oder, nach Paulinus, ein Stück vom heiligen Kreuz.

Die Krönung solcher Art der Wunder bildet das Mefsopfer, in welchem sich ein Wunder vollzieht. Die Geschichte dieses Dogmas gehört nicht hierher. Bei Gregor I. finden wir das voll ausgebildete Mefsopfer als ergiebige Wunderquelle. Durch dies Opfer werden einem Gefangenen die Fesseln gelöst, und ein auf stürmischer See treibender Schiffer erhält dadurch Nahrung und Rettung. (Dial. IV, 57.)

Besafsen also Kultushandlungen und Kultuselemente Wunderkräfte, wie im Heidentum, so mufsten auch, wie bei den Heiden die Priester, welche erstere verrichteten und letztere weihten, Wunderkraft besitzen. Den Glanzpunkt bildete die heilige Hostie, das sanctissimum. „Jeder Altar thut Wunder", so schrieb Lucian (Götterversammlung) vom Heidentum des zweiten Jahrhunderts. Gregor der Grofse, mit seinem Wunder der Messe, hat zum Abschlufs der alten Kirche jenes Wort für letztere zur Wahrheit gemacht.

„Victi victoribus leges dederunt", die Besiegten gaben den Siegern Gesetze. Gregor I., genannt der Grofse, Schlufsstein der alten Kirche, sah um sich her das Trümmerfeld des äufserlich besiegten Heidentums und war blind gegen den Geistessieg des letzteren, dessen Wunderglaube die Kirche in Ketten legte.

Die Kirche stand in Hinsicht der Wunder mit dem Heidentum auf einem und demselben Boden, auf dem Grundsatz: Wunder sind unentbehrlich, und als der Kampf in den nachkonstantinischen Jahrhunderten tobte, als damals die Kirche sich der Herrschaft über die Volksmassen so schnell

wie möglich bemächtigen wollte, glaubte sie, imponieren zu müssen, wobei der Wundernimbus ihr unentbehrlich schien. Die Philosophie der Wunder, der Neuplatonismus, rang seit dem dritten Jahrhundert mit dem Christentum um die Weltherrschaft; denselben ohne Wunder zu besiegen, schien der Kirche, d. h. ihren Leitern, unmöglich. Wunder kämpften gegen Wunder.

Die Kirchenleiter befanden sich dabei in seltsamer Lage, denn einstimmig ward von ihnen die Thatsächlichkeit heidnischer Wunder anerkannt. Somit blieb ihnen nur die Kampfmethode, einerseits den Wert heidnischer Wunder herabzusetzen, andererseits den Wert der christlichen Wunder zu erhöhen. Beim erstgenannten Verfahren standen die Kirchenlehrer wieder mit dem Heidentum auf demselben Boden, indem sie, wie schon Justinus im zweiten Jahrhundert beweist, die im dritten Jahrhundert von den Neuplatonikern voll ausgebildete Lehre von den Dämonen annahmen und die Wunder der Heiden für Werke schlechter, trügerischer Untergötter (Dämonen) erklärten. „Durch Macht der Dämonen geschahen Wunder.“ (Augustinus [4]). Das obgenannte zweite Verfahren führte dazu, für jene aus schlechter Quelle stammenden Wunder einen Ersatz zu bieten, also solche Wunder, die nach Ursprung, Wert und Bedeutung die heidnischen Wunder übertrafen. Die Heidenwelt wollte Wunder, hielt eine wunderlose Religion für undenkbar, die nach Weltherrschaft dürstende Kirche kam solcher Forderung entgegen und fügte sich dem Trachten des zu besiegenden Heidentums, indem sie den Weg aus den geschlossenen Tempeln in die weihrauchduftigen Kirchen ebnete. Die Wunderforderung der heidnischen Massen erschien ebenso berechtigt und leicht erfüllbar, wie das Verlangen nach Beibehaltung uralter Bräuche, wie Weihrauch, Weihwasser, wovon Baronius (Annales ad ann. 36) sagt: „Man hat dem Teufel eine Schmach angethan, indem man dasjenige, was er für s e i n e n Dienst bestimmt hatte, für den Dienst Jesu Christi verwendete.“ Ebenso konnten in gleich genialer Weise

die Kirchenväter die Wunder rechtfertigen und sagen: „Früher standen sie im Dienst der Götter und Dämonen, jetzt verwenden wir sie zur Ehre Christi, um die Heiden für ihn zu gewinnen.“ Hieronymus war auf dem Wege, auf diese Weise seine von ihm berichtete Unzahl von Wundern zu rechtfertigen, wenn er von den zur Ehre der Reliquien angezündeten Lampen sagt: „Einst dienten sie zur Ehre der Götzen und waren verwerflich, jetzt ehren sie die Märtyrer.“ Die Nachgiebigkeit der Kirche in Hinsicht der Wunderforderung bereitete um so weniger Schwierigkeit, da die Kirchenväter, wie bemerkt, den heidnischen Wunderglauben teilten und sahen, welche sichere Stütze derselbe jener Religion gewährte. Hier mufste es einem Augustin [5] leicht fallen, zu sagen: „Ecclesia tolerat multa“, hier war es ihm leicht, zu ermahnen, die Kirche müsse sich den Schwächen des Heidentums gegenüber schonend verhalten. Der Bischof Chrysologos in Ravenna, ein Zeitgenosse des Augustinus, warnte vor solcher Nachgiebigkeit der Kirche: „Gefährlich ist es, mit einer Schlange zu spielen“, aber sein Ruf verhallte in der Wüste des allgemeinen Aberglaubens, und obendrein kannte man die Methode der Häretiker, welche durch Nachgeben und Akkommodation viele Proselyten gewannen. Zeitweilig hatte auch Augustinus seine Bedenken. Er sagt, man müsse doch eigentlich nicht mehr die Forderung nach Wundern stellen, denn es liege ja das gröfste Wunder in der Thatsache vor, dafs die Welt christgläubig geworden sei*). Dieser Ausspruch des grofsen Kirchenlehrers ist mehr rhetorisch als wahr, und Augustin, einst Lehrer der Rhetorik, hätte wissen müssen, dafs seine obige Behauptung: Die Welt ist gläubig, eine rhetorische Übertreibung d. h. eine nützliche Lüge war. Bedenken obiger Art haben offenbar sein Gewissen nicht beschwert, und an zahlreichen Stellen zeigt er, dafs die von der Kirche dar-

*) Quisquis adhuc prodigia ut credat inquirit, magnum est ipse prodigium, quia mundo credente non credit. de civ. Dei XVII, 8.

gebotene Wunderwelt ihm von der höchsten Bedeutung war, wenn es galt, heidnische Massen für die Kirche zu gewinnen. Aus diesem Grunde erzählt er im achten Kapitel des XXII. Buches de civitate Dei grofsartige, seiner Erfahrung angehörige Wunder, die wir später ins Auge fassen werden.

Das Anerbieten einer reicheren, besseren, neuen christlichen Wunderwelt konnte um so leichter erfüllt werden, da eine grofsartige Leichtgläubigkeit und völlige Kritiklosigkeit derselben entgegen kam, und die rhetorisch geschulten, in heidnischen Anstalten gebildeten Kirchenlehrer von daher wenig Wahrheitssinn, desto mehr Ehrgeiz und Gleichgültigkeit in der Wahl ihrer Mittel mitbrachten. Die Erfahrung bewies, wie leicht es war und wie bequem, durch imponierende Wunder Volksmassen zur Taufe zu bewegen. Missionsarbeit war zu langsam und mühevoll. Man benutzte sie wenig. Als Kaiser Julian den Tempel in Jerusalem wieder aufbauen wollte, und bei solchem Beginnen angebliche Schreckwunder geschahen, liefsen sich viele Juden und Heiden sofort taufen. Als am 7. Mai 351 um 9 Uhr vormittags ein hell glänzendes Kreuz, wie Bischof Cyrill erzählt, über Jerusalem stand, eilten Christen und Heiden in die Kirche und priesen Christum, den Wunderthäter, Cyrill aber sah dies Wunder als Beweis der Gottheit Christi an und berichtete an den arianisch gesinnten Kaiser Konstans*). Welche Thatsache hier zu Grunde lag, wissen wir nicht, so viel ist sicher, dafs die rhetorisch geschulten Berichterstatter eine etwas ungewöhnliche Thatsache ebenso erweiterten, vergröfserten, wie das vor ihnen Virgil und Ovid thaten, wenn sie den Tod Cäsars bombastisch schilderten. Sie hatten da-

*) Das obige sogenannte Mirakel ward also zur Verherrlichung der Orthodoxie benutzt, welche sagte, sie sei Wahrheit, weil zu ihren Gunsten Wunder geschähen. Bischof Avitus in Vienne verhiefs dem König Gundobad 499 ein Wunder auf dem Grab des St. Justus zum Beweis der Orthodoxie. Hierauf liefsen sich die Arianer nicht ein. Neander, Kirchengeschichte VI, 7.

bei die Ehre Cäsars, die Kirchenväter bei obiger Wunderdarstellung die Ehre der Kirche im Auge. Der Zweck heiligte das Mittel. Der Gott der Christen thut gröfsere Wunder, als die Dämonen! Diesen Satz sucht Augustin im X. Buch, Kap. 6, seiner obgenannten Schrift zu beweisen, und in derselben Absicht berichtet er angebliche Wunder bei einem Sieg des Kaisers Theodosius, der als Tempelzerstörer dem Kirchenvater als Liebling Gottes galt; ein Wunder verlieh diesem Kaiser den Sieg durch unmittelbares Eingreifen Gottes, wie die Heiden z. B. in Hinsicht der Schlacht bei Actium, Marathon u. s. w. behaupteten. Zum Besten der Gottesliebhinge geschehen Wunder, welche die letzteren als solche öffentlich erweisen.

Man pflegt den Hieronymus als Typus der Unlauterkeit in den Vordergrund zu stellen. Wenn andere Kirchenleiter dabei günstiger beleuchtet dastehen, so kommt dies zum Teil daher, dafs Hieronymus offenherzig seine Unlauterkeit gesteht. Hieronymus in seinem Kommentar zum Galaterbrief behauptet, der Zwist zwischen Petrus und Paulus sei nur fingiert gewesen, simulata contentio. Er vergleicht sie mit zwei Advokaten, welche scheinbar im Zorn zanken und einander schmähen, damit ihre Klienten nicht mutmafsen, dafs sie ihr Zutrauen täuschen. Wenn nun Hieronymus bei den Aposteln eine absichtliche Täuschung zur Förderung eines kirchlichen Zweckes nicht als tadelnswert betrachtete, so konnte er sich aus eigener und anderer Kirchenleiter Unlauterkeit kein Gewissen machen. Wir vermögen nicht einzusehen, weshalb man den auch von Luther scharf getadelten Hieronymus vorschiebt. Als Ambrosius eine neue Basilika in Mailand weihen wollte, bat ihn das Volk, er möge dies thun, indem er nach Weise Roms Reliquien hinein bringe. Er sagte zu, falls er solche finden werde. Eine Ahnung kam über ihn (ardor presagii), er liefs nachgraben und fand am 17. Juni 386 die Reliquien der beiden Märtyrer Protasius und Gervasius. „Wir fanden zwei Männer von wunderbarer Gröfse, wie das Altertum solche hervor-

brachte." (Ambrosius ep. 85)*). Ambrosius wollte beim Publikum den Eindruck hervorbringen, dafs auf wunderbare Weise jener Schatz christlicher Heroengebeine entdeckt worden sei. Sein Vorbild war die wunderbare Entdeckung der nach Athen gelangten Heroengebeine des Theseus oder des Pelops, wobei wir freilich nicht wissen, ob ihm jene heidnische Wundergeschichte bekannt war. Nach der Entdeckung setzte Ambrosius eine imponierende Prozession in Scene, bei welcher auch der neugetaufte Augustinus zugegen war, der später (sehr leichtgläubig) erzählt, bei jener Prozession sei ein grofses Wunder geschehen, indem ein Blinder durch Berührung erwähnter Reliquien sehend wurde. Ambrosius erreichte seinen Zweck, die Förderung des Heiligenkultus und den Triumph über die Arianer, an deren Spitze die Kaiserin Justina stand. „Die sinnliche Frömmigkeit verlangte und glaubte Wunder jeder Art. Der Aberglaube gehörte dem Zeitalter an, von der Hierarchie ward er benutzt, geordnet, vermehrt." (Hase, Kirchengeschichte.) Solches Urteil läfst es unbestimmt, ob die Hierarchie mitten im Aberglauben stand oder über demselben, ebenso übersieht dasselbe die von der Hierarchie benutzten Mittel, ebenso die von christlichen Litteraten angewendeten Mittel. Welche Erfindungen wurden gemacht, welche litterarischen Täuschungen geübt, wenn es galt, Christentum oder christliche Glaubenssätze zu verteidigen. Man erfand z. B. einen Bericht des Pilatus an Tiberius über die Wunder Christi und suchte den Glauben zu erwecken, Tiberius habe beabsichtigt, Christum unter die Götter zu versetzen. Tertullian in seinem Apologetikus V und XXI erwähnt dies und — wittert keinen Betrug. Wir besitzen Briefe des Lentulus an den römischen Senat zu gunsten Christi, Briefe des Pilatus an Tiberius, des Paulus an Seneca, des Seneca an Paulus, des Königs Abgarus an Christus und Christi Brief an Abgarus, lauter Täuschungen zur Gewinnung der Heiden. Schon in apostolischer Zeit

*) Invenimus mirae magnitudinis viros duos, ut prisca aetas ferebat.

ward vor litterarischem Trug gewarnt, wie 2 Thess. 2, 1. 2. Von zungengewandten Alexandrinern mit neuen Behauptungen liefs man sich nach 2 Cor. 11 leichtgläubig gewinnen. Wenn der Verfasser der Pseudoklementinen die ungeheuerlichen Wunder des Simon Magus erzählte, so stellte er sich nicht in den Dienst der Wirklichkeit und Wahrheit, sondern in den Dienst der Verherrlichung der Kirche; Erbauung war sein Ziel, nicht Darstellung der Wirklichkeit. Wer das Leben des heiligen Patrik liest, der mit seinen Wundern die Zauberer ebenso überbietet, wie Moses die Magier Pharaos, wie Paulus nach der Apostelgeschichte den Simon Magus, bemerkt denselben Zweck, Erbauung der Leser, nicht wahrheitsmäfsige Geschichtsdarstellung. Wie Augustinus in seiner Schrift de vera religione ein Hauptgewicht auf Wunder legt, thut Gregor I. dasselbe. Nach seiner Meinung mufste die Beglaubigung der von ihm nach England gesandten Missionare in Wundern bestehen. Er hat die Wirklichkeit ihrer angeblichen Wunder nie untersucht, statt dessen aber in seinen Briefen behauptet, dafs die Wunder seiner Missionare denen der Apostel gleich kamen.

Drittes Kapitel.

Simon Magus, Elymas, Peregrinus Proteus, Alexander von Abonoteichos, Apollonios von Tyana.

Mit den im vorhergehenden Kapitel erwähnten Wunderthätern kam die christliche Kirche schon zu Anfang ihrer Geschichte in Berührung. Die Apostelgeschichte macht uns mit jenen Wundermännern bekannt.

Mit wenigen Worten wird uns im achten Kapitel Simon Magus charakterisiert, wohl derselbe, von dem Josephus [1] erwähnt, dafs der Prokurator Felix ihn als Kuppler benutzt habe. Man könnte ihn den Cagliostro des Altertums nennen, falls man nicht vorzieht, ihn auf eine Linie mit Nostradamus, Agrippa Trismegistus, Albertus Magnus und Paracelsus zu stellen. Die Apostelgeschichte sagt, man sei von Simon Magus überzeugt gewesen, er sei die grofse Kraft Gottes, d. h. eine Inkarnation, eine Theophanie.

Nach Justinus Martyr stammte Simon Magus aus Samaria und wurde dort als Gott verehrt, kam unter dem Kaiser Claudius nach Rom und setzte durch seine Wunder in Erstaunen. Nach den clementinischen Homilien hatte er in Ägypten Zauberei gelernt, reiste mit Helena umher und that Wunder, trennte z. B. die Seele eines Kindes vom Leibe, machte Statuen lebendig, verwandelte sich in ein Tier, öffnete verschlossene Thüren u. s. w. Hippolyt berichtet,

er habe sich begraben lassen, sei aber im Grabe geblieben. Nach späterer Tradition flog er mit Hilfe der Dämonen und stürzte durch Petri Gebet nieder. (Const. ap. VI, 8. So auch Arnobius adv. gentes 9, II, 12. Cyrill Hier. VI, 15. Ambros. Hexaem. IV, 8.) Als Beweis seiner Gotteskraft bot er seine Wunder und galt deshalb in ganz Samarien als eine göttliche Autorität. Schon früh ward er der Held eines Romans, den uns die sogenannten clementinischen Homilien bieten. In den sogenannten apostolischen Konstitutionen aus dem dritten und vierten Jahrhundert werden seine Wunder und sein Untergang ebenfalls erwähnt, auch gesagt, dafs er in dem Cleobius einen Genossen gehabt habe [2]. Seinen Zeitgenossen Apollonius von Tyana, der auch einer von den „Grofsen" war, werden wir später den Lesern vorführen.

Ein anderer Magier, dem der obgenannte Apostel begegnete, war Elymas, d. h. der Weise. Er lebte am Hof des Prokonsuls Sergius Paulus, auf den er grofsen Einfluſs ausübte. Wir haben es hier mit einem jener Hofmagier zu thun, wie solche sich damals in der Umgebung hoher und höchster Herrscher zu befinden pflegten, sei es als Astrologen, Beschwörer, oder zum Zweck anderer Wunderthaten (siehe Thrasyll bei Tiberius). Tacitus (Annal. II, 27) erzählt von Chaldäern, Magiern, Traumdeutern, denen ein Senator sich hingab. Diese also waren ohne Zweifel in seiner Umgebung. In Ephesus (Actorum 16, 16) hielt eine Familie aus Gewinnsucht eine Magd, die den „Geist des Apollo" besafs, also wie eine Pythia oder Sibylle prophetisch redete. Uralt war der Brauch, dafs Fürsten nicht nur über einen guten Marstall, sondern auch über tüchtige Zauberer aller Art verfügten.

Mit welcher Art von Wunderthätern die Christen im zweiten Jahrhundert in Berührung kamen, zeigt uns Lucian im Leben des Peregrinus Proteus. Juden und Christen werden in dieser Satire kaum unterschieden. Lucian schreibt: „Um diese Zeit lernte Peregrinus die bewundernswürdige

Weisheit der Christen in Palästina kennen, indem er mit ihren Priestern und Schriftgelehrten verkehrte. In kurzer Zeit war er bei ihnen Prophet, Festordner, Vorsteher und alles allein. Er erklärte ihre Schriften, verfafste selbst eine Menge Schriften, kurz, sie hielten ihn für einen göttlichen Menschen und machten ihn zu ihrem Gesetzgeber. Diese armen Teufel sind überzeugt, dafs sie ewig leben werden, weshalb sie auch den Tod verachten. Kommt zu ihnen ein gewandter Betrüger, der die Dinge zu benutzen weifs, so wird er binnen kurzem sehr reich, weil er diese einfältigen Leute zu täuschen versteht." — Indem Lucian die Ruhmsucht und Wunderthätigkeit dieses Betrügers bezeugt, sagt er von Christus: „Jener Magier, dieser in Palästina gekreuzigte Mensch, wird von den Christen verehrt, weil er neue Mysterien einführte." Von den Christen wanderte Peregrinus fort, verbreitete Weissagungen und behauptete, er werde ein Schutzgeist werden. Lucian meint, dafs er in der grofsen Menge solche finden werde, welche behaupten, sie seien diesem Schutzgeist begegnet, und er habe sie vom Fieber wunderbar geheilt. Schliefslich spielt er die Rolle des Herkules, springt zu Olympia ins Feuer, und die Menge glaubt, dafs bei diesem Ereignis Wunder geschehen seien. Als Peregrinus sich in den Scheiterhaufen stürzte, bebte die Erde, und ein Geier schwang sich aus der Flamme empor, indem er mit lauter menschlicher Stimme ausrief: „Ich steige hinauf zum Olympus." Einer der Anwesenden leistete sogar den Schwur, er habe den verbrannten Peregrinus auffliegen gesehen, und der Auferstandene sei ihm dann im Gewand eines olympischen Siegers begegnet.

Die wundergläubige Welt des zweiten Jahrhunderts, in deren Luft die Diasporagemeinden damaliger Christenheit atmeten, lernen wir noch mehr aus derjenigen Satire Lucians kennen, welche das Leben des grofsen Magiers Alexander aus Abonoteichos (Kleinasien) schildert. Lucian kannte ihn persönlich und hat, wie die gefundenen Inschriften beweisen, die Erfolge jenes fast im ganzen Römerreich berühmten Ma-

giers nicht übertrieben. „Er hat beinahe das ganze Römerreich mit seiner Räuberei erfüllt.“ Mit schöner Gestalt begabt, ward er von einem Magier in die Schule genommen, der die Kunst verstand, Zauberworte zu murmeln, Liebestränke zu brauen, Feinde geneigt zu machen, Schätze zu heben, Erbschaften zu gewinnen. Vortrefflich geschult, nahm er sich einen noch ärgeren Schurken als Compagnon und begann nun seine siegreiche Laufbahn. In seiner Vaterstadt feierte er glänzende Triumphe, und sein erstes Werk war, dort ein Orakel zu gründen. Auf dem Markte jener Stadt erschien er als gottbegeisteter Seher in prachtvollem Gewande und kündigte an, daſs die Stadt nächstens den Gott Äskulap aufnehmen werde. Vorher hatte er ein Gänseei, worin er eine kleine Schlange versteckt hatte, verborgen, er eilt dort hin, nimmt das Ei, zerbricht es, und die Schlange kommt heraus, die Schlange des Äskulap. „Alle schrien auf, begrüſsten den Gott und sperrten die Mäuler weit auf, um sich Schätze, Gesundheit und andere Güter zu erflehen. Das ganze Volk folgte ihm begeistert und wahnsinnig vor Hoffnung.“ Der Ruf des Wunderthäters, der noch andere Taschenspielerei machte, zog von allen Seiten Bewunderer herbei, und bald hatte der Wunderthäter das neue Orakel fertig, welches ihm groſse Summen einbrachte. Wunderbar genug war dies Orakel. Aus einem menschenähnlichen Kopf kamen die Antworten, welche von auſsen durch eine Röhre hinein geschrien wurden. Der Ruf Alexanders brachte sogar Rom in Aufregung. Zum Orakel gründete er auch Mysterien, die er mit erhabenen Heiligtümern ausstattete. Wenn dieser groſsartige Kultus begann, so rief Alexander: „Die Christen hinaus.“ Dann folgten Darstellungen wunderbarer Dinge. Dieser Betrüger hatte ein schreckliches Ende, und Lucian, obgleich Atheist, bemerkt doch: „Wenn dies Ende auch durch Zufall erfolgte, so könnte man doch eine Art Vorsehung darin erkennen.“

Ein Wunderthäter, wie der genannte, ist uns freilich unverständlich, mögen wir die Leichtgläubigkeit und Wunder-

sucht damaliger Menschheit, oder die Frechheit und Erfolge Alexanders ins Auge fassen. Es kommt dazu, dafs der Genannte natürlich viele Rivalen hatte. Erklärlicher wird uns jener Magier, wenn wir den allgemeinen Zustand ins Auge fassen und aus der christlichen Litteratur erkennen, wie es mit dem Glauben an Zauberwunder im dritten Jahrhundert bestellt war. Im zweiten Buch der apostolischen Konstitutionen, Kap. 62 wird gewarnt vor den Zaubereien, Prophezeiungen, Wahrsagereien, Sühnungen, Vogeldeuterei und Totenbeschwörungen der Heiden. Im achten Buch, Kap. 32 wird gewarnt vor Zauberern, Hexen, Sterndeutern, Wahrsagern, Tierverzauberern, Amulettenmachern, Zeichendeutern. Die um die Mitte des vierten Jahrhunderts verfafsten Katechesen des Cyrillus, Bischofs zu Jerusalem, sagen dasselbe. „Halte nichts auf Sterndeuterei, Beobachtung des Vogelflugs, Vorzeichen, Wahrsagung der Heiden, Giftmischerei, Zauberei, von den abscheulichen Totenbeschwörungen lafs dir nicht einmal etwas zu Ohren kommen.“ So Cyrill in der vierten Katechese 37. Wenn es so in der Heidenwelt nach Konstantin aussah, was sollen wir dann vom dritten Jahrhundert, der Zeit vor ihm, was vom zweiten Jahrhundert erwarten, in welchem Alexander die römische Welt in Aufregung setzte? Die in allen grofsen Städten befindlichen Rhetorenschulen, wo in glänzenden Hallen die nach Ruhm und Gewinn dürstenden, mit dem Philosophen-Mantel bekleideten Sophisten und Rhetoren docierten, bestimmten und beherrschten das Geistesleben jener Zeit und folgten andererseits der Zeitströmung. Zwei solcher Geistesherrscher sind die damals berühmten Rhetoren Aristides und Apulejus. Der erste ein Begnadigter des Äskulap, dazu ein Liebling der Pallas Athene, deren Götterduft er nach seiner Aussage atmete, der zweite ein begeisterter Prophet der Isis. Als berühmter Rhetor in Karthago beeinflufste er die Geister seiner Zeit durch zahlreiche Schriften, in denen sich das Geistesleben des zweiten Jahrhunderts nach Christus wiederspiegelt. Weit gereist, in alle

Mysterien eingeweiht, führt er die Leser in eine neue Geisterkunde ein, lehrt Zauberwunder und Prophetenkunst auf Grund seiner Kenntnis von Naturgeheimnissen und giebt solches als die tiefsinnigste Weisheit aus, wie dies in allen Hörsälen der Rhetorik geschah.

Das Bauwerk des Aberglaubens, an welchem zwei Jahrhunderte des römischen Kaiserreichs gearbeitet hatten, stand im dritten Jahrhundert vollendet da. Dichter und Historiker, Geistliche und Weltliche, Priester und Philosophen, Religion und Wissenschaft trugen die letzten Steine zu jenem Bauwerk herbei. Die Neuplatoniker boten ihre ganze Weisheit auf, um auch eine Wissenschaft der Zauberkunst herzustellen und die Magie zu rechtfertigen. Die gesamte Litteratur dieses Jahrhunderts bietet den Beweis für obige Behauptung. Auf diesem Boden erwuchs das in seiner Zeit hoch berühmte Werk des Philostratus, das Leben des Apollonios von Tyana. Die Anregung zu demselben empfing der Genannte durch die Kaiserin Julia Domna, Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, welche in ihren Salons die Gelehrten und Weisen, geistliche und weltliche, versammelte.

Apollonios von Tyana war ein Lehrer desjenigen Magiers, von welchem der vorhin erwähnte Alexander zum Magier ausgebildet wurde. So lesen wir bei Lucian im Leben des letzteren. Wenn wir nun von diesem Schüler des Apollonios auf letztgenannten schliefsen, so war Apollonios ein Magier, wie etwa der vorhin genannte Simon, oder wie der gleichfalls erwähnte Elymas. Ob nur der Volksglaube ihn zum Wunderthäter machte, ob er sich selbst für einen solchen hielt, ist gleichgültig, denn es kommt hier nicht darauf an, was Apollonios war, sondern was der Sophist Philostratus, nach Wunsch seiner kaiserlichen Gönnerin, aus ihm machte. Der oben erwähnte Roman, dessen Held Simon Magus ist, hatte einen bestimmten Zweck, dem der Stoff entsprechen mufste, und der Zweck war, die Macht des Apostels Petrus dadurch als grofsartig und göttlich darzustellen, dafs er einen der allergröfsten Wunderthäter besiegte. Auch Philostratus

hatte mit seinem Werk „Leben des Apollonios“ einen klar vorliegenden Zweck. Er wollte bei dem damaligen schnellen Wachstum der Christenheit seinen Helden Apollonios dem Stifter des Christentums gegenüberstellen, und dies glaubte er dadurch zu erreichen, daſs er ihn zu einem einzigartigen Wunderthäter machte. Hierin bestand der Wert seiner Darstellung. Wir haben früher gesehen, daſs Wundergeschichten den Lesern zur Freude und Ergötzung dargeboten wurden; Philostratus verfolgt einen höheren Zweck, nämlich Erbauung und Belehrung seiner Leser. Der Zweck heiligt die Mittel. Wie viel oder wenig er selber an die Wirklichkeit der Wunder seines Helden glaubte, ist gleichgültig. Seine Absicht war es nicht, nüchterne auf Quellenforschung und Quellenkritik beruhende, historische Wahrheit und Wirklichkeit darzustellen, dagegen verlangte er von den Lesern, daſs man die Wunder und Groſsthaten seines Helden für Wirklichkeit nehmen sollte. Deſshalb imponierte er seinen Lesern durch Berufung auf seine Quellenforschung.

Viertes Kapitel.

Besessene.

Die mit Begeisterung ergriffene und lange fest gehaltene Hoffnung der jungen Christenheit auf eine baldige, siegreiche Wiederkehr des Herrn gab derselben Kraft für Jahre des Kampfes und der Trübsal. Diese Hoffnung aber erfüllte sich nicht. „Siehe, ich komme bald.“ Dies siegverheifsende Wort der Offenbarung des Johannes verhallte bald in der Zeiten Ferne, es blieb beim Alten mit dem Spott, der Verachtung und dem Hafs, welcher den Christen sowie dem Stifter ihrer Religion von der Heidenwelt begegnete. Tacitus, Sueton, Lucian haben jener Verachtung Worte geliehen, und wie die Heidenwelt im dritten Jahrhundert von den Christen dachte, sagt uns Minucius Felix im achten bis zwölften Kapitel seines Oktavius. Als heillose Sekte, unselige Geheimbündler, armselige, rohe Menschen werden sie bezeichnet, die gröbsten Laster, unnennbare Orgien werden ihnen zur Last gelegt, und dazu behaupten die Heiden: „Der Christengott will oder kann seinen Anhängern nicht helfen, er ist entweder ohnmächtig oder ungerecht.“

Dieser letzten Behauptung der Heiden stellten die Kirchenleiter im dritten Jahrhundert die innerhalb der Christenheit geschehenden Wunder entgegen, wobei dieselben den Glaubenssatz der Heiden teilten, dafs der Machtbeweis der Gottheit in Wundern zum Besten ihrer Verehrer bestehe.

Die Kirchenleiter behaupteten, daſs die Christenheit durch eine bestimmte Wunderart die bei den Gegnern vorhandene Wunderkraft übertreffe, nämlich durch das Austreiben der Dämonen.

Das Heidentum besaſs eine doppelte Wunderreihe, wie wir im ersten Abschnitt sahen, und betonte die Wunder der vergangenen Heroenzeit, machte noch mehr aber beständig flieſsende Wunderquellen geltend. Der ersten Reihe gegenüber rühmte sich die Kirche der biblischen Wunder, der zweiten Reihe gegenüber behauptete sie, ebenfalls fortlaufende Wunder der jedesmaligen Gegenwart zu besitzen, und betonte in erster Linie als besonders augenfällig, heilsam und häufig, die Heilung der Besessenen. Sie gestand zu, daſs auch im Heidentum diese Wunderquelle flieſse, rühmte sich aber, daſs die ihrige ergiebiger, kräftiger sei.

Die am Ende des dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts entstandenen Constitutiones apostolicae sagen (VIII, 1), daſs, nachdem den Aposteln Gnaden- und Wundergaben zuteil wurden, dieselben „mit Notwendigkeit denen verliehen werden, welche durch sie zum Glauben gelangt sind“. Auf bleibende Wunderkräfte der Kirche beruft sich Origenes in seiner Schrift zur Widerlegung des Celsus, Kap. I, II, VII. „Die Kirche hat in aller Welt unzählige Gnadenwirkungen von Gott empfangen. Sie täuscht keinen und sucht dabei keinen Gewinn. Sie thut nichts durch Anrufung von Engeln, nichts durch Zauberformeln und andere schlechte Künste, sondern auf reine Weise und öffentlich.“ So äuſsert sich Irenäus adversus haereses XXII. Nach den erwähnten sogen. apostolischen Konstitutionen sollen solche beständigen Wunder zur Bekehrung der Ungläubigen dienen, damit alle, welche sich nicht durch das Wort überzeugen lassen, durch Wunder besiegt werden. Hier mag die Kirche des dritten Jahrhunderts auch den Mithraskult und seine Gläubigen ins Auge gefaſst haben, welche in ihrem Kultus die Wunderhilfe wider böse Geister zu besitzen meinten.

Ob wir die im dritten Jahrhundert mit dem christlichen

Kultus verbundene Austreibung der Dämonen als eine Nachahmung des mit dem Christentum damals um die Weltherrschaft ringenden Mithrasdienstes anzusehen haben, läfst sich vermuten, aber nicht behaupten.

Im achten Buch der erwähnten apostolischen Konstitutionen wird gesagt, das geweihte Wasser und Öl diene zur Heilung der Krankheiten und Vertreibung der Dämonen (Kap. 29), und wenn in demselben Buch die Liturgie festgestellt ist, so sehen wir, dafs die Besessenen als eine gesonderte Abteilung im Kultus zugegen waren, dafs besondere Gebete für sie verrichtet wurden, bis der Diakon sprach: „Tretet ab, ihr Besessenen.“ (Energumenen.) Eine Abteilung des niederen Klerus, die Exorcisten, hatten für die Besessenen Sorge zu tragen. Im achten Buch, Kap. 26 wird bestimmt, dafs ein Exorcist nicht geweiht werden soll, „denn er empfängt direkt von Gott seine Wundergabe“. „Es ist nicht notwendig, dafs jeder Gläubige Dämonen austreibe oder in verschiedenen Sprachen rede oder Tote erwecke, sondern derjenige, dem besondere Wundergaben verliehen sind, zum Heil der Ungläubigen.“

Niemals wird betont, dafs jene spezielle Fürsorge für die Energumenen als ein Liebesdienst an diesen Unglücklichen zu betrachten sei, vielmehr sieht man letztere als Objekt an, an denen sich die Macht der Kirche offenbart, wodurch der letzteren also eine Gelegenheit geboten wird, sich vor der Welt als göttlich begnadigt zu rechtfertigen. „Die Besessenen zu heilen ist das Charisma nicht weniger Christen, und diese, meist einfache, ungebildete Leute (*Ἰδιῶται*) trieben Dämonen aus ohne Kenntnis von Zaubermitteln, ohne künstliche Beschwörungsformeln, sondern allein durch Gebet und einfache Beschwörungen.“ So Origenes contra Celsum VII. Schon im dritten Jahrhundert gab es im Occident Exorcisten, welche für dies ihr Amt ordiniert wurden *). Sie bildeten einen der vier niederen Grade des Kirchenpersonals.

*) Nach Paulinus war der Märtyrer Felix in Nola Exorcist.

Eine Erweiterung des Austreibungswunders beweisen im vierten Jahrhundert die Katechesen des Cyrillus. Alle Katechumenen, also die Ungetauften, werden als von bösen Geistern besessen angesehen. „Wenn der Katechumen erscheint, um den Exorcismus zu empfangen, soll der Priester ihn anhauchen, dann die Stirn und Brust mit dem Kreuz bezeichnen.“ „Das einfache Anblasen wird den Dämonen ein Feuer.“ [1]

Die Welt, von welcher die Kirche erwähnter Jahrhunderte sich umgeben und bedrängt sah, war voll von Magiern, Hexenmeistern, Wunderärzten, Geisterbannern, Astrologen, Propheten, Exorcisten u. s. w., welche den unerhörten, im dritten Jahrhundert lawinenartig wachsenden Aberglauben der Kaiserzeit benutzten und förderten. Eine Heerschar von heidnischen und jüdischen Exorcisten vagabundierte damals im Reich und die Schriften unserer Apologeten beweisen, dafs die Christen solche „Wunderthäter“ keineswegs alle für Betrüger hielten, vielmehr von der Wirklichkeit ihrer „Wunder“ überzeugt waren, wovon später. So äufsert sich z. B. Origenes contra Celsum IV, 183. Simon Magus vollbrachte nach den recogn. Clem. II, cap. 13 seine Mirakel mit Hilfe eines Dämon, und dasselbe sagt Clemens Alexandrinus in seiner Cohortatio ad gentes p. 52: „Die Magier haben als Diener ihrer Gottlosigkeit die Dämonen.“ Irenäus, adv. haer. I, 20 sagt von den Schülern des Simon Magus: „Magias perficiunt, exorcismis et incantationibus utuntur.“ Justinus Martyr in seinem Dialogus cum Tryphone II, Str. 321 sagt: „Eure (der Juden) Exorcisten bedienen sich der Kunst, wie die Heiden.“ Origenes c. Cels. IV, 183 spricht von heidnischen und jüdischen Dämonenvertreibern. Lactanz, divin. iust. VII, 13 ist überzeugt, dafs Magier im stande sind, certis carminibus ciere ab inferis animas. Dafs nun die vom Aberglauben ihrer Zeit infizierten Kirchenleiter aus der sie umgebenden Welt ihre Theorie über das Wesen der in den Besessenen wohnenden Geister aus der Gedankenwelt ihrer Umgebung entlehnten, kann

uns nicht Wunder nehmen. Wir finden ihre Meinung schon bei Justinus in der Mitte des zweiten Jahrhunderts, als das Wunder der Dämonenaustreibung noch nicht mit dem Kultus der Kirche verbunden war. Nach Justin [2] nehmen Seelen der Gestorbenen in den Leibern der Lebenden ihren Aufenthalt, darin besteht die Besessenheit. Tertullian, in seiner Schrift de anima 57, meint, die Besessenheit stamme von Seelen der eines gewaltsamen Todes Gestorbenen. (Biaeothanati.) Josephus, in seiner Schrift vom jüdischen Krieg, rät (7, 6) auf Seelen der Bösen, die Pseudoklementinen (8, 18) auf Gigantenseelen. Im Oktavius des Minucius Felix lesen wir eine andere Theorie. „Geister, durch irdischen Schmutz und Leidenschaft angezogen, stehlen sich sogar in menschliche Leiber, bilden als feine Geister Krankheiten, setzen die Seelen in Furcht, zerren an den Gliedern. Die Erscheinungsweise der Besessenheit ist verschieden. Jene Dämonen, wie die meisten unter euch wissen, bekennen ihre Thaten, so oft sie von uns durch die Folter der Beschwörungen und glühendes Gebet aus den Leibern getrieben werden.“ (Kap. 26 und 27.)

Während dergleichen Theorien als Nebensache angesehen wurden, blieb als Hauptsache, die Wundererfolge der Christen bekannt zu machen, und das um so mehr, da andere Exorcisten so grofse Wunder thaten. Ein jüdischer Exorcist Namens Simon Ben Jochai hatte die besessene Tochter des Kaisers Marcus Aurelius geheilt. Josephus, Christi Zeitgenosse, macht in seinen Antiquitates (8, 25) den Magier Eleazar namhaft, der in Gegenwart des Vespasian durch einen Zauberring Dämonen aus der Nase eines Besessenen heraustrieb. In einer schreibseligen und wunderdürstenden Zeit wurden solche und tausend andere Historien allgemein bekannt. Dasselbe geschah durch christliche Apologeten, welche sich bemühten, zu beweisen, dafs die Christen noch mehr vermöchten. Zugleich geht aus den kirchlichen Berichten hervor, dafs man christlicherseits nicht versäumte, die Beschwörungswunder vor zahlreichen Zeugen zu verrichten.

Justinus schreibt im sechsten Kapitel seiner zweiten Apologie: „Viele der Unsrigen, nämlich Christen, haben eine grofse Zahl Besessener in aller Welt durch Beschwörung beim Namen Christi geheilt, nachdem diese von allen anderen Beschwörern und Zauberern nicht geheilt waren, und das geschieht auch noch jetzt, indem sie die Dämonen, von denen diese Menschen besessen sind, entkräften und austreiben.“

Die Heiden sollten sich also überzeugen, dafs der Name „Jesus“ gröfsere Kraft besitze, als andere Namen, die bei solchem Wunderwerk von anderen gebraucht wurden. Arnobius in seiner Schrift gegen die Heiden I, 13 sagt: „Wenn der Name Christi gehört wird, vertreibt er böse Geister.“ Celsus hatte in seiner Schrift wider die Christen letztere als Zauberer und Christum als Magier bezeichnet. Ihm gegenüber macht Origenes (contra Celsum I und III) die Überlegenheit des Namens Christi geltend. Er berichtet, er sei Augenzeuge gewesen von Wunderheilungen, die durch manche Christen geschahen, wobei diese nur den Namen Gottes und Christi anriefen. „Dadurch habe ich viele von schweren Zufällen, Anfällen von Wahnsinn und Raserei und vielen anderen Übeln, die kein Mensch und keiner eurer Dämonen heilen konnte, befreit gesehen.“ Irenäus adv. haereses, cap. 12 berichtet dasselbe und sagt, die Christen treiben auf eine gründliche und wahrhafte Weise böse Geister aus. Tertullian tritt den Heiden gegenüber in seinem Apologeticus mit kühner Herausforderung auf und sagt, man möge irgendeinen Besessenen vor ein Tribunal stellen und von irgendeinem Christen die Beschwörung des Dämon vornehmen lassen. „Wenn ein beliebiger Christ dem Dämon zu reden befiehlt (jussus a quolibet Christiano loqui spiritus ille), wird derselbe die Wahrheit eingestehen, dafs er nämlich ein Dämon ist.“ Dann ruft Tertullian aus: „Was ist klarer, als diese That, was getreuer, als dieser Beweis? Quid isto opere manifestius, quid hac probatione fidelius?“ Minucius Felix läfst in seinem Oktavius den Christen folgen-

des sagen: „So oft die Dämonen von uns aus den Leibern getrieben werden, besonders, wenn einige von euch (Heiden) gegenwärtig sind, sagen sie selbst, wer sie sind, wie die meisten von euch wissen.“ Die von Christen vorgenommenen Beschwörungen sollten also dazu dienen, die Heiden zu überzeugen, dafs die in den Energumenen weilenden Dämonen dieselben Wesen seien, welche die Heiden göttlich verehrten, deren Wesenheit und Macht keiner der erwähnten Apologeten leugnete. (Minucius Felix, cap. 25, Lactantius, Inst. II, 16.) Augustin, de civ. Dei X, 22 hält es für den Triumph des Christentums, dafs man die Dämonen nicht durch Sühne zu besänftigen braucht, sondern durch Exorcismen hinauswirft.

Fünftes Kapitel.

Dämonen.

Von der Kaiserin Eudoxia, die als Tochter eines atheniensischen Philosophen Gemahlin des Kaisers Theodosius II. wurde, besitzen wir eine Dichtung, in welcher sie einen gegebenen Stoff episch bearbeitete. Es sind die Bekenntnisse des Zauberers Cyprianus. Dieser Faust des vierten Jahrhunderts, ein Nachfolger des Simon Magus, bekennt, dafs er sich Dämonen verpflichtet habe, die ihm ihre Kräfte zur Verfügung stellten.

Nach Memphis kam ich, wo ich Dinge lernte
Weit über alles Mafs des Irdischen.
Von hier (Ägypten) zieh'n Myriaden Geister aus,
Um rings die Welt mit Übeln zu vergiften.
Nach Elis kam ich, und ich sah in Sparta
Das ungefüge Götterbild von Holz
Der Tauropolos Artemis.

So ist er in der Welt umhergereist, um sich in der „Kunst" zu vervollkommnen, und redet auch von alten Büchern, aus denen er die höhere „Weisheit" erlernte. Er nennt sie Bücher des Teufels, die er später verbrannte. Simon Magus wälzte sich im Feuer, verwandelte sich in ein Tier, liefs Gestalten erscheinen, öffnete verschlossene Thüren.

Und es durchzieh'n die Luft die Geisterboten,
Um dann zur Welt herabzusteigen, wo
Die Menschheit sie mit tausend Übeln plagen.

Sich sichtbar machen, das ist ihr Bemüh'n,
Und körperliche Thaten zu vollbringen.

Jene zu apologetischem Zweck verfafsten Bekenntnisse führen uns in die Gedanken- und Glaubenswelt der alten Kirche, welche das Reich jener als Dämonen bezeichneten Geister für Wirklichkeit hielt und mit orientalischer Phantasie ausmalte.

Dort sah ich schreckenvolle Riesenweiber,
Von dem Gewicht der grausen Nacht bedrückt.
Dämonen erblickt ich,
Rasende, gesellt einander,
Gewundner Schlangen Knäul.

Unheimlich erschien den Kirchenlehrern jener Periode die Macht, mit welcher der uralte Götterdienst die Gemüter auch dann noch beherrschte, als schon lange die Tempel geschlossen und Opfer mit Todesstrafe bedroht waren. Jene hatten den überwältigenden Eindruck, dafs im Götterdienst überirdische, reale Mächte wirksam seien, unheilvolle Gewalten, Dämonen genannt, welche vor allen Dingen in den alten und neuen Wundern der Heiden ihre Macht offenbarten. Wie die Kirchenlehrer vor diesen Wesen Grauen und Abscheu empfanden, wollten sie allem Volk dasselbe einflöfsen. Nach den sogenannten apostolischen Konstitutionen [1] aus dem dritten und vierten Jahrhundert ist das Heidentum die Lehre Satans, die Feste desselben sind die Ehre der Dämonen. Von den Christen heifst es, dafs sie die im Finsteren wirkenden Dämonen verworfen haben, und die Bedeutung Christi besteht darin, dafs er die Menschen von der Herrschaft jener Geister befreit hat und beständig befreit. „Gottselige Männer treiben die Mächte der Luft (Dämonen) dadurch aus, dafs sie dieselben beschwören. Sie werden im Namen Christi ausgetrieben.“ [2] Je gröfser man die Macht der Dämonen darstellte, um so mehr strahlte die Macht Christi und der Kirche hervor. Augustin de civ. Dei XXI, 6 leugnet nicht das von den Heiden angeführte Wunder einer vor einem Venustempel brennenden

ewigen Leuchte, die von keinem Sturm oder Regen gelöscht werde. Er meint nur, dafs hier mit Hilfe der Dämonen magische Kunst geübt werde. Für ihre Täuschungen beruft er sich auf 2 Kor. 11. 14 und meint, wenn Dämonen solche Wunder thun, um wie viel mehr Gott durch seine Engel. Augustin zweifelt nicht daran, dafs wirklich jene Zauberin gelebt habe, von der Virgil, Äneis IV, 487 sagt, sie habe die Kraft, Gestirne rückwärts zu wenden, Ströme zu hemmen, nächtliche Geister zu rufen. — Die Dämonen läfst Minucius Felix in den Orakelsstätten hausen, wo sie sich und andere täuschen. Er meint, dafs sie zu demselben Zweck sich hinter Bildern und Statuen der Götter verstecken. „Auch die Magier setzen ihre Wunderpossen mit Hilfe der Dämonen in Scene. Mit ihrem Beistand und ihrer Eingebung treiben sie ihre Künste.“ Ganz dasselbe sagt von den Statuen Arnobius in seiner Schrift wider die Heiden VI, indem er an den Glauben der letzteren erinnert, dafs die Götter im Inneren der Statuen leben und wohnen. Diese Götter sind nur Dämonen, die sich für Götter ausgeben und mit ihren Wundern die Menschen täuschen. Erzbetrüger nennt Augustinus [3] die Dämonen, welche es verursachten, dafs die Heiden den Göttern Laster andichteten, und die jene Theaterspiele einführten, in denen jene Laster dargestellt werden. Dabei ist Augustinus ebenso überzeugt von der Wirklichkeit der Silvane und Faunen, welche Weibern nachstellen. Er sagt, dies sei bekannt und vielseitig bestätigt [4].

Die Kirchenväter konnten sich auf Bibelstellen beziehen. Im dritten Buch Mosis (17, 7) ist die Rede von Dämonen in Bocksgestalt, deren Existenz nicht geleugnet wird, es ist nur verboten, ihnen zu opfern. Ebenso ist im fünften Buch Mosis (32, 17) von bösen Geistern die Rede, Schedim genannt, d. h. Zerstörer, ein Wort, welches Psalm 106, 37 wiederkehrt. Wüstendämonen, welche Ruinen bevölkern, den Faunen (Bocksfüfslern) entsprechend, hat Jesaias (13, 21) die Existenz nicht abgesprochen. Psalm 96, 5 ward von den Septuaginta übersetzt: Alle Götter der Heiden sind Dämonen.

Diese Anschauung findet sich beim Apostel Paulus 1 Kor. 10, 20. Was die Heiden opfern, das opfern sie den Dämonen, wer also opfert, befindet sich in ihrer Gemeinschaft. Die Dämonen bringen durch Zauberkünste und Visionen alle in ihre Gewalt, die nicht um ihr Seelenheil kämpfen [6]. Dasselbe meint der Brief an die Epheser 6, 12, wo die Rede ist von Dämonen an den himmlischen Orten, d. h. im Wolkenhimmel oder in der Luft. Dies sind nach demselben Vers Gewaltige, Mächtige, die von den Christen bekämpft werden müssen. Den vollendetsten Ausdruck des Abscheus gegen das von Dämonen beherrschte Heidentum finden wir in der zur Zeit des Domitian verfafsten Offenbarung Johannis. Das Heidentum ist Satans Werk, vom Drachen gesendet, dem Ungeheuer, welches das Zeichen der Lästerung an der Stirn trägt. Jener Herrscher der Dämonen geht aus mit seiner Dämonenschar, die so zahlreich ist, wie Sand am Meer, er thut Zeichen und Wunder, „grofse Macht und viel List sein' grausam' Rüstung ist, auf Erden ist nicht sein's gleichen". Ebenso redet der zweite Brief an die Thessalonicher. Wir lesen von der Wirkung Satans mit allerlei Kraft und Zeichen und Wundern der Lüge. Der Verfasser jenes Briefes ist von der Wirklichkeit dämonischer Kräfte und Thaten ebenso überzeugt, wie später alle Apologeten und Kirchenväter altkirchlicher Zeit. Das Evangelium des Matthäus [7] zeigt dieselbe Anschauung, wenn es redet von den falschen Christi, sowie von falschen Propheten, welche grofse Zeichen und Wunder thun, um, wenn möglich, auch die Auserwählten zu verführen. Je gröfser nun die Wundermacht solcher Dämonen ist, um so gröfser ist derjenige, der solche Dämonenwelt besiegt.

Nicht bei allen Leitern der Kirche findet sich eine scharfe Begriffsbestimmung über das Wesen der Dämonen, jedoch besteht zwischen diesen wunderwirkenden Geistern und denjenigen, welche aus Körpern der Menschen ausgetrieben wurden, ein Unterschied. Gott übergab Engeln die Fürsorge für Menschen und alles, was unter dem Himmel ist [8].

Jene Engel aber pflegten Gemeinschaft mit Weibern, und aus solcher Verbindung entstanden die Dämonen, welche durch magische Schriften, sowie durch Schrecknisse und Qualen das Menschengeschlecht unterwarfen. So ist die Meinung des Justin in seiner zweiten Apologie. Böse Geister — sagt Justinus Martyr in seiner ersten Apologie, Kap. 5 — haben Wunder gewirkt, und die Menschen hielten sie für Götter und gaben ihnen Namen, welche die Dämonen sich selbst beilegten. Letztere haben es dahin gebracht, daſs Sokrates, welcher die Menschen von den Dämonen abzuwenden versuchte, als Gottesleugner verurteilt wurde. Dieselben Dämonen veranlassen die Verurteilung der Christen. Eusebius erwähnt in seiner Kirchengeschichte und Biographie des Konstantin die Dämonen, sagt aber von ihrem Wesen nichts. Maximinus zog in die Schlacht, stolz auf den Beistand der Dämonen. Maxentius lieſs die Dämonen beschwören, um durch ihre Hilfe den Krieg abzuwenden. Licinius, Konstantins Gegner, vertraute auf dämonische Zauberkunst. Als Konstantin den Tempel des Äskulap zu Ägae mit seinen Statuen zerstört hatte, sahen die Bewohner ein, daſs in letzteren keine Dämonen wohnten [9]. Als der Neuplatonismus zur Herrschaft gelangte, schlossen sich die Kirchenlehrer seiner Dämonenlehre an, die übrigens schon bei Plutarch und Apulejus klar vorliegt. Apulejus schrieb ein Buch, betitelt „Über den Gott des Sokrates.“ In demselben findet sich eine ausführliche Untersuchung über das Wesen der Dämonen, die er als Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen betrachtete*). Diese Lehre des zweiten Jahrhunderts ward im dritten und vierten Jahrhundert durch die Neuplatoniker ausgebildet. Bei Augustinus zeigt sich die genaue Kenntnis dieser Lehre, er acceptiert die Dämonen als solche Mittelwesen, behauptet

*) Bei Homer sind Götter und Dämonen gleich, bei Hesiod sind letztere die Menschenseelen des goldenen Zeitalters, bei Plato sind sie von Göttern und Heroen verschiedene Wesen — und diese Idee kommt vom Orient.

nur, dafs sie alle miteinander schlecht sind. Unter allen Kirchenlehrern hat er sich am meisten mit diesem Gegenstande beschäftigt, beides, apologetisch für das Christentum, polemisch gegen das Heidentum.

Die Götter der Heiden sind unsaubere Dämonen, welche unter den Namen abgeschiedener Seelen oder unter der Form von Weltkräften für Götter gehalten sein wollen und sich an göttlichen Ehren erfreuen, die von Menschen ihnen dargebracht werden [10]. Er vermutet, dafs die Dämonen einen aus feuchter Luft gebildeten Körper haben, dafs sie aber auf jeden Fall eine solche Natur besitzen, um einst durch wirkliches Feuer gequält zu werden. Sie nehmen bisweilen sichtbare Gestalt an. Augustin, de civ. Dei XXII, 8 berichtet von Dämonen, die als gelockte Knaben sich zeigen, einen Mann von der Taufe zurückhalten möchten und ihn auf die Füfse treten, als er sich nicht willig zeigt*). Die Wunder der Heiden sind ihr Werk. Alle Prodigien, Wahrzeichen, Anzeichen, Vorzeichen (Monstra, ostenta, portenta, prodigia) hält Augustin, de civ. Dei XXI, 8 für Werke der Dämonen, die bisweilen auch Wahres vorhersagen. Im ganzen aber ist Lüge, Täuschung, Betrug ihre Freude und Bemühen.

Die Statue der Göttin Fortuna hat geredet und nicht einmal, sondern wiederholt gesagt, die Frauen hätten sie auf rechte Weise geweiht. Indem Augustin dies berichtet, fügt er hinzu, dafs in diesem Wunder eine Täuschung der Dämonen vorliege. Ebenso meint Augustin [11], dafs das Wunder der Verwandlung des Menschen in ein Tier eitel Blendwerk der Dämonen sei. An einer anderen Stelle äufsert er sich also: Varro nimmt keinen Anstand zu sagen, vieles sei wahr, aber dem Volke fromme es nicht, es zu wissen, und vieles sei falsch, aber dem Volk sei es zuträglich, dasselbe für wahr zu halten. Augustin fügt hinzu, dafs die bösen Dämonen sich über einen solchen Betrug über alle Mafsen

*) Ich sah den Dämon selbst von Angesicht.

freuen, und von ihrer Herrschaft hat uns Christus befreit[12]. Seneka zweifelt nicht daran, dafs Statuen der Götter von Dämonen belebt werden, und hält alle Wunder der Magier für Thaten der Dämonen. Somit teilt er die Meinung des Justinus: Dämonen haben Thaten gethan, die man Göttern andichtet. Durch listige Kunst der Dämonen hat Simon unter dem Kaiser Claudius in Rom Zauberwunder gewirkt und wurde deshalb für einen Gott angesehen, ebenso hat sein Schüler Menander in Antiochia viele durch Zauberkunst berückt, von Dämonen getrieben[13].

Sechstes Kapitel.

Kreuzwunder. Konstantin und Eusebius.

Justinus Martyr giebt in Hinsicht der Wunder bereitwillig zu, dafs zwischen Christen und Heiden viel Gemeinsames bestehe, behauptet aber, letzteres sei die Wirkung böser Dämonen. Als diese z. B. durch Prophetenspruch erfuhren, dafs der Sohn Gottes zur Welt kommen werde, setzten sie lange vor Christus die Mär von der Geburt verschiedener Göttersöhne in Umlauf. Als sie erfuhren, dafs eine Jungfrau den Gottessohn gebären werde, liefsen sie die Nachricht entstehen, dafs Danaë vom Zeus jungfräulich einen Sohn geboren habe. Die Dämonen wufsten Christi Himmelfahrt voraus und verbreiteten die Kunde von solchen die gleichfalls gen Himmel gefahren seien. Als die Dämonen den Spruch des Propheten erfuhren, Christus werde stark wie ein Held seinen Weg durcheilen, rühmten sie den Herkules, und als sie wufsten, Christus werde Kranke heilen und Tote erwecken, da kamen sie mit dem Äskulap heraus. Die Dämonen hofften nämlich, auf diese Weise zu erreichen, dafs man bei der Erscheinung Christi die Geschichte des letzteren als dichterische Erfindung auffassen werde. Justinus sagt in genannter Apologie [1]: Wir bringen in unseren Wunderberichten nichts, was den Heiden neu oder befremdlich wäre. Seine Apologie widmete er dem Kaiser Marcus Au-

relius und war eben deshalb genötigt, sich der Kürze zu befleifsigen. Wäre er in der Lage gewesen, dem Kaiser ein gröfseres Werk zu liefern, so würde er sicherlich das „Gemeinsame“ noch eingehender dargestellt und gezeigt haben, dafs die vielfältigen Arten der Wunder ebenso den Heiden als den Christen eigen waren.

Ein Jahrhundert nach Justinus besafs die Kirche eine Wunderquelle, welche das Heidentum nicht aufzuweisen vermochte und welche sie in die Wunderkategorien des letzteren nicht einreihte. Bei den Wundern des Kreuzzeichens hörte das Gemeinsame auf. Die apostolischen Konstitutionen hatten reichlich hundert Jahre nach Justinus die Behauptung ausgesprochen, dafs die Kirche im Besitz fortdauernder Wunderquellen sei, und hatten sich dahin geäufsert, dafs nicht jeder Christ Wunder verrichten könne, sondern „nur diejenigen vermögen solches, denen aus einem nützlichen Grunde Gnaden und Wundergaben verliehen sind“. — Eine Ausnahme bildete das Zeichen des Kreuzes, das „königliche“ Zeichen, welches einen jeden, der es benutzte, zum Wunderthäter machte.

Justinus erblickte in diesem Zeichen wohl nicht mehr als ein Symbol *), aber schon bald nach ihm begann man, demselben übernatürliche Kräfte beizulegen. Aus diesen Anfängen ward nach Konstantin und seinem angeblich durch das königliche Wunderzeichen erlangten Siege eine den Heiden zum Staunen dargebotene, von den Kirchenleitern ausgiebig angepriesene Wunderwelt, welche die grofse Masse anlockte.

Eusebius, Bischof von Cäsarea, Vertrauter des Konstantin, schrieb gleich nach dem Tode dieses Kaisers dessen uns erhaltene Biographie, und erst in dieser erhielt die Welt Kunde von dem später immer aufs neue erzählten Kreuzeswunder vor der Schlacht am Pons Milvius (heute Ponte molle) bei Rom. In seiner bald nach dieser

*) Das Kreuz ist Symbol der Macht und Herrschaft Christi. I, 55.

Schlacht verfafsten Kirchengeschichte erwähnt Eusebius noch nichts davon.

Zur Mittagszeit erschien am Himmel ein aus Feuer bestehendes Kreuz, das über der Sonne schwebte und an dem die Inschrift befestigt war: „Durch dieses siege!“ So versicherte viele Jahre nach jener Schlacht der gealterte Kaiser dem Eusebius, mit dem er oft vertraulich verkehrte. Letzterer fügt hinzu: „Wenn diese Erzählung ein anderer berichtete, so würde sie nicht leicht Glauben finden, da sie aber der siegreiche Kaiser lange Zeit nachher uns, die wir diese Geschichte schreiben, als wir seines freundschaftlichen Umgangs gewürdigt wurden, erzählte, und seinen Bericht mit Eidschwüren bekräftigte, wer sollte da Bedenken hegen, diesem Bericht zu glauben, zumal da die Folgezeit ihre Wahrheit bestätigt hat?“

Bischof Eusebius war Festredner von Fach, in Rhetorenschulen gebildet, und wurde als Panegyriker z. B. bei Einweihung der Grabeskirche in Jerusalem, sowie bei der Weihe einer prächtigen Kirche in Tyrus verwendet. Schon die letzte mit dem ganzen Ballast heidnischer Rhetorik versehene Rede zeigt, was ihm dann möglich war, wenn er bei Regierungsfesten seines Gönners Konstantin als Panegyriker auftrat. Von einer solchen Rede sagt er: „Vor kurzem brachten wir durch Hymnen dem ruhmgekrönten Sieger unsere Huldigung dar und flochten in einer Rede jüngst noch Kränze zu Ehren seiner dreifsigjährigen Regierungszeit und wanden sie ihm im Kaiserpalast um sein geheiligtes Haupt.“ [2] In seiner erwähnten Biographie des Konstantin (1, 10) verspricht er eine kunstlose Erzählung und zeigt, dafs er die Verlogenheit heidnischer Lobredner kennt, denen er nicht gleichen will. Er tadelt die pomphaften Reden, die bestechende Darstellung, die Ausschmückungen der Lobredner, welche „mit prunkendem Wortschwall beschönigen“, aber er hält nicht Wort, und seine Biographie zeigt von Anfang bis zu Ende die schweren Gebrechen der Prunkredner seiner Zeit. Konstantin ist ihm der Liebling Gottes.

„Gott war der Freund, Fürsorger und Beschützer Konstantins.“ „Als verdienten Lohn schenkte ihm Gott für seine Frömmigkeit Sieg über die Gottlosen.“ „Derselbe war durch jede Tugend und Gottseligkeit ausgezeichnet. Er hat Gott mit unsagbarer Frömmigkeit gedient. Die Weltgeschichte kennt keinen ihm ähnlichen Herrscher.“ [3] Wie ein von Gott gesandter Himmelsbote trat er unter die zum Konzil in Nicäa versammelten Bischöfe, und als sie bei ihm zum Gastmahl sich einfanden, war dies ein Bild des Reiches Christi. Der genannte Kaiser ist dem Eusebius ein persönliches Wunder. „Was war unerhörter als das Wunder von des Kaisers Tugend?“ Er findet seine Biographie ungenügend. „Es wäre Gott, der unseren Fürsten zu Ehren erhob, wie sie nur von ihm kommen, der einzige, rechte Biograph für ihn, wie er bereits seine ruhmvollen Thaten auf die Säulen des Himmels eingraben liefs.“ Im zweiten Kapitel sagt derselbe, er wolle die Wahl des verdienten Lobes einem Höheren überlassen, dem unsterblichen Gott und wahrhaftigen Logos (Christus) *). Ein echt heidnischer Grundgedanke durchzieht die ganze Biographie: Der Kaiser macht sich den wahren Gott geneigt, dieser wird zum Lohn dafür der Schutzgott seines Lieblings, zu dessen Gunsten er unmittelbar eingreift. Wie heidnisch ein Bischof reden konnte, zeigen folgende Sätze. „Der Kaiser ehrte den grofsen König (Christus) durch mannigfache Weihgeschenke.“ In Eusebius' Kirchengeschichte heifst es: „Um sich Gott, den Urheber alles Glücks, geneigt zu machen, erliefsen Konstantin und Licinius ein umfassendes Edikt zu gunsten der Christen.“ Ferner: „Durch solche Ereignisse gab der himmlische Schutzgott der Christen seinen Zorn zu erkennen für alle denselben verursachten Leiden.“

---

*) Konstantin bewunderte die Schriften des Eusebius und schreibt ihm, es sei unmöglich, die Erhabenheit seiner unvergleichlichen Schriften in einer lateinischen Übersetzung würdig wiederzugeben. Leben Konstantins IV, 35.

Der Untergang des Maxentius im Tiber ist dem Eusebius ein Wunder, bald aber fehlten auch andere Wunder nicht, die sich als Kopie heidnischer Wunder verraten. „Ehe Licinius gegen Konstantin zu Felde zog, glaubte man die Heere des letzteren am hellen Mittag im Triumphzug zu erblicken, wie sie durch die Städte zogen. Diese Erscheinung deutete im Auftrag einer höheren göttlichen Macht die Zukunft an.“ [4]

Sollte das Wunder des himmlischen Kreuzes etwas anderes sein als solche Kopie, der Leichtgläubigkeit in frommer Absicht ebenso als Prodigium (Prodicium, Vorhersagung) dargeboten? Ein Vergleich mit Augustus und den ihn begleitenden Wundern bietet Antwort.

Wie Konstantin war Augustus der bewunderte Anfänger einer neuen Zeit, auch von seiner Gröſse waren die Zeitgenossen geblendet. Fand Konstantin in Eusebius seinen Panegyriker, so Augustus in Horaz, Virgil, Ovid. Wie Konstantin, so hatte auch Augustus bei seinem Wirken die religio publica im Auge. Beide wurden im Selbsturteil und im Urteil ihrer Panegyriker als begnadigte Gottesgünstlinge bezeichnet, und dies Urteil ward bei Augustus bestätigt durch Wunder, nämlich durch Prodigien, die auf seine zukünftige Gröſse hinwiesen. Im ersten Teil haben wir bereits die Biographie desselben von Sueton angeführt, der im 94. und 95. Kapitel gläubig und ausführlich alle derartigen Wunder berichtet. Sueton beruft sich dabei auf die theologischen Abhandlungen des Asklepiades. Von welcher Art die „Theologie“ dieses Bücherschreibers und Panegyrikers war, zeigen die von Sueton gebotenen Proben. Oktavius sah von seiner Gattin Attia, der Mutter des späteren Kaisers Augustus, im Traum einen Strahlenglanz ausgehen, wie von der aufgehenden Sonne, und als er in Thrazien ein Orakel betreffs seines Sohnes befragte, schlug beim Opfer eine Flamme auf, die über das Dach bis zum Himmel aufstieg. In der nächsten Nacht sah er seinen Sohn angethan mit dem Gewand des Jupiters und auf dem Haupt die Strahlenkrone. Sollte das

Feuerkreuz des Konstantin mehr sein als jene feurigen Prodigien? Sueton schreibt ferner: „Als er nach Cäsars Ermordung in Rom einzog, zeigte sich plötzlich bei reinem hellem Himmel ein Zirkelreif, wie ein Regenbogen gestaltet, um die Scheibe der Sonne.“ — Vergleichen wir hiermit das Feuerkreuz des Konstantin, so haben wir eine bewufste oder unbewufste Kopie. Prodigien waren zur Beweisführung notwendig, sie wurden von der wundersüchtigen Menge verlangt und der Leichtgläubigkeit von den Panegyrikern, sei es in Poesie, sei es in Prosa geboten. Bisweilen bot sich in der Wirklichkeit ein Anhalt, wobei man das Wirkliche in Ausgestaltung, Umgestaltung, Vergrösserung und Ausschmückung für den jedesmaligen Zweck formte, und bot sich keine Wirklichkeit, so schuf die Phantasie eine solche, wobei das Gefühl für Unlauterkeit fehlte und meistens die Gewohnheit der Schmeichelei ihre Herrschaft zeigte. Wie sehr man das Kopieren verstand, zeigt z. B. Aurelius Victor, der in Erinnerung an Cäsar einen Kometen aufbietet, um den Tod des Konstantin zu melden, und wie notwendig Prodigien auch im christlichen Publikum geachtet wurden, haben uns die Panegyriken der Bischöfe Ambrosius und Gregor von Nyssa bewiesen.

Eusebius berichtet Konstantins Hochschätzung der Bischöfe. „Die Priester Gottes zog er an seinen Hof, weil er es für seine Pflicht hielt, den ihm erschienenen Gott auf alle Weise zu ehren.“ Er hatte sie auch auf Reisen gleichsam als Schutzengel bei sich und hielt ihre Gebete für wirksam, wobei wir an die im ersten Teil erwähnte Zauberwirkung der Gebete heidnischer Priester denken. Wir können nicht annehmen, dafs diese Umgebung den Konstantin zur Selbsterkenntnis gebracht hat. Wenn ein Eusebius diesen in Festreden ebenso vergöttlichte, wie Plinius in einer Prunkrede den Trajan, so hat die geistliche Umgebung des Konstantin sicherlich dasselbe gethan. Eusebius erzählt: „Ein Priester Gottes pries den Kaiser in seiner Gegenwart selig, weil er in diesem Leben die Alleinherrschaft besessen

und weil er in jenem Leben mit dem Sohn Gottes herrschen werde.“ [5] Dafs Konstantin unter solchen Einflüssen selbst an seine Gottesliebligschaft glaubte, also sich für würdig hielt, durch Wunder beglaubigt zu werden, ist erklärlich. Als alter Mann hielt er theologische Vorträge und redete oft mit Eusebius. Erst nunmehr erfuhr letzterer das Kreuzwunder. Also nicht früher, von keinem anderen? Wäre dasselbe Wirklichkeit und, wie er sagt, vom ganzen Heer geschaut worden, so hätte der am Hof so oft anwesende Eusebius dasselbe sicherlich von irgendeiner Seite erfahren und hätte es mit Erfolg in seinen Prunkreden benutzt. Was hat Eusebius sich von dem alten, redselig gewordenen Kaiser sagen lassen? Dürfen wir dem Eusebius unbedingt trauen, der den Konstantin zu einem Ausbund und Wunder der Tugend machte, während er doch seine blutigen Thaten sehr gut kannte? Wir sind gezwungen, ihm nicht zu vertrauen, auch dann nicht, wenn er von den Eiden des Kaisers redet. Gesetzt den Fall, der Kaiser habe solche Versicherung gebraucht, so denken wir an jene Eide vornehmer Römer, welche einerseits die Himmelfahrt des Romulus, anderseits die Himmelfahrt des Augustus als mit eigenen Augen gesehen bekräftigten. Gleich nach der Schlacht bei Ponte molle hielt der heidnische Prunkredner Nazarius vor Konstantin die nötige Prunkrede, die wir noch besitzen. Er sagt, Konstantins zum Gott gewordener Vater habe glänzende Heerscharen seinem Sohn bei obgenannter Schlacht als Hilfstruppen vom Himmel gesandt *). Wäre das Feuerkreuz Wirklichkeit gewesen, und hätte das ganze Heer dasselbe gesehen, so würde Nazarius anders geredet haben. Bei jenem Wunderkreuz handelt es sich auch nicht um eine — man weifs nicht wie — nach und nach gebildete Volkssage. Die Mutter jenes Kreuzes ist die damalige Wundersucht, der Vater ist Eusebius. — Rufinus,

*) Illi coelo lapsi, illi divinitus missi gloriabantur, quod tibi militabant.

welcher die Kirchengeschichte des Eusebius lateinisch überarbeitete, hat die konstantinische Kreuzgeschichte gar nicht erwähnt, legte ihr also keinen Wert bei. Er erwähnt nur, was auch Eusebius erzählt, dafs dem Konstantin Christus gleich nach jener Schlacht im Traum erschienen sei. Er befahl dem Kaiser, das Kreuzeszeichen nachzubilden und sich desselben als Schutzmittel bei einer Schlacht zu bedienen *). Wir sehen hier die echt heidnische Anschauung des Konstantin und des christlichen Bischofs Eusebius. Wunderkräftig waren die Feldzeichen der römischen Soldaten, wunderkräftig die Palladien, welche Rom, das altgläubige, besafs, und welche Augustus hoch ehrte. Solcher Wunderglaube ging mit Konstantin auf die Christenheit über und wurde unter den Schutz eines neuen Schirm-Gottes, Christus genannt, gestellt. Der heidnische von der Kirche vorgefundene Wunderglaube ward christianisiert, der alte Wein in einen neuen Schlauch gethan.

Das Wunderkreuz des Konstantin hat denselben Wirklichkeitswert wie die Wunder bei Auffindung des heiligen Kreuzes. Nach Eusebius geschah dies ohne Wunder, später fügte man solche hinzu, wir finden sie bei Cyrill, Chrysostomus, Rufinus, Theodoret. — Dieselbe Erfindungsgabe liegt bei der damals allgemein [6] verbreiteten Nachricht vor, dafs das aufgefundene heilige Kreuz sich an Umfang nicht vermindere **), mochten auch, wie Cyrill rhetorisch behauptet, Splitter desselben in der ganzen Welt verbreitet sein. Konstantins Wunderkreuz hat denselben historischen Wert wie jene berühmte Ampulla, welche bei der Taufe des Chlodwich im Jahre 496 zu Rheims ebenso vom Himmel niederschwebte, wie jenes Ancile, der Wunderschild, zum

*) Auch Brutus hatte einen Traum. Vor der Schlacht bei Philippi erschien ihm Cäsar. — Justinus behauptet in seiner ersten Apologie Kap. 62, Christus habe zu Moses geredet im feurigen Busch und ihm Wunderkraft verliehen.

**) Paulinus, ep. 31. Quae quidem crux, in materia insensata vim vivam tenens.

Numa Pompilius. Hinkmar, Bischof von Rheims, hat jenes Ampulla-Wunder erfunden.

Wunder erzähl' ich, das Wunder geschah. (Ovid.)

Jenes Wunderkreuz können wir in gewisser Hinsicht auch mit jenen Götterbildern vergleichen, die vom Himmel niederschwebten und die Wunderkraft des Schutzes für diejenigen bargen, welche sich als glückliche Besitzer derselben bezeichnen durften.

Mit dem Kreuzzeichen in der Hand erhub sich zu Rom die Statue Konstantins, der folgende Inschrift befahl: „Durch dies heilbringende Zeichen habe ich euch befreit und dem römischen Volk die alte Würde und den alten Glanz wieder hergestellt." Eusebius erzählt[7]: „Im Vertrauen auf Christi Hilfe liefs er das Kreuzzeichen vorantragen." „Dieses Zeichens unserer Erlösung bediente sich der Kaiser allzeit als Schutzmittel gegen jede feindliche Macht." Im kaiserlichen Palast war das Zeichen des Kreuzes als ein Schutzmittel, mit kostbaren Steinen geziert, an der Decke angebracht. Unter demselben wunderkräftigen Zeichen kämpfte Konstantius im Jahre 351 wider den Magnentius, Theodosius wider Eugenius, beide siegreich, ebenso benutzte König Oswald in Britannien das heilbringende Zeichen, König Chlodwich dagegen gab den Reliquien des heiligen Martin den Vorzug. „Er that, was dem Herrn wohlgefiel, darum gab ihm der Herr Sieg über seine Feinde." So meint sein Biograph Gregor, Bischof von Tours. Die Normannen in Sicilien verliefsen sich wie Konstantin auf Christus, den Allherrscher, nebenbei auch auf die Madonna, als Nachfolgerin der Pallas Athene, und in der Schlacht bei Lepanto gegen die Türken benutzte man als heilbringendes Zeichen den Rosenkranz. Augustin weist nach, dafs die Götter nicht im stande waren, die Menschen vor Verderben zu schützen, dabei nennt er eine Menge von Prodigien[8]. „Die Götter haben keinen Einfluſs auf die Entstehung und den Untergang der Reiche."[9] Konstantin hatte durch den

Erfolg bewiesen, daſs er in Christus den rechten, wunderkräftigen Schutzgott gefunden. Nach seinem Tode wurden Münzen geprägt, auf deren Kehrseite man den auf einem Wagen sitzenden Kaiser erblickte, wie er die Zügel des Viergespanns führte und von einer aus dem Himmel entgegengestreckten Hand in die Wohnungen der Seligen aufgenommen ward. Er fuhr gen Himmel wie Romulus, den das Gespann des Mars aufwärts führte, und der römische Senat versetzte ihn mit dem Titel Divus unter die Götter.

Crux pellit omne noxium, das Kreuz vertreibt jedes Unheil. Dies Wort des Prudentius, der im fünften Jahrhundert seine Hymnen dichtete, ist in der Zeit nach Konstantin die Grundmelodie, welche von allen Kirchenlehrern der alten Kirche in Lobreden und Wundermärlein variiert wird. Die Rhetorik des Chrysostomos [10] behauptet eine gewisse Allgegenwart dieses wunderwirkenden Zeichens, welches nach seiner Meinung wegen seiner Wunder die Gottheit Christi beweist. „Ich sehe es an den Kronen, an den Freien und Sklaven, an Priestern und Laien, auf den Plätzen, an den Thoren, auf dem Meer, an Waffen, Büchern, Kleidern, an den Menschen, an den Tieren, sehe es am Tage und in der Nacht. Was in Ägypten das Blutzeichen an den Thüren wirkte, wirkt jetzt das Zeichen des Kreuzes.“ Obenan steht seine Wirkung als Vertreiber der Dämonen. „Fugiunt crucem tenebrae“, sagt Bischof Gregor von Tours. Als Maximin sich mit Hilfe der Dämonen aus Opfertieren Rat holen wollte, ward die Zauberei durch das Kreuzzeichen zu nichte, wie Lactantius berichtet. Athanasius in seiner Schrift „De incarnatione“ versichert, daſs dies Zeichen alle Zauberkünste ohnmächtig macht. Der genannte Prudentius dichtete eine Hymne über die Macht des Kreuzes, und der Rhetor Endelichius in Rom schrieb damals ein Gedicht, welches dies Zeichen als Mittel gegen Krankheit der Schafe preist. Cyrillus, in seinen oft angeführten Katechesen, ist unermüdlich im Lob des königlichen Zeichens. Es vertreibt Dä-

monen, vernichtet Zauberei. Wenn Dämonen das Kreuz fliehen, so fürchten sie den, der den Kopf der Schlange zertrat. Auf diese Weise wird Christi Gottheit bewiesen. Die mächtigste Waffe ist das Kreuz. Das suchen die Panegyriker, wie Basilius, Ephraem, Chrysostomos, Augustinus zu beweisen [11]. Krankheiten werden durch dasselbe geheilt, nach Theodoret sogar Blindheit. Im achten Kapitel des zwölften Buches seiner Schrift „De civitate Dei" erzählt Augustinus unter vielen Wundern seiner Tage auch die Heilung einer gewissen Frau vom Brustkrebs, von dem er sagt, dafs er nach Aussage aller Ärzte unheilbar sei. „Kurz vor Ostern wird sie im Traum ermahnt, beim Taufbrunnen acht zu geben, und von der ersten Getauften, welche ihr entgegen käme, die kranke Brust mit dem Zeichen Christi bezeichnen zu lassen. Sie that dies und sogleich erfolgte Genesung." Infolge dringender Mahnung des Augustinus machte jene Frau dies Wunder bekannt. Die Leichtgläubigkeit jenes gröfsten der alten Kirchenlehrer liegt auf der Hand, ebenso sein Vertrauen auf die Reklame in Hinsicht des Wunderzeichens. Zu Anfang des erwähnten Kapitels schreibt derselbe: „Das Altertum nahm Fabeln an, auch wenn sie manchmal plump erdichtet waren." Als Schild des Glaubens (scutum fidei), als unsterbliches Heerzeichen (immortale vexillum) wird das Kreuz von Hieronymus bezeichnet und mit jenem werden alle Pfeile des Bösewichts ausgelöscht. Chrysostomus ruft aus in seiner XXI. Homilie: „Du weifst nicht, was das Kreuz bewirkte? Den Tod hat es beseitigt, die Hölle entwaffnet, des Teufels Macht besiegt, den ganzen Erdkreis auferweckt." Von der heiligen Euphemia ward behauptet, dafs sie durch den Kreuzzauber ein Rad spaltete, und in den nach Tertullian erdichteten Akten der St. Thekla heifst es, dafs sich diese durch jenen Zauber aus den Flammen rettete. St. Paulinus in Nola, St. Martin in Tours machten durch Anwendung des Kreuzes Löschanstalten überflüssig. Wo das Kreuz erscheint, da ist der Sieg gewiss.

Bereits oben erwähnten wir den Panegyrikus des Gregor von Nyssa auf Gregorius, genannt Thaumaturga, sowie das Wunder der Kreuzesmacht inmitten einer grausigen Dämonenscene. Dergleichen wiederholt sich. Gregor von Nazianz in seiner ersten Oratio contra Julianum erzählt, dafs dieser Kaiser durch einen Geisterbändiger in einen Tempel geführt sei, wo er sich plötzlich von Dämonen umringt sah. Entsetzt macht der Kaiser unwillkürlich das Kreuzeszeichen, und alle Dämonen verschwinden. Athanasius, im Leben des St. Antonius, läfst seinen Helden in ähnlicher Lage das gleiche Wunder vollbringen. Hieronymus, im Leben des St. Hilarion, weifs noch gröfsere Dinge zu berichten. Sein Held zeichnet drei Kreuze in den Sand und bringt dadurch eine Überschwemmung zum Stehen. Nach Gregor von Tours (De gloria Confessorum, cap. 17) vermochte Nicetas, Bischof von Trier, durch jene armatura Christianorum einen Sturm zu stillen. Ähnliche Wunder bringt Papst Gregor der Grofse seinen Lesern in seinen sogen. Dialogen[12], einem Seitenstück der Märchen aus 1001 Nacht. Der Bischof Cassius vertreibt einen Dämon aus dem Schildknappen des Totilas, ebenso hilft das Kreuz wider Vergiftung. Ein Jude herbergt zu Forli in einem alten Tempel und sieht um Mitternacht eine Schar Dämonen, die von ihrem Oberhaupt über ihre Thätigkeit befragt werden. Ein Dämon erzählt, dafs es ihm gelungen sei, den Bischof der Stadt zu den ersten Lastererregungen zu verleiten. Der Jude macht das Kreuzeszeichen, die Dämonen verschwinden, der Jude warnt den Bischof, und dieser entfernt seine Haushälterin. Gregor versichert, dafs diese Geschichte wahr sei, denn die Einwohner von Forli seien Zeugen. Derselbe erzählt (Dial. I, 1), dafs der Abt Onoratus einen Felsblock, der auf ein Kloster sich niederwälzte, durch das Kreuz zum Stehen brachte.

Eine Hauptrolle spielt dies Zauberzeichen in der bereits früher erwähnten altchristlichen Faustsage. Cyprian, der Zauberer, hatte die fähigsten Dämonen ausgesandt, um die

edle und schöne Christin Justina dem Aglais geneigt zu machen. Vergebens, denn

Sie wehrte mit dem Kreuzesbild allein
Des argen Feinds Geschosse siegreich ab.

Nachdem Cyprian die Macht des Kreuzes erkannt, das so Grofses wirken konnte, bekehrt er sich zum Christentum.

Siebentes Kapitel.

Märtyrer.

„Die Christen sind nicht Feinde des Menschengeschlechts, sondern des Irrtums der Menschen.“ So schrieb in voller Überzeugung Tertullian (gest. 220) in seiner Apologie des Christentums. Augustinus (gest. 430) hat ihn mit zwei bedeutsamen Worten widerlegt: Ecclesia tolerat — will sagen: Die Kirche sieht sich genötigt, heidnischen Irrtum zu dulden. Hätte Tertullian die Zeit des Augustinus geschaut, so würde er gesehen haben, daſs die Kirche mit heidnischem Irrtum befreundet war. Die Kirche hatte denjenigen Wunderglauben, den sie in ihrer heidnischen Umgebung vorfand, sich voll und ganz angeeignet, ihn in Fleisch und Blut verwandelt, so daſs die Heidenwelt im augustinischen Jahrhundert im kirchlichen Glauben leicht das ihr Verwandte und Bekannte zu erblicken im stande war. Wunderglaube hatte einst die Heroen in die Machtsphäre der Götter versetzt, Wunderbedürfnis hatte von ihnen das mannichfaltigste Eingreifen in den Naturlauf erwartet und erfleht. Mit Ende des vierten Jahrhunderts bot die Kirche in ihren vergöttlichten Märtyrern neue Heroen, und sagte, daſs man in ihnen Wunderhelfer in Wirklichkeit und Wahrheit besitze. Wenn Augustinus meint, man könne die Märtyrer „unsere Heroen“ nennen (X, 21) so will er nicht nur einen Vergleich anstellen, er will vielmehr die Heiden auf den

reichen Besitzstand der Kirche hinweisen und zum Eintritt in dieselbe einladen. Langsam und sicher bildete sich die neue Heroenlehre*).

„Christum, Gottes Sohn, beten wir an, aber die Märtyrer lieben wir auf würdige Weise, weil sie Jünger und Nachfolger des Herrn waren.“ So schrieb im zweiten Jahrhundert die Gemeinde zu Smyrna, nachdem sie den Märtyrertod ihres 86jährigen Bischofs Polykarp geschaut. Dann berichtet sie, dafs sie die Reste des verbrannten Leibes ehrenvoll bestattete. In diesem von Eusebius überlieferten Brief findet sich wohl der Ausdruck der Verehrung und Pietät, aber keine Spur von Vergöttlichung, Anrufung und Wundern. Die Apologeten des zweiten und dritten Jahrhunderts reden wohl von dem totüberwindenden Glauben der Märtyrer und hätten sicherlich ihre Wunder geltend gemacht, wenn dieser Wunderglaube damals Gemeingut der Kirche gewesen wäre, wie der Glaube an Wunderheilungen durch bevorzugte lebende Christen.

Als durch Konstantin die Märtyrerzeit zu einer abgeschlossenen Periode der Vergangenheit wurde, ward es anders. Der von der Kirche übernommene Wunderglaube verwandelte diese Periode in eine wunderreiche Heroenzeit, machte aus diesen Heroen persönliche Wunder, indem man sie in derselben Weise in die göttliche Machtsphäre versetzte, wie man dies einst bei hervorragenden Menschen, ebenso bei den Kaisern, gewohnt war und erwartete von ihnen dasselbe Wunderwirken, was die damalige Heidenwelt noch immer von ihren überirdischen Mächten erwartete. War von den Apologeten als Hauptmerkmal der Christen der Abscheu vor jeder Menschen- und Kreaturvergötterung betont, so verschwand diese Scheu nunmehr vollständig. Dasjenige, was das Heidentum unter Heroenehre und Apotheose verstand, ward den neuen Heroen zu teil. „Bei

*) Es ist nicht zu leugnen, dafs an die Stelle der olympischen Götter Christus und Maria inmitten der Heiligen traten. Hase, Kirchengeschichte I, 601.

Asiaten, Griechen und Syrern war zuerst die Sitte entstanden, Wohlthäter durch einen Kultus zu ehren," sagt Polybios, und Diodorus, wie wir im ersten Teil sahen, führt dies in seiner Geschichtsbibliothek allseitig weiter aus. Was die Lokalgötter der Heidenwelt gewesen, das sollten die neuen Heroen sein. Die heidnische Glaubensvorstellung seiner Zeit beschrieb Tertullian: „Die meisten sagen, die Gewalt der Oberleitung stehe bei einem Gott, die einzelnen Dienste geschähen durch viele." Man müsse auch diese Verwalter, Statthalter und Vorsteher (Untergötter) in gleicher Weise verehren. Er wufste nicht, dafs er mit diesen Worten denjenigen Glauben beschrieb, welcher nach Konstantin die Kirche allgemein beherrschte. „Wer sich öffentliche Verdienste erworben, ward unter die Götter versetzt und ihm göttliche Ehren zuerkannt." Mit diesen Worten nennt Augustin das Merkmal des Heidentums. „Zur Schmach des wahren Gottes werden falsche Götter und verstorbene Menschen verehrt, man dient ihnen mit Tempeln, Altären, Opfern und Priestern." (A. 18, 18.) „In den einzelnen Städten wurden die Seelen derer verehrt, welche sich im Leben als höhere Wesen gezeigt hatten." Noch stärker ist folgender Satz: „Rom beleidigte den wahren Gott, indem es für seine Schutzgötter Tempel, Altäre, Opfer, Priester einsetzte." Während Augustin so von den Heiden schrieb, sprachen kirchliche Dichter, wie Prudentius und Paulinus, der eine in Rom, der andere in Nola, die allgemein herrschende Volksanschauung von dem neuen himmlischen Hofstaat (aula coelestis), von den zur Himmelsehre gelangten wunderkräftigen neuen Heroen aus*). Der letztgenannte verstieg sich sogar zu einer sehr unchristlichen Behauptung: „Nachdem der allmächtige Gott den Menschen bildete, wagt es der Mensch, einen Gott zu bilden."**) Als Augustin

*) Vectur in aethereum honorem Roma Petro Pauloque potens. Mens pietate potens summi mens incola coeli.

**) Cum Deus omnipotens hominem formaverit olim
Audet homo formare Deum.

gegen die Menschenvergötterung der Heiden polemisierte, stand dieselbe in der Kirche längst in voller Blüte. Der in seiner Grabkapelle (Martyrion) mit Altar und Kultus verehrte Märtyrer war ein göttliches Wesen wie Äskulap, wurde wie dieser als Heiland (Sotēr) bezeichnet oder wurde auch wie ein platonischer guter Dämon gedacht*). Der Kultus vergötterter Menschen war in der Kirche zur Hauptsache geworden, und heidnischer Wunderglaube war die Triebkraft, welche diesen neuen Kultusapparat, wie in vorkirchlicher Zeit, in Bewegung setzte. Nicht nur die Masse des Volkes mit ihrem angetauften Christentum huldigte diesem gebieterischen Glauben, sondern auch die Kirchenleiter, welche in Wort und Schrift denselben förderten, unterstützt vom kaiserlichen Hof. Kaiser Julian (der Abtrünnige) hatte seinen Widerwillen gegen die „Aschenanbeter", seinen Abscheu vor dem Modergeruch der Reliquien nachdrücklich ausgesprochen, ohne indefs dazu berechtigt zu sein. Den Modergeruch der mit Wunderkraft versehenen Reliquien atmete genau ebenso jedes über den Resten eines Heros gebaute Heroon, wo das Totengebein als Unterpfand die Wunderhilfe sicherte. „Das Grab des Ödipus ist eine Wehr." Wenn der Heide ein Martyrion schaute, so fand er dort wieder, was sich in jedem Heroon verkörperte, auch dasjenige, was wir in des Sophokles Antigone lesen:

> Doch grofs ist der Ruhm der Geschied'nen fürwahr,
> Halbgöttergeschick zu gewinnen.

Selbst die Bauform des Martyrion erinnerte an den heidnischen Grabkapellenbau, wie neuerdings Funde in Syrien bewiesen haben. Vollkommen berechtigt war deshalb der Vorwurf, den Vigilantius wider die Kirche aussprach, berechtigt das Wort jenes Manichäers Faustinus: „Ihr habt die Götzen (idola) in Märtyrer verwandelt, die ihr mit ähnlichen Voten verehrt." **)

*) In diesem Sinn z. B. Eusebius praep. ev. XIII, 11.

**) Vertistis idola in Martyres, quos votis similibus colitis. Aug. contra Faust. XX, 4.

Solchen Vorwürfen gegenüber erhub Augustinus seine Stimme zur Verteidigung der Kirche. „Uns sind die Märtyrer keine Götter“ (de civ. Dei XXII, 10 und VIII, 27). Er wollte also nicht zugeben, dafs die Christen in dem „aberwitzigen, gottlosen Aberglauben“ der Heiden gefangen wären (XVIII, 24). Dabei geriet Augustinus in einen seltsamen Widerspruch. Er berichtet nämlich, dafs er über den damals aufgefundenen Reliquien des Stephanus einen Altar errichtet habe, also ein Martyrion. Ganz dieselbe göttliche Ehre hatte z. B. Ödipus nebst anderen unzählbaren Heroen. Während Augstin die Vergötterung der Märtyrer zu leugnen sucht, behauptet er, wie alle Kirchenväter, die Wunder derselben und erzählt davon eine Menge, die nach seiner Aussage meist unter seinen Augen geschehen waren*). Wenn die Märtyrer nun nach ihrem Tode, wie Äskulap, Wunder thun, so müssen sie doch in die Sphäre des Übermenschlichen und Göttlichen versetzt, d. h. vergöttlicht sein. Ein sanctus Protasius war ebenso ein Himmlischer, wie Äskulap, der gleichfalls das Prädikat sanctus hatte. Im zweiten Jahrhundert hatte der Rhetor Aristides, ein glühender Verehrer des Äskulap, die bei Marathon gefallenen, dort mit einem Altar geehrten Helden als Wächter, Heilande, Abwehrer des Übels bezeichnet, Namen, welche alle, wie der Kirchenhistoriker Theodoret beweist, den Märtyrer-Heroen von der Kirchensprache beigelegt wurden**).

Mit Beginn des fünften Jahrhunderts war das römische Reich mit bewährten Wunderstätten übersät. Wir nennen nur St. Petrus und Paulus in Rom, St. Jacobus in Spanien, St. Dionysus in Paris, St. Felix in Nola, sowie das

*) Augustinus war in Mailand anwesend, als dem Ambrosius im Traumgesicht die Stätte der Märtyrer Protasius und Cervasius gezeigt wurde, worauf sie eben dort gefunden wurde. Augustin war dabei, als in der Nähe jener Reliquien bei einer Prozession ein Blinder sehend wurde.

**) Retter der Seele und des Leibes, Ärzte, Wächter, Städtebeschützer, göttliche Menschen, Athleten. Theodoret disp. 8.

Wundergrab des reisigen St. Martin, eines Nichtmärtyrers in Tours.

Dem Wunderglauben und der Wundersucht jener Zeit kam man bereitwillig entgegen, nämlich durch Auffindung von Reliquien, wobei man die Auffindung der Gebeine des Theseus und anderer Heroen kopierte. Hatten die Heiden letztere durch göttliche Offenbarung gefunden, so machten es die Christen jetzt ebenso. Wir haben früher gesehen, wie der Bischof Ambrosius in dieser Hinsicht ein Beispiel gab. In einem Brief an seine Schwester schrieb er damals, daſs die von ihm gefundenen Gebeine durch ihre Gröſse an die Heroenzeit erinnerten. Man entdeckte die Reliquien des Timotheus, Titus, Lukas, Andreas u. s. w., und später war St. Eligius von Noyon im Fach der Entdeckung berühmt. Solchen Schatzgräbern waren auch Nichtmärtyrer willkommen, und als man den heiligen Samuel gefunden hatte, war derselbe nicht weniger wundermächtig, als die Märtyrer.

Wenn wir nach den Kategorien der Wunder fragen, als deren Schauplatz die Martyrien der kirchlichen Heroen von allen Kirchenlehrern bezeichnet wurden, so bietet sich als ein locus classicus das achte Kapitel im XXII. Buch de civitate Dei. Als Endergebnis seiner Darstellung bezeichnet Augustinus im zehnten Kapitel: „So werden die Wunder der Götter durch die Wunder der Märtyrer besiegt.“ Wunder also sollten den Heiden die Überlegenheit des Christentums beweisen. Wie viel Wahrheit und wie viel Dichtung ist in diesem Beweis enthalten? Er erzählt von einem Martyrion, in welchem ein Besessener schnell von seinem Dämon befreit ward, ein Wunder, welches bei einer Jungfrau in Hippo durch heiliges Öl bewirkt wurde. Derselbe erzählt von den durch die Reliquien des heiligen Stephanus bewirkten Wundern. Eine Blinde wird sehend, ein Bischof Lucillus ward von einer Fistel und zwar plötzlich befreit, und als man jene Reliquien zum Bischof Possidius brachte, verschwand dessen Steinübel. Als er

starb, ward er durch die in der Kapelle des genannten Märtyrers befindliche, auf ihn gelegte Tunica auferweckt, Blumen vom Altar desselben, unter das Bettkissen des Heiden Martialis gelegt, brachten letzteren zur Taufe. Ein unter Wagenrädern getöteter Knabe kehrte durch jene Reliquien ins Leben zurück. Das Kleid einer Toten, mit den genannten Reliquien in Berührung gebracht, erweckte dieselbe. Durch das Öl des erwähnten Märtyrers geschah dasselbe Wunder an dem Sohn des Steuerbeamten Irenäus. Viele reisten nach Hippo, dem Bischofsitz Augustins, wo sich jenes Martyrion befand, weil eine Vision sie zur Reise gemahnt hatte. Die mit Krebs behaftete Innocentia erfährt durch einen Traum, dafs das Kreuzeszeichen sie heilen wird. Augustin hat mit der geheilten Frau geredet und sie veranlafst, alles bekannt zu machen. Ein Ausländer hatte in der Kapelle des heiligen Stephanus durch Offenbarung das Mittel erfahren, welches sein Podagra heilte. Augustin betont, dafs solche staunenswerten Wunder unter seinen Augen geschahen, und fügt hinzu, es würde viele Bücher füllen, wollte er alle Wunder beschreiben. Sehr ausführlich beschreibt Augustin eine in seiner Gegenwart durch die genannten Reliquien unter dem Jauchzen des Volkes geschehene Wunderheilung an drei Personen, die er in der Kirche mit einer Ansprache dem Volke vorstellt. „Der Jubellärm war so grofs, dafs es unsere Ohren kaum aushalten konnten.“ Im neunten Kapitel läfst er es dahingestellt, wie die Wunder der Heiligen zu stande kommen, ob durch die Geister der Märtyrer, ob durch die Bitten und Vermittelung der letzteren. Im folgenden Kapitel sagt derselbe bestimmt: „Gott wirkt an den Gedächtnisstätten der Märtyrer Wunder auf Bitten der letzteren und durch ihre Vermittelung.“

Wir sehen, dafs es sich, wie bei den Heiden, am meisten um Wunder der Heilung handelt. Um indefs dem Äskulap nicht nachzustehen, werden auch Totenerweckungswunder angeführt. Erscheinungswunder hat Augustin nur in den Visionen angedeutet. Anderswo werden sie be-

richtet. Orosius, Zeitgenosse Augustins, berichtet eine Erscheinung des St. Ambrosius, Cäcilia erschien, St. Felix zeigte sich den Bewohnern Nolas. Auch Geburtswunder werden angeführt, wenn z. B. Theodoret versichert, dafs ein Heiliger einem unfruchtbaren Weibe auf ihr im Martyrion geschehenes Flehen Kindersegen zu teil werden liefs. Rettungswunder wurden den Heiligen selbst bei ihren Lebzeiten zu teil, z. B. der heiligen Thekla, nach ihren schon von Tertullian als erfunden bezeichneten Akten. Schutzwunder waren durch Reliquien verbürgt. Die Einwohner Antiochias wollten die Gebeine Simeons des Styliten als Schutz und Wehr behalten, wie uns Theodoret (gest. 457) in seiner „Philotheos historia" berichtet. Auch an Prodigien fehlte es nicht, durch die vonseiten des Himmels zu den Menschen geredet werden sollte. Beispiele bringt Eusebius im Bericht von den Märtyrern Palästinas. Als man den Märtyrer Aphianus ins Meer geworfen hatte, entstand eine solche Erschütterung im Meer und in der Luft, dafs die ganze Stadt erbebte, zugleich warf das Meer den Leichnam vor die Thore der Stadt*). Bisweilen ward auch das Ende eines Märtyrers durch Wunder verherrlicht. Eine Stimme vom Himmel tröstete den Polykarp, eine Taube entflog seinem Leichnam. So sagte später die Lobrede, welche den bekannten Adler eines kaiserlichen Scheiterhaufens durch die Taube ersetzte.

Als Beweise für die Wunder konnte man schon die Martyrien mit ihren Altären und ihrem Kultus betrachten. Um die Ehre eines Heros handelte es sich, aber so, dafs man als Gegengabe die Wunderwirkung desselben erwartete. Deutlicher war in den Martyrien der Beweis durch Bilder. Im Tempel des St. Theodor waren im Bilde die Heldenthaten dieses Märtyrers, sowie seine selige Vollendung dar-

*) Bei einer besonders grausamen Christenverfolgung in Skythopolis vergossen die Säulen einer Halle Thränen. (Eusebius, Märtyrer Palästinas, Kap. 9.)

gestellt. So bezeugt Gregor von Nyssa in seinem bereits erwähnten Panegyrikus. In Hymnen sang man von den Thaten und Wundern jener Heroen. „Hymnen, Psalmen und Lobreden werden den Märtyrern zuteil, wobei nicht der Duft des Weihrauchs verlangt wird.“ Das war dieselbe hohe Ehre, die auch Konstantin (nach Eusebius) [1] erfuhr. Als der hochselige Vater Konstantins starb, ward er durch Fest- und Lobgesänge geehrt.

Beweise für die an den Kultusstätten der Märtyrer geschehenen Wunder lieferten die in den betreffenden Kirchen vom fünften Jahrhundert an allgemein üblichen Weihegaben, Nachbildungen geheilter Gliedmafsen. Somit bediente sich die Kirche desselben Beweises, den wir bei den Heiden gefunden haben, und wir brauchen hier nur an die Strophen des Tibullus zu erinnern:

> Jetzt steh' Göttin mir bei, denn so manches Wundergemälde
> Deines Tempels bezeugt, dafs du zu helfen vermagst.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts hatte Cyrill zu Jerusalem in seinen Katechesen die Weihegaben der Heiden sowie ihre Amulette als Gebilde des Satans bezeichnet. „Ecclesia tolerat.“ Um die Massen zu gewinnen, gab sie nach, und im fünften Jahrhundert füllten sich die Kirchen mit den Voten, den Beweisen der Wundermacht göttlicher Märtyrer. Hierzu kam ein aktenmäfsiger Beweis.

Schon vor Konstantin bestand der Brauch, an den Todestagen der Märtyrer Berichte über ihr Leben und Sterben vorzulesen. Solche aktenmäfsig verwahrten Nachrichten gingen in der letzten Verfolgung meistens verloren. Nach Konstantin wurden sie wieder hergestellt, neue hinzugefügt und ältere Dokumente vielfach immer wieder überarbeitet. Augustinus sagt im achten Kapitel des XXI. Buches seiner Schrift de civitate Dei, er habe als Bischof angeordnet, die durch Reliquien des heiligen Stephanus in seiner Nähe geschehenen Wunder behufs öffentlicher Vorlesung aufzuzeichnen. Er fügt hinzu: „Auch in unserer Zeit geschehen Wunder, welche den alten ähnlich

sind.“ So entstand eine neue Wunderlitteratur, an heiliger Stätte vorgelesen und durch Abschriften verbreitet. Es waren nicht mehr kurze Berichte (Martyrologien), sondern meist ausführliche, sogenannte Passionalien. Volksschriften waren es, eine Romanlitteratur der Wunder, welche nicht die Darstellung der Wirklichkeit im Auge hatte, sondern der Erbauung dienen wollte. Solche Erzählungen genossen ein um so gröfseres Ansehen, je mehr sie von Wundern angefüllt waren. Die späteren Griechen hatten die Bezeichnung „Menaion“ und verstanden darunter solche Kirchenbücher, in denen sich auch die Wunderberichte rücksichtlich der Märtyrer befanden. In den Kirchen griechischer Sprache hatte man sogar Sammlungen mit Lobreden auf die Heiligen zur Benutzung für den Klerus*).

Als Reklame für die Wunderstätten der kirchlichen Heroen dienten die Berichte der Lobredner, welche die in den obgenannten Berichten enthaltenen Stoffe zur Freude und Erbauung der Hörer mit rhetorischer Kunst nach heidnischer Weise gestalteten. Die alte, mit neuem Firnis angestrichene Palästra öffnete sich dem Wettbewerb christlicher Prunkredner. Früher haben wir die Rhetorik zweier Bischöfe kennen gelernt und verweisen heute nur auf zwei andere kirchliche Gröfsen, Gregor von Nazianz und Basilius. Wenn wir in ihren Reden z. B. vom Märtyrer Mamas hören, wie er die unglaublichsten Rettungswunder erfährt, wie er die Erde spaltet und schadlos im Feuerofen weilt, so fragt der Leser: Wie viel kommt auf Rechnung des erfinderischen Rhetors, und was bleibt übrig für den der Wahrheit dienenden christlichen Würdenträger? Tatian, der Schüler des Justinus Martyr, wendet auf die heidnischen Rhetoren eine Strophe des Aristophanes an: „Es sind Schwätzerschulen der Schwal-

*) Am vielseitigsten sind vielleicht die Wunder des St. Nikolaus, dessen Reliquien später als Raubgut nach Bari in Italien gelangten, wo sie noch heute ihre Wunder fortsetzen. Er stillte Stürme, vermehrte Getreide, liefs (wie heute) Balsam aus seinem Gebein entquellen.

ben.“ Er fährt fort: „Eure Redekunst zielt auf Unrecht und Verleumdung, ihr habt eure Redefreiheit verkauft, was heute Recht ist, nennt ihr morgen Unrecht.“ — In der Satire Lucians: „Timon der Menschenhasser“ malt uns der genannte in der Person des Dineas die Verlogenheit und Schmeichelei heidnischer Rhetoren. Im Leben des Peregrinus bietet Lucian rhetorische Proben. Paulinus, ein Freund des Ambrosius und Augustinus, kam aus Spanien nach Nola, angelockt durch den Ruf des dort befindlichen Wundergrabes des St. Felix. Zum Bischof erwählt, verfaſste er eine Sammlung episch-lyrischer Gesänge zum Lobe seines genannten Schutzheiligen. Er schildert die Pracht der von ihm über dem Grabe erbauten Basilika, er singt und sagt von Rom, welches durch St. Petri Reliquien mit Wunderkraft versehen sei, er rühmt von Konstantinopel, daſs seine Mauern sich des Wunderschutzes apostolischer Körper erfreuen. Zahlreiche Verse erinnern uns an die Heroen des Heidentums, sowie an manche uns bereits bekannte Strophen:

Heroen ihr, die göttlich uns geleitet. (Äschylos.)

Das Grab des Ödipus ist eine Wehr. (Sophokles.)

Paulinus besingt die Wunder des St. Felix, wodurch Nola verherrlicht wird, und wir erinnern uns an den Ruhm von Epidauros, welcher auf den Wundern des Äskulap beruhte, wir gedenken an Theben, welches durch die Wunder des Dionysos-Bakchos verherrlicht wurde, wir erinnern uns an Pindars Hymnen, der den Wunderruhm mancher Stadt besang. Paulinus war Rhetoriker und benutzte die erlernte Kunst, indem er die Leser durch Wunder zu erbauen und zu erfreuen bestrebt war. Licht geht aus vom Gebein des Felix, dessen mächtiger Geist noch darin waltet; kranke Menschen, auch Besessene, nicht minder Tiere, finden an dieser Wunderstätte Heilung; ein Bauer, dem man seine Ochsen stahl, findet dieselben durch Hilfe des St. Felix wieder, wie Saul seine Eselinnen, „und so wird durch stumme Tiere die Ehre Christi gepriesen“. Ebenso erlebte

Felix an seiner Person bei Lebzeiten Wunder, denn er besafs die Gabe der Weissagung und erfuhr Wunderrettung. Auch sein Tod ward durch Wunder verherrlicht, wie bei einem Gotteslieblíng, nach heidnischer und altkirchlicher Anschauung natürlich. Nach seinem Tode erschien er den Nolanern, ein Wunder, welches uns an die Erscheinung des Apollonios von Tyana, sowie an alle jene Götter- und Heroen-Erscheinungen erinnert, die wir früher erwähnten. Auch Augustinus, in seiner Schrift von der Fürsorge für Gestorbene, erwähnt die Wunder des St. Felix und sagt, sie seien Beweise seiner Frömmigkeit*). Er steht also auf einer Linie mit Pythagoras, Apollonios von Tyana und anderen Heroen, die aus demselben Grunde mit Wunderkraft ausgestattet waren. Ein solcher Vergleich kommt freilich dem Paulinus nicht in den Sinn, ebensowenig anderen Panegyrikern, wenn sie ihren Heroenheiligen dieselben Wunder andichten, welche bereits zum Ruhm heidnischer Heroen gedient hatten.

Als Bestätigung kirchlicher Prunkreden, sowie als Quelle ihrer Schilderungen diente eine biographische Wunderlitteratur, die vorzüglich am Wundergrabe St. Martins, Bischofs in Tours, zu einem stattlichen Baum heranwuchs. Sulpicius Severus, vornehmen Standes, in Rhetorenschulen gebildet**), vertrauter Freund des genannten im Jahre 400 gestorbenen St. Martin, der aus einem Reiteroberst ein Mönch, dann Bischof geworden war, umgab sich mit einem Kreise mönchischer Asketen, dem auch der erwähnte Sulpicius angehörte, der gleich nach dem Tode St. Martins dessen Biographie herausgab, die in der damaligen Christenheit weite Verbreitung und allgemeine Anerkennung fand. Paulinus, der obgenannte Bischof in Nola, preist im elften seiner Briefe den heiligen Martin selig, weil er einen so

*) Tot pietatis suae argumenta.

**) Am bigotten Hof zu Konstantinopel wurden die kaiserlichen Prinzen doch in heidnische Bildung eingeführt. (Athenagoras 53).

ausgezeichneten Biographen gefunden. Im ersten Kapitel sagt Sulpicius, die Lektüre vom Heroentum des Hektor biete keinen Vorteil, es sei deshalb seine Absicht, das wahre göttliche Heroentum darzustellen, wie dasselbe im heiligen Martin sich offenbarte. Er bittet seine Leser, zweierlei zu bedenken, zunächst, daſs er nicht nach Weise der Rhetoren schreibe, ferner: „Ich bitte die Leser dringend, meiner Schrift Glauben zu schenken, denn ich habe nur Gewisses und Erwiesenes geschrieben.“ Ganz dasselbe behauptete der Rhetor und Sophist Philostratus, als er unter Berufung auf sichere Quellen das Leben des göttlichen, gottgeliebten Apollonios von Tyana herausgab. Im XXIV. und XXV. Kapitel beruft sich Sulpicius auf St. Martinus, sowie auf zuverlässige Augen- und Ohrenzeugen und im letzten Kapitel lesen wir: „Ich trage in mir das Bewuſstsein, daſs ich durch glaubwürdige Thatsachen zum Schreiben veranlaſst bin, und daſs ich Bekanntes und Wahres berichtet habe.“ In 27 Kapiteln bietet Sulpicius keineswegs eine Biographie, sondern eine Sammlung von Wundern, wodurch der göttliche Martinus sich als einen apostolischen Mann offenbarte. Aus einer Unzahl von Wundern will Sulpicius nur einige auswählen. Vielfach sind es Krankenheilungen. Geweihtes Öl, sowie Teile seines Obergewandes wirken dabei wunderkräftig, und offenbar will Sulpicius beweisen, daſs Martins Wunder nicht geringer sind als die apostolischen, von denen es in der Apostelgeschichte heiſst, daſs Kleidungsstücke Pauli Wunder solcher Art bewirkten. Martinus besitzt die Gabe der Weissagung, Inspiration und Visionen werden ihm zu teil, zu den gewöhnlichen Wundern gehört bei ihm die Austreibung der Dämonen, bisweilen unter schwierigen und seltsamen Umständen, wobei Erscheinungen böser Geister und Gespräche mit ihnen vorkommen. Zwei Totenerweckungen hat der Heilige vollbracht (wobei offenbar der Bericht 2 Kön. 4, 35 betreffs des Propheten Elisa kopiert wird), — wiederholt erfährt er sichtbare Engelshilfe, und das von ihm benutzte Kreuzeszeichen hat die

Kraft, einem fallenden Baum die entgegengesetzte Richtung zu geben.

St. Martin ward zum himmlischen Schutzpatron der Franken. Chlodwich als Christ fand seine Leistungen gut, aber kostspielig, und benutzte die zauberkräftige Mönchskappe desselben als bewährtes Palladium. An St. Martins Wundergrab hielt von 573 an Gregor die bischöfliche Wacht und hat schon vor dem Ergreifen des Bischofsstabes seine Schrift über die Wunder des St. Martin herausgegeben. „Wir danken Gott, der sich herabgelassen, uns einen solchen Arzt zu schenken.“ Wenn Gregor so redet, so erinnert er, ohne es zu wissen und zu wollen, an Äskulap, den Heiland und Arzt. Gregor legt das offene Geständnis ab, dafs er keine klassische Bildung empfangen*), er nennt sich hinsichtlich seiner Geistesbildung bäuerisch (rusticanus), meint aber, dafs, wenn Bileams Eselin geredet habe, solches auch ihm möglich sei, und zwar zum Ruhm des obgenannten Wundergrabes. Tagtäglich geschehen dort nach seiner Aussage Wunder (virtutes), mit denen Gott diese Stätte verherrlicht. Er will nur solches berichten, was er entweder selbst gesehen oder von glaubhaften Zeugen gehört. — In seiner Schrift de gloria confessorum, wo er andere Wundergräber preist, giebt er die Versicherung, dafs er keine Fabeln schreibe und von rhetorischer Kunst nichts wisse. Zweihundert und sechs Mirakel berichtet er von St. Martins mit prächtiger Basilika überwölbten Heroengrab. Schon die Berührung desselben richtet Lahme auf, giebt Blinden das Gesicht, den Stummen die Sprache**). Öl, Wachs und Staub von dieser Stätte üben denselben Zauber, heilen Krankheiten bei Menschen und Tieren, selbst das Glockenseil, selbst Vorhänge leisten ähnliche Dienste. Dämonen fahren aus Besessenen, Tote erstehen zum Leben, und oft

*) Non imbutus artibus liberalibus, nec litteris liberalibus eruditus.

**) Ähnlicher Bericht bei Gregor in seiner verdienstvollen Historia Francorum II, 37 und III, 8.

wird die Kirche von überirdischem Glanz erhellt. Ein Zeitgenosse des genannten Gregor von Tours war der Kirchenhistoriker Evagrius, der mit unbegrenzter Leichtgläubigkeit seiner Phantasie Freiheit gewährt und zahllose Reliquienwunder und andere „virtutes“ erzählt, vom Blutwunder der Euphemia an bis zum Stern, der über dem Säulenheiligen Simeon glänzte.

Der Grenzstein der alten Kirche bildet die Person des römischen Bischofs Gregor I., Magnus, der nebst Augustinus, Ambrosius u. a. als Doctor ecclesiae bezeichnet wird. Wir haben es hier einzig und allein mit seinem Wunderglauben zu thun. Seine vier Bücher Dialogi sind eine Wundersammlung, wie wir sie bereits bei Sulpicius kennen gelernt. In Hinsicht der in seinen Briefen berichteten Reliquienwunder bezeichnet er einen gewissen Höhepunkt. Er hat dem Begriff „Reliquien“ die denkbar gröfste Weite gegeben und in demselben nicht nur Splitter vom heiligen Kreuz sondern auch Feilspähne von den Ketten Petri? Wir besitzen seine Briefe, mit denen er diese wundermächtigen Gaben an fürstliche Personen sandte. Auch die durch Berührung des Petrusgrabes zauberkräftig gewordenen Schlüssel gehören zu solchen Geschenken in einer Zeit, welche geweihte, goldene Rosen noch nicht kannte. Hase in seiner Kirchengeschichte sagt: „Es ist nicht immer erklärlich, wie Gregor manche Wundergeschichten, die er als selbsterlebt erzählt, selbst geglaubt haben könne.“ Ferner urteilt Hase: „Gregor I. hat es mit der Wirklichkeit des von ihm erlebten Wunderbaren zu frommen Zwecken nicht allzu genau genommen.“ Mit beiden Sätzen wird auf einen Brief Gregors an die Kaiserin Konstantina gezielt*), welche die Übersendung der Reliquien Petri und Pauli gewünscht hatte. Gregor schrieb an diese Majestät, dafs bei einer versuchten Entführung jener Sacra fürchterliche Schreckwunder geschehen seien und dafs solche Prodigien jedesmal geschähen,

*) Buch IV, Brief 30.

wenn man diesen Reliquien zu nahe komme. Die Kaiserin glaubte, und Rom behielt jene heiligen, wunderkräftigen Unterpfänder. Wir vermögen nicht zu erkennen, warum Hase sich auf Gregor I. beschränkt, sein Urteil hat auch in Hinsicht vieler anderer altkirchlicher Führer Geltung, es gilt von jener Periode überhaupt, eine Thatsache, die beides enthält, eine Anklage hinsichtlich des Zeitalters, eine Entschuldigung hinsichtlich der Kinder jener Zeit. Strenger als Hase urteilt ein französisches Sprichwort: Il faut mentir quand on est évêque.

Stand Gregor hinsichtlich der Wunder auf Seiten seiner Zeitgenossen, so überragte er doch hinsichtlich einer einzigen Wunderart seine Zeit, wir meinen die Bilderwunder, deren Bedeutung im Heidentum wir kennen lernten.

Minucius Felix liefs einen Heiden den Vorwurf aussprechen: Warum haben die Christen keine Altäre, keine Tempel, keine bekannten Bilder? *) Hierauf erhebt der Christ den Vorwurf, dafs Heiden die geweihten Bilder vergöttlichter Menschen anflehen und verehren (orare et publice colere). Gegen die Bilderverehrung der Götter und vergöttlichten Menschen richteten sich strenge Verbote der nachkonstantinischen Zeit. Der codex Theodosianus bezeichnet sie als wahnsinnig (sensu carentia simulacra). Die Zeit Gregors zeigte weitverbreitete Bilderanbetung, welche auf dem von den Heiden übernommenen Glauben an das in Kultusbildern vorhandene wunderkräftige Leben beruhte. Bischof Leontios von Cypern, Zeitgenosse Gregors I., wollte sogar das Wunder des Blutschwitzens bemerkt haben. Nach Weise der Heiden wollte man auch direkt vom Himmel geschenkte Bilder besitzen. In seinen Briefen an Bischof Serenus verbietet Gregor I. jede Bilderanbetung, will aber die Bilder in den Kirchen als Anschauungsmittel erhalten [2].

*) Cur nullas aras habent, templa nulla, nulla nota simulacra?

Achtes Kapitel.

Mönchtum.

Eine neue an Umfang stets wachsende Wunderwelt boten die Einsiedler und Mönche, die tonsa sanctitas (Augustinus). Der ältere St. Nilus, Staatsbeamter in Konstantinopel, dann Einsiedler am Sinai zu Ende des vierten Jahrhunderts, hat das Verderben des Mönchlebens, Hochmut und Heuchelei, aufgedeckt, aber auch die Tugenden und segensvollen Wirkungen mancher Asketen hervorgehoben. Die Gefahr für letztere beruhte in der Bewunderung, welche ihnen von hoch und niedrig, namentlich von allen Kirchenlehrern, entgegenkam. Als der Einsiedler Macedonius den kaiserlichen Kommissären in Antiochia begegnete, stiegen letztere vom Pferde, umfaſsten seine Kniee und vernahmen in Ehrfurcht sein Wort. Der Säulenheilige Simeon ward als ein halbgöttliches Wesen betrachtet, und selbst Fürsten hörten mit Ehrfurcht sein Wort. Einsiedler und Mönche galten als höhere Wesen, man suchte sie auf und bewunderte ihr „engelgleiches“ Leben.

Als mit Konstantin das Heroentum der Märtyrer aufhörte, bot das Mönchtum eine neue Reihe von Heroen, bei denen Wunder als selbstverständliche Sache angesehen wurden. Die christlichen Einsiedler standen also jenen Wundermännern nicht nach, welche uns Philostratus im Leben des Apollonios schildert. Durch eigene Phantasie und durch

Volksglauben waren christliche Einsiedler Wunderthäter. Kranke am Geist oder am Leib suchten bei diesen Gottesfreunden Heilung, die Gebete derselben besafsen eine Wundermacht und waren im stande, selbst den Unfruchtbaren Nachkommen zu schaffen. Bei den Heiden war die Heroenzeit mit ihren Wundern eine vergangene, die Kirche erlangte einen Triumph über das damalige Heidentum, indem sie auf lebende, wunderwirkende Heroen verwies. Das Leben dieser „engelgleichen“ Asketen war an Wundern reicher als das eines Pythagoras oder Apollonios. Heutige Historiker brauchen den Ausdruck: „Wüstensage“. Man schreibt: „Die Wüstensage hat dem St. Macarius (gest. 390) allerlei Wunder, sogar Totenerweckungen zugeschrieben.“ Man schreibt: „Nach der Wüstensage verrichtete der Eremit Sabba im vierten Jahrhundert viele Wunder.“ Handelt es sich aber nur um Wüstensagen? Man darf nicht vergessen, dafs jene bewunderten Asketen in den meisten Fällen aus niedrigen Ständen herkamen. Dies behauptet z. B. Augustinus. Er sagt, dafs die Mönche sich aus den Reihen der Sklaven, Bauern, Handwerker, Tagelöhner rekrutierten. St. Nilus klagt, dafs mancher sich als Abt brüste, der gestern noch Wasserträger war, und Isidorus von Pelusium berichtet, dafs Hirten und Sklaven Klöster stifteten. Er schreibt: „Es sind Scharen nicht von Mönchen, sondern von lauter Fechtern.“ Die Bewunderung der Menschen, eigener Hochmut und Phantasie machte solche Asketen zu Wunderthätern. Betrug fehlte natürlich nicht. Zum Teil vermehrten sich die Mönche auch aus Scharen von Kindern, die nach der Regel des Basilius erzogen wurden. Er verfügte, dafs man dieselben mit der Bibel bekannt mache, indem von ihnen statt der Mythen die Erzählungen der Wunder in der Bibel auswendig gelernt würden.

Was wir von dem Mönchtum sagten, bezog sich auf den Orient. War es daselbst eine den Glanz der siegreichen Kirche erhöhende Erscheinung, so galt es, im Abendland dieselben Erfolge durch Einführung des Mönchtums zu er-

zielen. So entstand eine Litteratur, welche, beim Lob jenes „engelgleichen“ Lebens, dasselbe als die Quelle glänzender Wunder schilderte. Mit den abenteuerlichsten Wundermärlein angefüllt, sollten jene Schriften der Erbauung dienen, und vielfach wird heutzutage gesagt, es seien jene Schriften „phantasievolle Bearbeitungen geschichtlicher Stoffe“, wobei es gleichgültig bleibe, wieviel man auf Rechnung der Schriftsteller oder der Überlieferung zu setzen habe. Legendenhafte Ausschmückung, wundergläubige Phantasie wird als Entschuldigung angeführt.

Solche und ähnliche Sätze genügen nicht, um die mannigfaltigen, zahllosen, für Wirklichkeit angesehenen Wunder der Einsiedler und Mönche in das rechte Licht zu stellen. Ihnen allen liegt ein heidnischer Glaubensgedanke zu Grunde, und erst dieser bietet den rechten Schlüssel zum Verständnis. Alle Menschen, welche sich durch ausgezeichnete, vielleicht gar übermenschliche Tugendleistungen auszeichnen, stehen als Gottesfreunde und Gottgeliebte unter Spezialschutz göttlicher Macht und erfahren in ihrem Leben das wunderbare Eingreifen der letzten zu ihrem Wohl. Manche solcher Gottesfreunde erhalten als höchsten Beweis göttlicher Huld die Gabe mannigfaltiger Wundermacht. Es giebt also zwei Arten der Gottesliebhaber, von denen die einen durch erfahrene Wunder, die anderen durch letztere sowie durch gethane Wunder sich als solche Günstlinge erweisen. Zur ersten Art gehörte z. B. Augustus, der verdienstreiche Restaurator des Kultus. Was der religiöse Glaube über ihn hinsichtlich spezieller Himmelsgunst aussagte, übertrug die Kirche auf Konstantin. Eusebius, im Leben Konstantins, nennt diesen einen glänzenden Morgenstern, Herold der wahren Religion, Lehrer der Religion für alle Völker, der durch sein gottesfürchtiges Leben der ganzen Menschheit ein Beispiel gab, wobei er sich als Gottes Liebling stets dessen Wunderbeistands erfreute, auch stets durch unmittelbare göttliche Eingebung geleitet wurde. Theodosius, Vernichter der Göttertempel, erlebte ebensolchen Wunder-

beistand. Als die Scythen über die Donau kamen, geschah unter Kaiser Theodosius ein ähnliches Rettungswunder wie damals, als Delphi vor der Wut der Barbaren geschützt wurde. Theodoret [1] schildert in seiner Kirchengeschichte dies Wunder. Selbst der heidnisch rohe, blutgierige König Chlodwich, der die Orthodoxie beschützte und Kirchen beschenkte, war, nach Anschauung des Bischofs Gregor von Tours, ein Gottesliebling, der da that, was dem Herrn wohlgefiel, und dafür dieselbe Wunderhilfe erfuhr, wie Augustus und Konstantin. Auf der andern Seite benutzen, nach heidnischer Anschauung, die Götter ihre Wundermacht zur Ausübung ihrer Rache an denen, welche ihnen Ehre entziehen. Auch diese Anschauung ward Eigentum der Kirche, wie die Urteile aller Kirchenleiter beweisen. „Der Untergang seiner Feinde hat den Beweis geliefert, wie sehr sie sich Gottes Hafs zugezogen", so urteilt Eusebius in Hinsicht des Gottesliebligs Konstantin [2]. Sokrates schrieb in seiner Kirchengeschichte der kaiserlichen Prinzessin Pulcheria, Schwester Theodosius II., göttliche Inspiration zu. In diesem Sinn konnte ein Athanasius über den Ketzer Arius richten. Die Geschichte vom Tode des Arius ist dem biblischen Bericht vom Ende des Judas nachgebildet: Vorüberstürzend barst er mitten entzwei, wie geschrieben steht. „So geschah etwas Wunderbares", schreibt Athanasius, nachdem er obiges brieflich berichtet hat, und sagt, dafs der Herr selbst gerichtet habe. (Theodoret, Kirchengeschichte I, 13.) Derselbe Theodoret mutmafst mit anderen, dafs ein Engel mit dem Schwert den Christenfeind Julian getötet habe. Ob Mensch, ob Engel, sicherlich that er es als Gottes Diener.

Zur obgenannten zweiten Kategorie der Gottesliebliinge gehörten besonders Bevorzugte, wie z. B. der an erlebten und gethanen Wundern reiche Apollonios von Tyana oder sein Vorbild Pythagoras, deren Tugendleistung übermenschlicher Art das Heidentum bewunderte und deren übermenschliche Thaten die Rhetorik schilderte, nicht um Wirklichkeit

darzustellen, sondern um der Wunderfreude Erbauung zu bieten, sowie um die Überlegenheit des Heidentums dem neuen Christentum gegenüber zu beweisen.

Eine bemerkenswerte Thatsache ist es, daſs keiner unter den Führern der Kirche es unternahm, die Schrift des Philostratus über das Leben des Apollonios, dieses Heiligen des Heidentums, zu widerlegen. Keiner hat diesen dem Christentum hingeworfenen Fehdehandschuh aufgehoben. Vielleicht hielt man dies nicht für nötig, weil der Gottesliebling Konstantin in seiner Person und seiner Wunderbestätigung nach Anschauung der Kirche alle Angriffe des Heidentums widerlegt hatte und der äuſsere Sieg des Kreuzes als der beste Beweis für die Wahrheit und das Recht des neuen Glaubens angesehen wurde. — Dazu kam ein zweiter Grund. Jener Gottesliebling Apollonios gehörte mit seinen Wundern der Vergangenheit an, die Kirche aber besaſs eine gegenwärtige Wunderwelt in der Schar der Einsiedler und Mönche, deren mit Wundern — erlebten und gethanen — belohnte überirdische Tugend jenen gewesenen Apollonios besiegte.

Daſs die asketische Lebensweise mit Wunderkräften belohnt werde und deshalb dem Apostelleben gleichwertig zur Seite stehe, war die Anschauung aller Kirchenleiter, wie z. B. folgende Stelle in Theodorets Kirchengeschichte [3] beweist: „Bei den Iberern war eine christliche Frau, die ein streng asketisches Leben führte. Eine solche Entsagung verschaffte ihr apostolische Gnadengaben.“ Sie besaſs die Wunderkraft, Kranke zu heilen, was sogar an der Königin des Landes erprobt wurde. Als denkbar höchste Tugendleistung galt das Leben der Asketen in der ägyptischen Einöde, wie Chrysostomos [4] an zahlreichen Stellen beweist. „Die Klöster in jenen Gebirgen sind wie Zelte der Himmelschöre. Wenn jetzt einer die Wüste betritt, findet er sie schöner als das Paradies, er sieht, wie dort unzählbare Engel in sterblichen Leibern glänzen“ *).

*) Hieronymus nennt jene Asketen: flos et pretiosissimus lapis

Ebenso urteilt Athanasius in seiner Biographie des St. Antonius. Ebendaselbst sucht er spezielle Mönchswunder zu erklären: „Eine in Reinheit verharrende Seele erlangt die Fähigkeit, mehr und Entfernteres zu durchschauen, als die bösen Geister, denn der Herr offenbart es ihr.“ Ferner sagt er: „Das Austreiben böser Geister ist eine Gnadengabe, die vom Herrn verliehen wird.“ [5] — Das ist die Gabe der Wunder, von deren Wesen uns Sulpicius Severus in seinen Dialogen II, 4 sagt: „St. Martin besafs auch als Bischof die Gabe der Wunder (gratia virtutum), aber als Mönch und Einsiedler vor seinem Bischoftum that er (nach seiner eigenen Aussage) viel mehr und gröfsere Wunder.“ Für diese Behauptung beruft er sich auf St. Martins Aussage. Nicht der Bischof als solcher, sondern der Asket ward also mit Wunderkraft belohnt. Gregor von Nazianz nennt den Einsiedler Antonius einen göttlichen (θεῖος) Menschen, und als dieser letztgenannte den Eremiten Paulus besuchte, erblickte er in ihm Christus und betete den in ihm wohnenden Gott an. So Hieronymus im Leben jenes Paulus (Kap. 12).

Hervorragende altkirchliche Geistesleiter haben uns in Gestalt von Biographien die Wunder der heiligen Asketen geschildert. Die Reihe derselben eröffnet Athanasius. Dafs er das in der alten Kirche hochangesehene und noch heute von der römischen Kirche als Edelstein patristischer Litteratur gepriesene Leben des St. Antonius verfafst hat, darf nicht bezweifelt werden. Gregor von Nazianz sagt in seiner XXI. Lobrede auf denselben: „Athanasius schrieb das Leben des göttlichen Antonius, als eine Gesetzgebung für das Mönchsleben in der Darstellung (ἐν πλάσματι) einer Erzählung.“ Das Leben dieses Heiligen ist von Wundern durchsetzt, welche dem Leser als das Siegel göttlicher Verherrlichung und Bestätigung des asketischen Lebens vor-

---

inter ecclesiae ornamenta. Ebenso Athanasius, Leben des Antonius, Kap. 44.

geführt werden. Im ähnlichen Sinn — als Siegel göttlicher Verherrlichung eines tugenderfüllten Weisen — ist auch das von uns wiederholt erwähnte Leben des Apollonios von Tyana mit Wundern durchsetzt. In dieser Schrift kommen auch wunderbegabte Asketen vor, die Brahmanen, die Apollonios besucht. Sollen wir den Wundern des Apollonios — erlebten und vollbrachten — die Wirklichkeit absprechen, und solche den Wundern des Antonius (wie die römische Kirche thut) zuerkennen?

Antonius erfreute sich göttlicher Offenbarung und Inspiration, vernahm himmlische Stimmen, ging unversehrt zwischen Krokodilen hindurch, hatte prophetische Fernsicht dazu; obgleich unstudiert und nicht mit den wissenschaftlichen Anfangsgründen bekannt (Kap. 1), war er vertraut mit der Philosophie, so daſs er die Weltweisen besiegte. „Woher käme ein unstudierter Mann dazu, so groſsen Geist zu haben, wenn er nicht ein Liebling Gottes wäre?“ (Kap. 85.) „Jesus Christus verherrlicht die, welche ihn verherrlichen, er macht sie überall bekannt und berühmt.“ (Kap. 94.) Zur Verherrlichung Christi diente bei Antonius in erster Linie die asketische Strenge, die so weit ging, daſs er sich niemals wusch und die Füſse nur dann ins Wasser setzte, wenn er durch ein solches hindurchgehen muſste. (Kap. 47.) Unabsehbar war die Reihe der von ihm verrichteten Wunder. In der Wüste rief er eine Quelle hervor, nicht wie Moses durch Berührung, sondern durch Gebet, Krankenheilungen geschahen unter besonderen Umständen, indem mehrere Kranke weit entfernt waren, andere vor des Antonius Thür lagerten, wo ihr Leiden „hinweggefegt“ wurde. Wir sehen, wie Antonius die apostolischen Thaten übertraf. — Bei anderen Schriftstellern der Kirche finden wir ähnliche asketische Wunderthäter. Von dem Mönch Julianus erzählt Theodoret in seiner Kirchengeschichte [6], daſs er die Wundergabe der Fernsicht besaſs. Er sah den Tod des Kaisers Julian, obgleich er zwanzig Tagereisen von diesem Ereignis entfernt war. Ephraem, Syriens Kirchenlehrer und Hymnen-

dichter, ward als Wundermann gepriesen, ebenso der heilige Severinus. Theodoret rühmt in dieser Hinsicht ein asketisches Mitglied der Synode zu Nicäa. „Jakobus, Bischof von Nisibis, hatte Tote erweckt und dem Leben zurückgegeben, dazu andere zahllose Wunder gewirkt; auch viele zeichneten sich aus durch apostolische Gnadengaben.“ Von solchen an jener Synode beteiligten Wunderthätern schreibt Eusebius in seiner Kirchengeschichte nichts, woraus erhellt, daſs man später in der Wundermache eifriger wurde. Eusebius, Zeitgenosse der heiligen Helena, wuſste nur, daſs letztere Christi Grab und Kreuz gefunden, spätere Zeit wuſste mehr, nämlich daſs Christi Kreuz sich von drei Kreuzen als das echte durch ein Heilungswunder beglaubigte.

Bei den meisten Wundern des St. Antonius spielt Schauer und Schrecken der höllischen Dämonenwelt die wichtigste Rolle. Bei den Apologeten vor Konstantin werden unsichtbare Dämonen aus Besessenen ausgetrieben, von sichtbaren Dämonen reden sie nicht, und nur besonders hierzu befähigte können sie wahrnehmen. „Die Dämonen haben einen feuer- oder luftartigen Körper; wer Gottes Geist hat, kann sie wahrnehmen. Von der Macht des Gotteswortes getroffen, weichen sie erschreckt von dannen, und der Kranke ist geheilt. Der Rasende wird nicht durch Amulette geheilt.“ So versichert Tatian in seiner Apologie Kap. 15 und 17. Minucius Felix im dritten Jahrhundert läſst die Dämonen unsichtbar hinter und in Statuen versteckt sein. Als die beiden Mönche Makarius und Isidorus auf eine heidnische Insel verbannt wurden, fanden sie dort ein Götzenbild, in welchem ein Dämon seinen Wohnsitz hatte. Kaum waren die beiden Heiligen dort gelandet, als jener Dämon sofort seinen genannten Wohnsitz verlieſs [7]. Dem Antonius tritt die Dämonenwelt sichtbar in Schreckgestalten gegenüber. — Allerdings heilt Antonius auch Besessene durch den Zauber des Kreuzes und Namens Christi, wobei unsichtbare Dämonen ausfahren, aber dieser Asket

vermag nach Athanasius mehr, denn er besiegt das in Schreckgestalten gegen ihn anstürmende Höllenheer. Wir sehen, daſs die Kirche, indem sie die Waffe der Wunder zu ihrer Verherrlichung schwang, nicht bei den früher benutzten Wundern stehen blieb, sondern genötigt war, Neues, Gröſseres, Unerhörtes zu bieten. War das Leben der Asketen übermenschlich, so konnte es auch in Hinsicht der Dämonen Neues, Unerhörtes leisten, und letztere muſsten jenen Asketen-Heroen gegenüber neue, unerhörte Anstrengung machen. Das Einerlei der Austreibung unsichtbarer Dämonen war allzu gewöhnlich, es hatte seine Zugkraft verloren. Las man das Wunderleben des Apollonios, so fand man zahlreiche Fälle von Heilung der Besessenen, zudem gab es viele, welche dies Wunder vollbrachten. Athanasius schlug einen neuen Weg ein. — Die Dämonen stürmen sichtbar auf Antonius ein, bald in Gestalten von Weibern, bald als wilde Tiere aller Art, Löwen, Bären, Wölfe, Schlangen, Stiere *). Der Lärm, das Brüllen und Zischen war grausenerregend. Diese Dämonenscenen ereigneten sich wiederholt. Oft hörte man in der Hütte des Heiligen wildes Getöse, Waffenlärm und Stimmengewirr. Dabei beruft sich Athanasius auf Eph. 6, 12: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern wider die Herrschaften, gegen die Mächte, gegen die Weltbeherrscher dieser Finsternis, gegen die Geisteswesen der Bosheit in der Himmelswelt.“ Damit nun der Leser erkenne, daſs solche Angriffe wirklich von wirklichen Gestalten erfolgten, bemerkt Athanasius, daſs die Dämonen den Antonius verwundeten, so daſs er vor Schmerz niederfiel und körperliche Wunden hatte. (Kap. 8.) Ferner wird bemerkt, daſs auch andere den Dämonenlärm hörten. (Kap. 51.) Aus solchen Kämpfen geht Antonius stets durch die Waffe des Kreuzeszeichens als Sieger hervor.

Wie kam Athanasius zu solchem Dämonenspuk? Zur

*) Siehe die sogen. Anrede des Antonius, Kap. 24, 28, 39.

Zeit des genannten Kirchenlehrers gab es eine reiche Dämonen- und Zauberlitteratur, in welcher die von uns bereits erwähnten Bekenntnisse des Zauberers Cyprian hervorragen. Dieser berichtet vom Herrscher der Dämonen:

Da stürzt er sich in wildem Grimme auf mich,
Mit aller Macht mich an der Kehle fassend.
Jetzt schwebte meinem Geist das Kreuzbild vor,
Mit dem Justina ihren Sieg errungen.
Ich fleht' zu Gott, bekreuzte meinen Leib,
Und wie ein Pfeil schofs fort der grause Dämon.

Cyprian bekennt:

Ich sah den Dämon selbst von Angesicht,
Nachdem ich ihn mit Opfern mir gewonnen.
Ich sprach zu ihm — — — — — — —

Die Jungfrau Justina, gegen die alle Dämonenlist sich wendet, bleibt siegreich:

Nicht Not und Krankheit beugten ihren Mut.
Sie wehrte mit dem Kreuzesbild allein
Des list'gen Feinds Geschosse siegreich ab.
Ein Wunder war's, wie das Gebet Justinas
Der ganzen Hölle Wut besiegen konnte.

Ein Magier führte den Kaiser Julian in einen Tempel und rief dort die trügerischen Dämonen an. Als nun diese sich in der gewohnten Gestalt zeigten, trieb ihn die Furcht, das Kreuzeszeichen zu brauchen.

Athanasius war, wie alle Kirchenväter, von der Existenz unsichtbarer Dämonen, sowie von der Thatsächlichkeit eines sichtbaren Auftretens derselben überzeugt, schrieb also in dieser Hinsicht im guten Glauben. Mit welchem Recht aber konnte er schreiben, dafs dem Antonius solche sichtbaren Dämonen begegneten, und dafs dies in der Weise geschah, wie er uns dies schildert? Im Vorwort zur Biographie desselben haben wir eine höchst unbestimmte Quellenangabe. Wir erfahren, dafs Athanasius den Antonius oft gesehen, lesen aber nicht, dafs dieser ihm Mitteilungen über seine Wunderthaten und Dämonenkämpfe machte. Ferner erwähnt er ohne Namenangabe einen Gefährten des

Antonius, der geraume Zeit in dessen Nähe war. Athanasius ist offenherzig genug, seine eigene Oberflächlichkeit im Forschen nach Wahrheit zu bekennen, und wie wenig ihm überhaupt an zuverlässigen Quellen lag, erhellt daraus, daſs er im 51. Kapitel sagt, er habe die Dämonenkämpfe von denen erfahren, „die eben zu ihm hineinkamen“. Wen meint er? Nach dem Vorwort nennt er nur einen einzigen Genossen des Antonius als Gewährsmann und gesteht, er habe seine Absicht, eine gröſsere Zahl von Schülern desselben zu befragen, nicht ausgeführt. Woher weiſs Athanasius die Wunderthaten seines Heros, z. B. das Quellwunder? Ward dies auch von Genossen desselben berichtet und kritiklos verwertet? Im 61. Kapitel erfahren wir ein vom Einsiedler Amon erlebtes Wunder. Als er über den Fluſs Lykos setzen wollte, ward er wunderbar aufgehoben und schwebte hinüber. „Er wandelte nicht auf dem Wasser, denn letzteres ist nur dem Herrn möglich und solchen, denen er solches gewährt.“ Wir müssen dieselbe Frage aufwerfen, die sich uns bei anderen Wunderberichten aufdrängte: War Athanasius von der Wirklichkeit aller von ihm berichteten Wunder überzeugt? Er läſst dreimal griechische Philosophen zu seinem asketischen Heros kommen, der ihnen einen wohlstudierten, acht Kapitel langen Vortrag hält (72 bis 80), worin die Christologie des Athanasius verteidigt wird. Der letztere wuſste, daſs Antonius niemals einen solchen Vortrag gehalten, auch nicht halten konnte. — In Kap. 16 bis 44 hält Antonius seinen Mönchen einen gelehrten Vortrag über Geister und Dämonen, — einen Vortrag, von dem Athanasius wuſste, daſs Antonius ihn nicht gehalten. Wenn ersterer schreibt, daſs die erwähnten Philosophen den (mit Schmutz bedeckten) Asketen umarmten, nachdem er ihnen seine Fertigkeit im Dämonenaustreiben gezeigt hatte, so gehört solches nicht ins Gebiet der Wirklichkeit. Im Vorwort aber versichert Athanasius, daſs er in seiner Darstellung nur auf Wahrheit gesehen habe.

Athanasius, der als Bischof fast ein halbes Jahrhundert

hindurch für den Glaubensgedanken seines Lebens, die göttliche Würde Christi, gekämpft und deshalb zwanzig Jahre ein armer Verbannter oder verfolgter Flüchtling war, ist und bleibt eine der ehrwürdigsten Gestalten der alten Kirche, dabei aber doch ein Kind seiner Zeit, wie alle damaligen Kirchenleiter. Dies beweist seine erwähnte Schrift. Diese hatte, wie das Vorwort sagt, den Zweck, das orientalische Mönchtum im Abendland einzubürgern, und um diesen Zweck zu erreichen, mufste ihm der Glorienschein der Wunder dienen. Als Apostel des Mönchtums ward Athanasius zum Rhetoriker, bei dem man fragt: Wo hört die Phantasie auf, und wo fängt die Wirklichkeit an? Wenn dieser grofse Kirchenlehrer versichert, er habe durchaus nur auf die Wahrheit gesehen, so war sein Begriff der letzteren nicht anders, als wir ihn bei anderen Kirchenleitern gefunden haben, und verstattete ihm, für seinen erwähnten Zweck solche Mittel zu benutzen, wie sie nach damaligen heidnischen Begriffen als selbstverständlich angesehen wurden. Als Philostratus das Leben des Apollonios schrieb, berief er sich auf Quellen und sonstige Nachforschung, versicherte also, wie Athanasius, dafs er durchaus nur auf Wahrheit gesehen habe, wollte also, dafs die Leser das mit zahllosen Wundern durchsetzte Leben seines Heros als der Wirklichkeit angehörig betrachten möchten. Wir erwähnten im ersten Teil wiederholt die aus dem zweiten Jahrhundert stammenden Satiren des Lucian. Unter ihnen befindet sich die geistvolle Abhandlung: „Wie man Geschichte schreibt". Lucian sagt: „Die Geschichte ist von der Lobrede durch eine weite Kluft getrennt. Die Geschichte verträgt kein Stäubchen Lüge, sie will durch Wahrheit nützen, die Lobrede aber kümmert sich nur um eins, nämlich auf jede Weise zu rühmen und zu erfreuen, und wenn der Lobredner sein Ziel nur durch Unwahrheit erreicht, so wird er sich wenig daraus machen." Gleich darauf sagt Lucian: „Ein Gedicht hat andere Gesetze als die Geschichte. Ein Dichter darf ohne Widerspruch Flügelrosse benutzen und

zielen. So entstand eine Litteratur, welche, beim Lob jenes „engelgleichen“ Lebens, dasselbe als die Quelle glänzender Wunder schilderte. Mit den abenteuerlichsten Wundermärlein angefüllt, sollten jene Schriften der Erbauung dienen, und vielfach wird heutzutage gesagt, es seien jene Schriften „phantasievolle Bearbeitungen geschichtlicher Stoffe“, wobei es gleichgültig bleibe, wieviel man auf Rechnung der Schriftsteller oder der Überlieferung zu setzen habe. Legendenhafte Ausschmückung, wundergläubige Phantasie wird als Entschuldigung angeführt.

Solche und ähnliche Sätze genügen nicht, um die mannigfaltigen, zahllosen, für Wirklichkeit angesehenen Wunder der Einsiedler und Mönche in das rechte Licht zu stellen. Ihnen allen liegt ein heidnischer Glaubensgedanke zu Grunde, und erst dieser bietet den rechten Schlüssel zum Verständnis. Alle Menschen, welche sich durch ausgezeichnete, vielleicht gar übermenschliche Tugendleistungen auszeichnen, stehen als Gottesfreunde und Gottgeliebte unter Spezialschutz göttlicher Macht und erfahren in ihrem Leben das wunderbare Eingreifen der letzten zu ihrem Wohl. Manche solcher Gottesfreunde erhalten als höchsten Beweis göttlicher Huld die Gabe mannigfaltiger Wundermacht. Es giebt also zwei Arten der Gottesliebtlinge, von denen die einen durch erfahrene Wunder, die anderen durch letztere sowie durch gethane Wunder sich als solche Günstlinge erweisen. Zur ersten Art gehörte z. B. Augustus, der verdienstreiche Restaurator des Kultus. Was der religiöse Glaube über ihn hinsichtlich spezieller Himmelsgunst aussagte, übertrug die Kirche auf Konstantin. Eusebius, im Leben Konstantins, nennt diesen einen glänzenden Morgenstern, Herold der wahren Religion, Lehrer der Religion für alle Völker, der durch sein gottesfürchtiges Leben der ganzen Menschheit ein Beispiel gab, wobei er sich als Gottes Liebling stets dessen Wunderbeistands erfreute, auch stets durch unmittelbare göttliche Eingebung geleitet wurde. Theodosius, Vernichter der Göttertempel, erlebte ebensolchen Wunder-

beistand. Als die Scythen über die Donau kamen, geschah unter Kaiser Theodosius ein ähnliches Rettungswunder wie damals, als Delphi vor der Wut der Barbaren geschützt wurde. Theodoret [1] schildert in seiner Kirchengeschichte dies Wunder. Selbst der heidnisch rohe, blutgierige König Chlodwich, der die Orthodoxie beschützte und Kirchen beschenkte, war, nach Anschauung des Bischofs Gregor von Tours, ein Gottesliebling, der da that, was dem Herrn wohlgefiel, und dafür dieselbe Wunderhilfe erfuhr, wie Augustus und Konstantin. Auf der andern Seite benutzen, nach heidnischer Anschauung, die Götter ihre Wundermacht zur Ausübung ihrer Rache an denen, welche ihnen Ehre entziehen. Auch diese Anschauung ward Eigentum der Kirche, wie die Urteile aller Kirchenleiter beweisen. „Der Untergang seiner Feinde hat den Beweis geliefert, wie sehr sie sich Gottes Hafs zugezogen", so urteilt Eusebius in Hinsicht des Gottesliebhings Konstantin [2]. Sokrates schrieb in seiner Kirchengeschichte der kaiserlichen Prinzessin Pulcheria, Schwester Theodosius II., göttliche Inspiration zu. In diesem Sinn konnte ein Athanasius über den Ketzer Arius richten. Die Geschichte vom Tode des Arius ist dem biblischen Bericht vom Ende des Judas nachgebildet: Vorüberstürzend barst er mitten entzwei, wie geschrieben steht. „So geschah etwas Wunderbares", schreibt Athanasius, nachdem er obiges brieflich berichtet hat, und sagt, dafs der Herr selbst gerichtet habe. (Theodoret, Kirchengeschichte I, 13.) Derselbe Theodoret mutmafst mit anderen, dafs ein Engel mit dem Schwert den Christenfeind Julian getötet habe. Ob Mensch, ob Engel, sicherlich that er es als Gottes Diener.

Zur obgenannten zweiten Kategorie der Gottesliebhinge gehörten besonders Bevorzugte, wie z. B. der an erlebten und gethanen Wundern reiche Apollonios von Tyana oder sein Vorbild Pythagoras, deren Tugendleistung übermenschlicher Art das Heidentum bewunderte und deren übermenschliche Thaten die Rhetorik schilderte, nicht um Wirklichkeit

darzustellen, sondern um der Wunderfreude Erbauung zu bieten, sowie um die Überlegenheit des Heidentums dem neuen Christentum gegenüber zu beweisen.

Eine bemerkenswerte Thatsache ist es, dafs keiner unter den Führern der Kirche es unternahm, die Schrift des Philostratus über das Leben des Apollonios, dieses Heiligen des Heidentums, zu widerlegen. Keiner hat diesen dem Christentum hingeworfenen Fehdehandschuh aufgehoben. Vielleicht hielt man dies nicht für nötig, weil der Gottesliebling Konstantin in seiner Person und seiner Wunderbestätigung nach Anschauung der Kirche alle Angriffe des Heidentums widerlegt hatte und der äufsere Sieg des Kreuzes als der beste Beweis für die Wahrheit und das Recht des neuen Glaubens angesehen wurde. — Dazu kam ein zweiter Grund. Jener Gottesliebling Apollonios gehörte mit seinen Wundern der Vergangenheit an, die Kirche aber besafs eine gegenwärtige Wunderwelt in der Schar der Einsiedler und Mönche, deren mit Wundern — erlebten und gethanen — belohnte überirdische Tugend jenen gewesenen Apollonios besiegte.

Dafs die asketische Lebensweise mit Wunderkräften belohnt werde und deshalb dem Apostelleben gleichwertig zur Seite stehe, war die Anschauung aller Kirchenleiter, wie z. B. folgende Stelle in Theodorets Kirchengeschichte [3] beweist: „Bei den Iberern war eine christliche Frau, die ein streng asketisches Leben führte. Eine solche Entsagung verschaffte ihr apostolische Gnadengaben.“ Sie besafs die Wunderkraft, Kranke zu heilen, was sogar an der Königin des Landes erprobt wurde. Als denkbar höchste Tugendleistung galt das Leben der Asketen in der ägyptischen Einöde, wie Chrysostomos [4] an zahlreichen Stellen beweist. „Die Klöster in jenen Gebirgen sind wie Zelte der Himmelschöre. Wenn jetzt einer die Wüste betritt, findet er sie schöner als das Paradies, er sieht, wie dort unzählbare Engel in sterblichen Leibern glänzen“ *).

*) Hieronymus nennt jene Asketen: flos et pretiosissimus lapis

Ebenso urteilt Athanasius in seiner Biographie des St. Antonius. Ebendaselbst sucht er spezielle Mönchswunder zu erklären: „Eine in Reinheit verharrende Seele erlangt die Fähigkeit, mehr und Entfernteres zu durchschauen, als die bösen Geister, denn der Herr offenbart es ihr.“ Ferner sagt er: „Das Austreiben böser Geister ist eine Gnadengabe, die vom Herrn verliehen wird.“ [5] — Das ist die Gabe der Wunder, von deren Wesen uns Sulpicius Severus in seinen Dialogen II, 4 sagt: „St. Martin besafs auch als Bischof die Gabe der Wunder (gratia virtutum), aber als Mönch und Einsiedler vor seinem Bischoftum that er (nach seiner eigenen Aussage) viel mehr und gröfsere Wunder.“ Für diese Behauptung beruft er sich auf St. Martins Aussage. Nicht der Bischof als solcher, sondern der Asket ward also mit Wunderkraft belohnt. Gregor von Nazianz nennt den Einsiedler Antonius einen göttlichen (θεῖος) Menschen, und als dieser letztgenannte den Eremiten Paulus besuchte, erblickte er in ihm Christus und betete den in ihm wohnenden Gott an. So Hieronymus im Leben jenes Paulus (Kap. 12).

Hervorragende altkirchliche Geistesleiter haben uns in Gestalt von Biographien die Wunder der heiligen Asketen geschildert. Die Reihe derselben eröffnet Athanasius. Dafs er das in der alten Kirche hochangesehene und noch heute von der römischen Kirche als Edelstein patristischer Litteratur gepriesene Leben des St. Antonius verfafst hat, darf nicht bezweifelt werden. Gregor von Nazianz sagt in seiner XXI. Lobrede auf denselben: „Athanasius schrieb das Leben des göttlichen Antonius, als eine Gesetzgebung für das Mönchsleben in der Darstellung (ἐν πλάσματι) einer Erzählung.“ Das Leben dieses Heiligen ist von Wundern durchsetzt, welche dem Leser als das Siegel göttlicher Verherrlichung und Bestätigung des asketischen Lebens vor-

---

inter ecclesiae ornamenta. Ebenso Athanasius, Leben des Antonius, Kap. 44.

nach der Wahrheit. Es ist dies derselbe Standpunkt, den wir im Heidentum kennen lernten. In diesem Sinn bietet er, wie oben gezeigt, in beiden Biographien dasjenige, was er für sein Publikum für notwendig hält, Wunder zur Verherrlichung des asketischen Lebens. Es fragt sich nun, ob dieser Standpunkt ein rein persönlicher Mangel des viel getadelten Hieronymus war oder ein Gebrechen jener Zeit überhaupt.

Hieronymus nennt solche Wunderberichte, wie er sie bietet, orientalische Waren, merces orientales, ein Wort, welches dem Sinn nach mit „Frommer Trug" zu übersetzen ist. Demgemäfs ist er im stande, zu berichten, dafs er einst durch einen Himmelsboten wirkliche, fühlbare Schläge wegen seiner klassischen Studien erhalten habe. Hierin steht er nicht allein. Dem Bischof Laurentius in Kent erschien der heilige Petrus und ermahnte ihn, auf seinem Posten zu bleiben. Auch zeigte Laurentius Spuren von Geifselhieben St. Petri. Also auch hier: merces orientales.

Das Wunderleben des St. Martin lernten wir bereits kennen. Sulpicius Severus schrieb es mit dem Zweck des Nachweises, dafs das occidentalische Mönchtum dem orientalischen nicht nachstehe. Deshalb die dargebotene Gabe orientalischer Ware. Zuletzt haben wir das von Gregor I., genannt „Magnus", verfafste Leben des heiligen Benedikt zu erwähnen, der auf Montecassino den Tempel Apollos in ein „Oraculum Martini" verwandelte. Flammenumloderte Dämonen, sowie viele andere, zum Teil an biblische Berichte sich anschliefsende Mirakel, dazu eine Totenerweckung füllen den zweiten Teil der Dialogi des genannten Doctor ecclesiae, der indes den Hieronymus und seine Merces orientales nicht übertraf.

War das Leben der Asketen von Wundern durchsetzt, so konnte ihr Sterben nur ein von Wundern umglänztes sein. Der heilige Benedikt sah seine Schwester, die in strenger Askese lebte, als Taube gen Himmel fliegen, wie Gregor berichtet. Ein ähnliches Beispiel finden wir im

Leben des St. Antonius. „Als Antonius auf seinem Berge saſs, sah er, daſs jemand in den Lüften emporschwebte, und eine Stimme sprach zu ihm, es sei die Seele des Amon, Mönchs zu Nitria.“ Vom heiligen Amon, der bei Nitria eine klösterliche Ansiedelung gründete, die durch Heiligkeit und Wunder berühmt war, berichten Rufinus im zweiten Buch, sowie Palladius im achten Buch des Lebens der Väter, ebenso Sokrates in seiner Kirchengeschichte.

Neuntes Kapitel.

Die Mutter Gottes, Maria. Christus.

Die Beschlüsse der im Konzil zu Ephesus 431 versammelten, angeblich vom göttlichen Geist erleuchteten Bischöfe enthielten nicht mehr und nicht weniger als die Vergöttlichung der Maria. Diese Mutter, welche, nach Anschauung der damals herrschenden Partei, einen Gott geboren hatte, erhielt als solche dieselbe Stellung, wie die Gottesmutter der Heiden Rhea, sie ward zur Göttin. Beweis dieser Thatsache waren ihre gleich nach jenem Konzil erbauten Tempel, der erste St. Maria maggiore zu Rom, Beweis ferner: ihre von da an entstehenden Bilder. Wer sie geschaut, erblickte, wie Schultze mit Recht bemerkt, den junonischen Typus. Als das Konzil zu Ephesus versammelt war, wallfahrteten gläubige Heiden noch immer zur „Herrin" (Domina) Isis *), deren Macht, Funktionen und Prädikate indes auf Maria übergingen. Maria ward zur Domina oder, wie es heute heifst, Madonna. Vor dem erwähnten Konzil hatte Nestorius, Bischof zu Konstantinopel, gefragt: „Wollt ihr aus Maria eine Göttin machen?" Die Bischöfe hatten mit ihrem Beschluſs diese Frage bejaht. Zu St. Pauli Zeit hatte man in Ephesus gerufen: Groſs ist die Diana der Epheser! — vierhundert Jahre später tönte aus dem Munde

*) Schultze, Untergang des griechisch-römischen Heidentums II, 228.

der Bischöfe und Laien der erneute Ruf: Groſs ist Maria, die Gottesmutter! In der vergöttlichten Maria zeigte die Kirche den Altgläubigen und Neugläubigen dasselbe Wunder, was erstere in ihren vergöttlichten Menschen seit Jahrtausenden erblickt hatten*). Mit Wundern war das Wunder ihrer Person umgeben, wie z. B. die Schrift „De transitu Mariae" beweist, welche der Apostel Johannes verfaſst haben sollte. Wir lesen, daſs die an Marias Totenbett versammelten Apostel Weihrauch verbrannten. Hier sagt Christus zu der Sterbenden: „Wer deinen Namen anruft, wird nicht zu Schanden werden." Nach drei Tagen findet sich ihr Grab leer und haucht Wohlgeruch. Wie Ariadne zu den Sternen entführt wurde, so hielt Maria Himmelfahrt, wie Aphrodite in den Kreis der Himmlischen eingeführt wurde, so ward diese neue Göttin, eine wirkliche und wahre, den Himmlischen des von der alten Kirche geschaffenen christlichen Olympos zugesellt.

In seiner Schrift über das Zeugnis der Seele, Kap. 12, sagt Tertullian: „Welcher Knecht wird von einem Fremden, oder gar von einem Feinde seines Herrn Unterstützung und Unterhalt hoffen? Welcher Soldat wird von nicht verbündeten oder gar feindlichen Königen eine Gabe wünschen? Das könnte nur ein Überläufer und Aufwiegler thun." Dreihundert Jahre später zeigte die auf den Pfaden des heidnischen Wunderglaubens wandelnde alte Kirche, wohin sie gelangte, indem sie als Überläuferin von dem unter „Dämonenherrschaft" stehenden Heidentum Gaben entlehnte. Die Kirche hatte also das Wunder einer Gottesmutter. Dies Wort kannten die Heiden längst. Die Bischöfe des erwähnten Konzils konnten nun wiederholen, was die Apologeten des zweiten Jahrhunderts behaupteten, und im Sinn und Geist derselben von der jenen Apologeten noch unbekannten christlichen Gottesmutter sagen: Die

*) Die Juden schalten die Christen als Menschenanbeter. Theophilos, Apologie, 21.

Dämonen wufsten, dafs einst im Christentum die wirkliche, wahrhaftige Gottesmutter erscheinen werde. Um nun den Glauben an dieselbe zu hindern, schufen sie die Nachricht von einer heidnischen Gottesmutter. Tertullian sagt im Apologeticus, Kap. 47: „Von den Dämonen sind gewisse Fabeln eingegeben worden, welche vermöge ihrer Ähnlichkeit mit der Wahrheit den Glauben an letztere schwächen*), Philosophen und Dichter haben die uns verwandten Vorstellungen aus unseren Glaubensgeheimnissen, welche älter sind als jene, entlehnt.“ Die Bischöfe zu Ephesus bedurften einer solchen Verteidigung des Wunders ihrer „Gottesmutter“ nicht. Wenn Justinus Martyr, etwa dreihundert Jahre vor jenem Konzil, die Himmelfahrt Christi beweisen wollte, so berief er sich auf Herkules, Perseus, Äskulap, Ariadne, sowie auf die römischen Kaiser und sagte in seiner ersten Apologie: „Sind diese gen Himmel gefahren, so könnt ihr Christi Himmelfahrt als sicherer annehmen.“ Theophilos, Zeitgenosse des Justinus, im zweiten Jahrhundert, sagt in seiner Apologie (I, 13): „Du glaubst, dafs Herkules, der sich verbrannte, noch lebt und dafs Asklepios, der vom Blitz erschlagen wurde, wieder auferweckt sei, und dabei begegnest du den Worten Gottes mit Unglauben.“ Die Bischöfe zu Ephesus hätten zu gunsten und Verteidigung der Vergöttlichung Marias denselben apologetischen Weg einschlagen können, wie die genannten, welche in schweren Zeiten für den neuen Glauben Duldung von den Machthabern erbaten. Als die Bischöfe zu Ephesus tagten, waren andere Zeiten. Die Kirche safs neben Kaisern auf dem Thron, nicht mehr bittend, sondern befehlend und in dieser Stellung dekretierte sie das erwähnte Marienwunder.

Bei den Apologeten der alten Kirche von Justinus bis Augustinus, also vom zweiten bis fünften Jahrhundert, finden

*) Ebenso Origenes contra Celsum III, 32: Dämonen haben bewirkt, dafs Historiker solche Wunder erzählten. Sie wollten, dafs dasjenige, was Propheten und Jesus selbst sagten, weniger in Erstaunen setzte, da andere Dinge ebenso merkwürdig wären.

wir als einen der leitenden Grundgedanken diesen: Alles, was die Heiden unvollkommen, scheinbar oder gar lügnerisch besitzen, das haben die Christen auch, aber vollkommen, wirklich und auf Wahrheit begründet. Die Heiden haben Mysterien, die christlichen sind besser, sind die wahren und wirklichen. Der heidnische Gottesglaube leidet an Irrtümern, der christliche nicht. Die Heiden haben eine alte, sogar teilweise schriftliche Überlieferung, die christliche ist nicht nur älter, sondern auch unbedingt zuverlässig, denn die heiligen Schriften der Christen sind vom göttlichen Geist inspiriert*). Eine Stelle in Tertullians Apologeticus diene als Beispiel: „Gott, der die Menschen aus Erde bildete, ist der wahre Prometheus, die Propheten sind die wahren Sibyllen." Die altersgrauen Überlieferungen werden durch die Schrift eines einzigen Propheten um Jahrhunderte übertroffen. „Die Philosophen lernten aus sich selbst, wir aber von inspirierten Propheten", schreibt der Apologet Athenagoras I, 8. Die Heiden haben Opfer, aber das Opfer der Christen ist das wirkliche und wahrhaft wirksame [1]. Eusebius beschreibt die Einweihung der von Konstantin in Jerusalem erbauten Kirche und fügt hinzu: „Die Geistlichen versöhnten die Gottheit durch unblutige und geheimnisvolle Opfer."**) Die Heiden besitzen heilige Handlungen der Sühne und Reinigung, denen sie Wunderwirkung zuschreiben. Nur bei den Christen findet sich solche wahrhaft wirksame Handlung, die Taufe, eine mystische Geburt, bei welcher die Seelen

*) Die Männer Gottes als Gefäße des heiligen Geistes und als Propheten waren von Gott inspiriert und unterrichtet. Theodosius, Kirchengeschichte II, 10. Sie haben den heiligen Geist in sich aufgenommen. Göttlicher und älter sind ihre Schriften als diejenigen der Heiden, welche ihre beste Weisheit von Moses lernten, III, 18 und 23. Origenes contra Celsum III, 3.

**) Die Bischöfe versöhnten durch unblutige und geheimnisvolle Opfer die Gottheit. Eusebius, Leben Konstantins IV, 45. Konstantins Seele ward des mystischen Opfers teilhaftig, IV, 72. Die Opferhandlung Konstantins, Kap. II, 57.

wie Gold gereinigt werden*). „Der römische Feldgottesdienst besteht in Verehrung der Feldzeichen und stellt diese über alle Götter.“ Tertullian apol. 16. Die Christen haben als Feldzeichen das Kreuz, welches in Wirklichkeit Wunderschutz gewährt. Die Heiden haben Wunder aus alter Zeit, aber es sind teils Täuschungen, teils Werke böser Untergötter, der Dämonen. Die Christen haben wirkliche, durch inspirierte Schriften bezeugte Wunder, und zwar so grofsartigen Charakters, dafs sie die heidnischen weit übertreffen. Die Heiden haben Heroen, aber das wirkliche einzigartige Heroentum befindet sich bei den Christen. „Wenn der kirchliche Sprachgebrauch dies zuliefse, würden unsere Märtyrer Heroen genannt werden, weil sie die Dämonen, die Mächte der Luft, besiegten.“ [2] Dieser Satz des Augustinus spricht deutlich aus, wie die damalige Zeit die Märtyrer auffafste. Die Heiden reden von ihren Götterlieblingen, aber in Wahrheit befinden sich solche nur im Lager der Christen. Ein solcher Gotteslieblingen, unter Spezialschutz des Christengottes stehend, welcher Christus heifst, ist Konstantin, andere Gottesliebliinge sind die Einsiedler, sowie die der Ehelosigkeit sich weihenden Jungfrauen.

So konnte die alte Kirche reden und auf einen mannichfaltigen, mit dem Nimbus des Wunderbaren umstrahlten Besitz hinweisen. Keins von diesen Besitzstücken war den Altgläubigen, den Heiden, neu, sie fanden als Mitglieder der Kirche ihre alte Habe wieder, nur besser und sicherer und seit dem genannten Konzil fanden sie daselbst auch die Gottesmutter.

Den heidnischen Geburtswundern gegenüber betonten alle Geistesleiter der alten Kirche ein doppeltes Geburtswunder hinsichtlich Marias, derjenigen Gottesmutter, von der die Kirche behauptete, dafs ihr diese Bezeichnung wirklich

*) Konstantin war überzeugt, dafs alles, was er aus Schwachheit fehlte, durch die Kraft der geheimnisvollen Worte und im heilsamen Bad der Wiedergeburt getilgt werde. Eusebius, Leben Konstantins IV, 61.

und mit vollem Recht zukomme, denn Marias Sohn ist der wirkliche Gottessohn. In diesem Sinn sagt Tertullian: „Christus ist der wahre Gottessohn, nicht wie der Sohn des Zeus, den Danaë vom goldenen Regen empfing. Christi Himmelfahrt ist zuverlässiger als diejenige des Romulus, die jener Prokulus aussagte.“ Ganz dasselbe lesen wir bei Eusebius (Kirchengeschichte X, 4): „Unser Erlöser Jesus Christus wird auch von den Höchsten der Erde als der echte Sohn des höchsten Gottes und als Selbstgott angebetet.“*) Wenn mithin die Heiden das Wort „Gottessohn“ gebrauchen, so haben sie es von den Christen entlehnt: „Warum entlehnt die Seele von den Christen, die sie nicht hören und nicht sehen mag, Ausdrücke? Warum hat sie die betreffenden Ausdrücke uns überlassen oder sie von uns entlehnt?“ So Tertullian in seiner kurzen Schrift „Über das Zeugnis der Seele.“ Der Sohn Marias war Gott, in diesem Sinn reden z. B. die apostolischen Konstitutionen: „Lasset uns den aus einer Jungfrau geborenen Gott mit Lippen voll Keuschheit preisen.“ Ebenso Cyrill in seinen früher erwähnten Katechesen: „Der die Glieder gebildet hat, nahm von Maria das Fleisch an.“

Das doppelte Geburtswunder bestand darin, daſs Maria ihren Sohn als Jungfrau empfing, und daſs sie trotz der Geburt Jungfrau blieb. „Oder nehmt ihr Anstoſs an der unerhörten Geburt des Leibes von einer Jungfrau? Daran dürft ihr keinen Anstoſs nehmen, vielmehr soll es euch zur Annahme des Glaubens führen, daſs der Wunderbare auf wunderbare Weise geboren ist.“**) Alle Apologeten in den drei Jahrhunderten von Justinus bis Augustinus legen auf das Wunder der Jungfraugeburt einen ganz besonderen Nachdruck und betonen, daſs dasselbe den Hei-

*) Origenes contra Celsum III, 14.

**) Hierüber schreibt ausführlich Origenes contra Celsum I, 32—38. Er erinnert daran, daſs das Wunder der Jungfraugeburt den Heiden nicht überraschend sein könne. Siehe Kap. 37. Celsus hatte jenes Wunder verspottet.

den nicht neu und überraschend sein könne. Cyrillus in seinen Katechesen schreibt: „Den Griechen (welche jenes Wunder bezweifeln) zeigen wir ihre Mythen und werden ihnen durch dieselben den Mund stopfen.“ „Wenn aus den Steinen Deukalions Menschen wurden, wenn Minerva aus Jupiters Haupt entstand, wenn Bacchus aus Jupiters Hüfte hervorging, so ist es doch nicht unmöglich, dafs ein Sohn aus einem jungfräulichen Schofse geboren wurde.“ [3] Die Heiden besitzen in dieser Hinsicht, wie Cyrillus ausdrücklich bemerkt, nur Fabeln, die Christen aber Wirklichkeit. Diese wunderbare Geburt entspricht nach Cyrill dem vollkommenen Zustand derer, welche Jungfrauschaft geloben. „Angebetet soll werden der Herr, der von einer Jungfrau geboren ist, und alle Jungfrauen sollen die Ehrenkrone ihrer übermenschlichen Vollkommenheit anerkennen.“ *) Schon früher erwähnten wir Justinus, der auf Danaë hinweist, die (vom goldenen Regen überschattet) einen Gottessohn empfing[4]. Tatian, Zeitgenosse Justins, verweist auf Minerva und nennt sie ein mutterloses Waisenkind. Mit bitterem Spott sagt er dieses. Wenn mutterlose Empfängnis stattgefunden, warum nicht auch eine vaterlose? Tatian erklärt das Heidentum für lauter Thorheit und redet in verletzendem Ton, wie kein anderer Apologet. Ebenso verteidigt Cyrill jenes Geburtswunder den Juden gegenüber. Er verweist sie auf alttestamentliche Wunder. Sarah gebar trotz ihrer Unfruchtbarkeit. Konnte Gott die Hand des Moses vor Pharao (2 Mos. 4. 6) verwandeln, konnte aus seinem Stab eine lebendige Schlange werden, konnte Arons Stab blühen, konnte Eva ohne Mutter entstehen, konnte Gott den Menschen aus Erde bilden, so konnte auch eine Jungfrau einen Sohn gebären.

Ebenso wie die Bezeichnung Gottesmutter, war auch der

*) Diejenigen, welche Jungfräulichkeit gelobt hatten, trugen eine weifse Kopfbinde. Eusebius, Märtyrer in Palästina 9. Konstantin erwies der hochheiligen Schar gottgeweihter Jungfrauen fast göttliche Verehrung. Eusebius, Leben Konstantins IV, 28.

Name „Gottes Sohn“ den Christen und Heiden gemeinsam, und beide verbanden mit diesem Wort die Vorstellung des Wunderbaren. Dies Gemeinsame ward von allen Apologeten zugestanden, aber keiner derselben hat sich dahin geäufsert, dafs die Kirche diesen Ausdruck in ihrer Umgebung vorgefunden und von dorther übernommen habe, vielmehr ward von ihnen behauptet, dafs die in jenem Wort enthaltene Lehre sich schon bei den inspirierten jüdischen Propheten finde, deren Schriften viel älter seien als alle heidnische Weisheit, die erst ihr Bestes von jenen gelernt. Infolge dessen hätten die Heiden auch den Ausdruck „Sohn Gottes“ benutzt und auf gewisse Personen angewendet, aber den wahren, wirklichen Gottessohn nicht besessen. Was die Heiden in solcher Hinsicht gedacht und gesagt, galt, wie das ganze Heidentum, als Werk und die Eingebung der Dämonen, die auf solche Weise den Glauben an den wirklichen Gottessohn hindern wollten. Die Christen erst besitzen den wirklichen, wesenhaften Gottessohn und in ihm das wirkliche, wesenhafte Gotteswunder. „Christus war der Sohn Gottes nicht in dem Sinn, wie Dichter und Mythenschreiber die Göttersöhne entstehen lassen, sondern so, wie die Wahrheit das Wort (Logos) darstellt.“ So schrieb Theophilos in seiner, dem zweiten Jahrhundert angehörenden Apologie (2, 23). Tertullian in seinem Apologetikus, Kap. 21, giebt bereitwillig zu, dafs auch die heidnische Weisheit, weil sie aus den alttestamentlichen Propheten schöpfte, die kirchliche Vorstellung von dem göttlichen Logos kenne. „Auch bei euren Weisen steht es fest, dafs der Logos, d. h. das Wort und der Gedanke, für den Bildner des Weltalls anzusehen ist. Dieser Logos ist aus Gott hervorgebracht und deswegen Sohn Gottes und Gott genannt, aber die in Christo vorhandene Göttlichkeit ist die wirkliche, wahre.“ Dieser Apologet giebt aber nicht zu, dafs die kirchliche Lehre vom Logos aus heidnischer Weisheit entlehnt sei. Er wollte seinen heidnischen Lesern nur sagen, dafs die kirchliche Lehre den Heiden nichts Befremdliches biete. Ganz ebenso

drückt sich der Apologet Tatian aus: „Wenn die Christen Gott in Menschengestalt geboren werden lassen, so ist das den Heiden nicht neu. Athene nahm Menschengestalt an, ebenso andere Götter.“ Die rings vom Heidentum umgebenen kirchlichen Schriftsteller wufsten, dafs man den Gott Mithras als Mittler (Mesites) bezeichnete, sie hatten es mit eigenen Ohren gehört, dafs Äskulap als Heiland (Sotēr) und König (Basileus) bezeichnet wurde *), aber sie gaben nicht zu, dafs diese auf Wunderthaten solcher Gottheiten hinweisenden Beinamen auf die Person Christi übertragen worden seien. Sie behaupteten nur, dafs die Christen den wirklichen wesenhaften Mittler **), Heiland und König besäfsen. Ein Satz des Tertullian sagt mehr, als dieser damit sagen wollte: „Wir sind aus eurer Mitte hervorgegangen, man wird nicht als Christ geboren, sondern man mufs es werden.“ Als die Kirche aus der Heiden Mitte hervorging und wie Israel aus Ägypten auszog, hatte sie kein klares Bewufstsein von dem, was sie aus Ägypten mitnahm, und war die Erkenntnis von dem Gegensatz gegen Ägypten einst in apostolischen Tagen klar gewesen, so war diese Klarheit nur zu bald verschwunden. Viele Kirchenleiter haben sich trotz Verbot der apostolischen Konstitutionen mit heidnischer Weisheit beschäftigt. Von Gregor Thaumaturga sagt sein Lobredner, er habe sich die ganze Bildung der Hellenen angeeignet. Dabei kam es nicht zum Bewufstein, dafs auch Gedanken und Vorstellungen heidnischer Weisheit in die Kirche übergingen. Auch an dem besten Körper findet sich wohl ein Muttermal, und Israel, von Egypten

*) Der Apologet erinnert bei Erwähnung der Leiden Christi an Prometheus und meint, dafs die Heiden im Christentum ein ihnen schon Bekanntes wiederfinden. Wir Christen, sagt er, reden nichts Sinnloses. Er wollte, dafs die Heiden den wahren, wesenhaften Prometheus erkennen sollten. — Der heidnische Prometheus ist ihm lächerlich. Tatian 19.

**) Von Christo als dem wirklichen, wesenhaften Mittler handelt z. B. Augustin, de civ. Dei IX, 15, ebenso Origenes contra Celsum III, 34.

ausziehend, ward keineswegs im roten Meer von dem befreit, was ihm von daher noch lange innerlich und äufserlich anhaftete. Einen Satz von grofser Tragweite lesen wir in Tertullians Schrift „De testimonio animae“: „Auf die heiligen Bücher, die unsrigen und die der Juden, sind wir als ein wildes Reis aufgepfropft.“ Es hat lange gedauert, ehe das wilde Reis völlig vom edlen Saft durchdrungen war und zum edlen Fruchtbaum wurde.

Die Person Christi war nach Anschauung der Kirche ein Wunder, aber diese Vorstellung, dieser Glaube war in der alten Kirche doch nur der Rahmen, der die mannigfaltigsten Gedanken umfafste. Denken wir an die vorkonstantinische Zeit. In der Person des Origenes begegnet uns die Gestalt eines seine Zeit an Gedankenfülle und Gedankentiefe überragenden christlichen Philosophen, der im Hinblick auf seine staunenswerte schriftstellerische Thätigkeit sagen konnte: Ich habe mehr gearbeitet, als sie alle. Seine Gedanken über das Wunder in der Person Christi hat er auch in seiner Schrift wider den heidnischen Philosophen Celsus niedergelegt, der etwa 60 Jahre früher die Christen in seiner Schrift „Wahres Wort“ angegriffen hatte. Diese Schrift des Origenes war natürlich nur für einen kleinen Kreis der Gebildeten geschrieben, die im stande waren, sie zu verstehen, nicht aber für die grofse Menge Alle Apologeten jener Zeit gestehen bereitwillig zu, dafs in der damaligen Christenheit nur wenige den höheren, gebildeten Ständen, die grofse Menge dagegen den niederen angehörten*). Alle diese Getauften brachten selbstverständlich aus dem Heidentum gewisse mit der Muttermilch eingesogene Vorstellungen mit, welche im Taufbade nicht beseitigt wurden. Christliche Volksschulen gab es nicht, und der Katechumenen-Unterricht ward von solchen erteilt, die ebensowenig von hergebrachten Glaubensgedanken der heid-

*) Origenes contra Celsum III, 9 und 45. Minucius Felix 31. adv. haer. 4, 30. Tertullian apol. 37.

nischen Umgebung gereinigt waren. Wenn die Heidenwelt ohne Schwierigkeit im stande war, in einem Menschen ein Überirdisches, Göttliches, also Wunderbares, zu erblicken, so war dies eine begrifflose, allgemeine Vorstellung, und solche übertrug die Menge der Getauften mit Leichtigkeit auf die Person Christi. Von solchen mehr allgemeinen, begrifflich nicht fixierten Vorstellungen der Heiden redet Origenes contra Celsum VII, 9. Viele geberden sich, als wären sie gotterleuchtete Männer. Sie ziehen umher und sagen: „Ich bin Gott“ — oder: „Ich bin der Sohn Gottes. Ich will euch retten, und ihr werdet mich mit Himmelsmacht wiederkommen sehen.“ Beispiele bietet die Apostelgeschichte. Der römische Hauptmann Cornelius sieht im Apostel Petrus ein Übermenschliches (Kap. 10), König Herodes erschien der Menge ebenso. Ferner ist zu nennen Simon Magus, in welchem die Menge eine überirdische Macht, sogar eine Menschwerdung Gottes erblickte. Justin in der ersten Apologie 26 schreibt: „Fast alle Samariter und manche unter anderen Völkern erkennen ihn als ersten Gott und beten ihn an.“ Justinus, ein Samariter wie Simon, bezweifelt dessen Wunder nicht. Die Einwohner von Lystra, wo einst Götter das Haus des Philemon und der Baucis besucht hatten, sehen mit Leichtigkeit in Paulus und Barnabas Götter in Menschengestalt. Auf solche allgemeine begrifflose Vorstellung weist uns ferner das Wort „Heros“. Lucian (zweites Jahrhundert n. Chr.) sagt in seinen Totengesprächen III, 2: „Ein Heros ist weder ausschliefslich Gott, noch ausschliefslich Mensch, sondern beides zugleich.“ Einen solchen göttlichen Menschen (Gottmenschen) stellte Philostratus in Apollonios von Tyana der Person Christi gegenüber *), und lieferte damit den Beweis, dafs die volkstümliche Vorstellung von Christus im zweiten und dritten Jahrhundert nicht originell christlich war. In der aus dem zweiten Jahrhundert stammenden, für den Unterricht der

*) Siehe Lactanz inst. V, 3.

Katechumenen bestimmten Schrift „Lehre (Didachē) der Apostel“ wird Christus Knecht oder Sohn Gottes genannt, ein so wenig bestimmter Ausdruck, daſs jeder mit Leichtigkeit hergebrachte Vorstellungen von göttlichen Menschen damit verbinden konnte. Jedenfalls sehen wir, daſs man es vermied, schlichten Katechumenen das Wunder in der Person Christi durch die Lehre vom Logos zu verdeutlichen. Wie leicht es den in hellenischer Weisheit gebildeten Kirchenlehrern wurde, nach heidnischer Weise in einem Menschen etwas Übermenschliches, Wunderbares zu finden, zeigt Gregorios in einer Rede zum Lob seines verehrten Lehrers Origenes. Er sagt: „Ich beabsichtige, über einen Mann zu sprechen, der allerdings, äuſserlich betrachtet, ein Mensch ist, aber in den Augen derer, die das Hervorragende in seinem ganzen Wesen überschauen, mit dem höheren Schmuck der Vollkommenheit bis zum Göttlichen ausgestattet ist.“

Die konstantinische Zeit hat das in der Person Christi vorhandene Wunder bestimmter umschrieben und den allgemeinen Rahmen mit einer klaren heidnischen Vorstellung ausgefüllt. Christus tritt in die Reihe der Schutzgötter. Das ist der Gedanke nicht nur Konstantins, sondern auch seines Biographen, des Bischofs Eusebius, der von seinem genannten Gönner sagt: „In Konstantins Person trat dem Menschengeschlecht ein wahrhaft unerhörtes Wunder entgegen, wie man es seit Anbeginn der Welt nicht schaute.“ Obgenannte bischöflich-kaiserliche Auffassung des Christuswunders war zugleich die allgemein herrschende, um so mehr, da, von Konstantin an, die mit einem angetauften Christentum versehenen, übergetretenen Massen, ebenso wie Konstantin, ihre gewohnten religiösen Vorstellungen in die Kirche hinüberbrachten, dem Beispiel des siegreichen Kaisers und ihrem eigenen Vorteil folgend. In kluger Überlegung hatte sich, wie Eusebius berichtet [5], Konstantin den Gott seines Vaters als Schutzgott erwählt, weil dieser viele klare Beweise seiner Macht gegeben. „Diesen Gott flehte er an, ihm zu offenbaren, wer er sei, und ihm bei seinem Unter-

nehmen zu helfen. Infolge dessen erschien ihm das Wunderzeichen des Kreuzes.“ „In der Nacht erschien ihm Christus und befahl ihm, das am Himmel geschaute Zeichen als Schutzmittel zu gebrauchen. Auch später hatte er Erscheinungen Gottes.“ „Konstantin fragte die Kleriker, was für ein Gott das sei und was die Erscheinung bedeute. Jene antworteten, der ihm erschienene sei Gott, der eingeborene Sohn des wahren Gottes. Der Kaiser staunte über die ihm zu teil gewordene Erscheinung Gottes.“ „Er hielt es für seine Pflicht, den ihm erschienenen Gott auf alle Weise zu ehren. Während sein Gegner die Dämonen als Helfer beschwören liefs, rief Konstantin Christum als Beistand an. In der Schlacht stand die Macht Gottes auf Seiten Konstantins.“ Eusebius hat eine Ansprache Konstantins, betitelt: „An die Heiligen“, überliefert, worin derselbe seinen Glauben bekennt. „Wir müssen die Gnade Christi erwerben, denn er ist der stets siegreiche Bundesgenosse.“ [6] Er nennt in derselben Rede diesen Verbündeten „Gott“, und giebt ihm das aus dem Kult des Äskulap und der Kaiser längst bekannte Prädikat „Heiland“ (Sotēr). In dem erwähnten Vortrag trägt der kaiserliche Theologe sogar die Logoslehre zur Schau, wenn er z. B. gelehrt redet: „Daniel wurde durch die Vorsehung Christi errettet.“ Wie Augustus den Apollo als Schutzgott erwählte, so Konstantin den „Gott“ Christus; wie der erste dem Apollo einen herrlichen Tempel baute, so ehrte Konstantin seinen Schutzgott, in welchem er wohl eine Erscheinung des allerhöchsten Sonnengottes erblickte, mit Kirchen, die er nach Eusebius in heidnischer Weise mit Weihegaben anfüllte, deren Bedeutung wir im ersten Teil erwähnten*). Um die Ehre jenes der Welt neuen hilfreichen Schutzgottes zu fördern, dem allein wesenhaft die Bezeichnung „Heiland“ (Sotēr)

*) Dem Menschengeschlecht brachte es Segen, Christum als den Sohn Gottes anzuerkennen, als Gott, der mit Leib und Seele vereinigt auf Erden erschien. Origenes contra Celsum III, 26.

gebühre, liefs Konstantin den Tempel des Äskulap, den man seither als Sotēr bezeichnet hatte, zerstören. Eusebius [7] sagt, dafs Unzählige diesen Dämon Äskulap als Heiland verehrten, welche durch jenen Seelenverderber von dem wahren Heiland abgezogen würden. Mit jenem Tempel zu Ägae in Cilicien verschwand, wie Eusebius sagt, auch der in jenem Tempel wohnende Dämon, der mit seinen Wundern seither getäuscht hatte. Durch die Macht des wahren Sotēr, sagt der obgenannte, ward jener Tempel völlig zerstört, und infolge dessen wandten sich viele Einwohner dem von Konstantin erwählten Heiland zu. Sie erkannten, dafs sie sich geirrt, als sie meinten, dafs Statuen durch Göttermacht belebt seien *).

Wenn nun Konstantin Christum als Schutzgott betrachtete, so lesen wir in seiner Biographie nicht, dafs sein bischöflicher Freund Eusebius ihn eines Besseren belehrte. Konstantin hatte stets einen Kreis von Geistlichen um sich, aber auch diese haben ihm solchen Dienst nicht erwiesen, weil sie selbst die konstantinische Dogmatik teilten.

Als Origenes wider Celsus schrieb, hatte er es mit einem Gegner zu thun, dem Christus und Moses nichtige Erscheinungen waren, Gaukler und Zauberer, die ihre Kunst in Ägypten gelernt **). Konstantin, der Christum zum Schutzgott erwählte, hatte dies durch Celsus ausgesprochene Urteil des Heidentums durch die That widerlegt. Das Christentum galt durch kaiserliche Wahl nicht mehr als neuer, verderblicher Wahn, sondern als die Reichsreligion, deren

---

*) An die Wunder des Äskulap glaubte Celsus, wie wir bei Origenes contra Celsum III, 24 lesen. Auch Origenes erklärte jenen Heiland für einen Dämon, contra Celsum III, 34 und 35.

**) Hierüber Justinus I, 30. Origenes contra Celsum I, 28, 46 und 63. Ebenso der Talmud. Strabo 16, 2 und Plinius, Naturgeschichte, von Moses, sowie Origenes contra Celsum I, 26. — Wie die Geistlichen dem Konstantin schmeichelten, sahen wir oben. Sie waren mit ihm ebenso einig wie die Zauberpriester, die Marcus Aurel in wichtiger Stunde versammelte, wie die Priester, die Pharao befragte.

Kultus den neuen besseren Reichsschutz bildete. Diese überirdische Schutzmacht konzentrierte sich jetzt in dem Gotteswunder der Person des Gottes Christus. Kam es nun darauf an, diesen himmlischen Schutzgott zu ehren, so brauchten die Priester dieser Reichsreligion auch nur ausübende Kultusdiener zu sein. Konstantin und seine Nachfolger haben nichts gethan für die Geistesbildung des Klerus. Was vor Konstantin Cyprian, Bischof zu Karthago, über den Klerus urteilte, findet sein Echo in einem Urteil des Hieronymus, in seiner Schrift gegen Helvidius: „Es giebt auch Kleriker, welche Kneipwirte sind, und Mönche, die zu den unzüchtigen Buben gehören."

Nach dem Konzil zu Ephesus (431) fing man an, Maria im Bilde als Göttin, wie oben bemerkt, mit junonischem Typus darzustellen, hundert Jahre früher, nach dem Konzil zu Nicaea (325), entstanden jene monumentalen Mosaikbilder, die, in Rom noch heute vorhanden, versuchen, Christum, aus jedem Zusammenhang mit der niederen, menschlichen Sphäre enthoben, als Gott darzustellen. Vergötterte Menschen, wie Romulus, Theseus oder einen vergöttlichten Kaiser schaute man in heidnischen Tempeln; wenn nun Christus an deren Stelle trat, so nahm das schauende Volk an, dafs es seine seitherige Vorstellung von schützenden Gottheiten auf Christum übertragen müsse. Dieser war dem Volk in demselben Sinn ein Wunder, wie die Gestalten jener, die es früher im Bild zu schauen gewohnt war. Erläuterung zu erwähnten Bildern bieten uns die Lieder des Prudentius in Rom, sowie des Bischofs Paulinus in Nola. Vom Siege des Stilicho sagt der erstere: „Hier war Christus als Gott hilfreich zugegen." Christus ist ihm der wahre Gott, der Erfolg giebt. Von einem heidnischen Römer sagt er, er sei ein Gegner des starken Gottes Christus. Paulinus sagt von dem in Nola verehrten Märtyrer Felix, er befinde sich zwischen den himmlischen Vornehmen (Proceres), an deren Spitze der Gott Christus steht, und wer von diesem etwas erlangen will, mufs sich an St. Felix wenden. In seinen

Briefen sagt Paulinus, dafs Christus den Valgius wunderbar gerettet habe (ep. 19). Gregor von Nyssa schreibt im Leben des Gregorios Thaumaturga, dafs durch Christi Macht ein Strom abgelenkt wurde. Cyrill, Bischof von Alexandria, nennt Christum den Geber der königlichen Gewalt. Augustinus (de civ. Dei XXI, 6) zieht eine Parallele zwischen dem zum Gott gewordenen Romulus und Christus. „Man glaubte an Romulus als Gott, weil man ihn liebte, dagegen wird Christus geliebt, weil er Gott ist.“ Ein solcher Vergleich konnte und mufste die Leser veranlassen, zu meinen, dafs Augustinus die hinsichtlich des Romulus gehegte heidnische Vorstellung auf Christus übertrage. Hieronymus schreibt an Helvidius: „Wir glauben, dafs Gott von der Jungfrau geboren ist.“

Wir haben gesehen, dafs man das in der Person Christi vorhandene Wunder bald mehr unbestimmt, bald bestimmter fafste, indem man sich solcher Ausdrücke bediente, welche der Heidenwelt schon bekannt waren, wobei man betonte, dafs alles in solchen Ausdrücken Gesagte wesenhaft und wirklich in dem wahrhaftigen Gottessohn und Gott Christus vorhanden sei. Mochte nun die Glaubensvorstelluug bestimmt oder unbestimmt sein, so beriefen sich alle Kirchenlehrer auf ein an Christo geschehenes Wunder, nämlich auf seine Auferstehung.

„Dies Wunder“, sagt Origenes, „bringt den Heiden nichts Neues und kann ihnen nicht anstöfsig sein. Die Ungläubigen spotten über die Auferstehung Christi. Wir wollen deshalb an dasjenige erinnern, was Plato vom Sohn des Armenius schreibt (de republica X, 13). Jener Sohn erhub sich nach zwölf Tagen lebendig vom Scheiterhaufen und erzählte, was er in der Unterwelt schaute.“ So Origenes in seiner Schrift gegen Celsus II, 16. Er erwähnt ferner ein Weib, welches sieben Tage ohne Leben lag und welches dann von Empedokles erweckt sein sollte. „Man erzählt von vielen, die wieder aus dem Grabe hervorgegangen sind.“ Im zweiten Buch, Kap. 56 erwähnt Origenes Heroen, wie

Theseus, Herkules, Orpheus, die in die Unterwelt stiegen und wieder zurückkehrten. Im dritten Buch, Kap. 3 wird Hermotimos erwähnt, von dem man sagte, dafs seine Seele bisweilen den Leib verliefse. In demselben Buch, Kap. 33 verweist Origenes auf ein ähnliches Wunder hinsichtlich des Kleomedes und Kap. 28 auf die bezüglich des Aristeas berichtete Auferstehung*). Origenes läfst dieselben teils dahingestellt sein und hält sie teils für Sagen. „Wird ein Mann, der vernünftig handeln will, jene Sagen ohne Weiteres annehmen, die Geschichte dagegen ohne Prüfung verwerfen?“ Origenes contra Celsum III, 23. Was die Heiden zu besitzen meinen, haben die Christen wesenhaft, die wirkliche Auferstehung, deren segensreiche Folgen aus dem Wandel der Christen erhellen. Hierüber sagt Tertullian: „Die Übereinstimmung in der Lehre (zwischen Christen und Heiden) bei Verschiedenheit des Wandels (zwischen den genannten) sollte dich zum Nachdenken bringen. Unter den Christen giebt es keine Verbrecher.“ So meint Tertullian in seinem Apologetikus (44) behaupten zu dürfen.

Ebenso berief sich die alte Kirche auf die durch Christum geschehenen Wunder und sagte, dafs in ihnen seine Gottheit sichtbar zu Tage trete. Das betonen z. B. ausführlich Tertullian, Origenes, Cyrillus (Katechesen) und Augustinus. Letzterer sagt: „Dafs Romulus Gott sei, ward nicht durch Wunder bewiesen, und die säugende Wölfin genügt nicht, Christi Gottheit ward durch viele und grofse Wunder bewiesen und keine Furcht hielt die Märtyrer ab, ihn als Gott zu bekennen**).“ Wie sehr die Kirchenlehrer mit den Wundern des Äskulap, des „Heilands“, zu kämpfen hatten,

*) Origenes und andere Apologeten sagen nichts von den Totenerweckungen, welche dem Äskulap zugeschrieben wurden.

**) Cyrill fügt den biblischen Wundern etwas hinzu, z. B. dafs in Ägypten, als Jesus dorthin kam, die Götzen stürzten, dafs der Herr als auferstanden dem ersten Bischof Jerusalems, Jakobus, erschien. XIV, 22. Die III. mystagogische Katechese sagt: Jesus teilte dem Jordan den Wohlgeruch seiner Gottheit mit.

haben wir schon gezeigt. Zuletzt that dies Augustinus de civ. Dei VIII, 26. Es waren neben Äskulap auch noch andere zu bekämpfen. „Abaris, ein Priester Apollos, weissagte, heilte Kranke durch sein Wort, gab Zauberformeln der Sühne, vertrieb eine Pest, bedurfte keiner Nahrung, flog durch die Luft auf einem Pfeil.“ Tatian nennt als einen berühmten Magier den Perser Ostanes. Wir haben im ersten Teil die heidnischen Magier kennen gelernt, deren Wunder den Kirchenlehrern wohlbekannt waren*). Sie benutzten ihre früher erwähnte Dämonenlehre wider Äskulap und alle Wunder der Heiden. „Die Magier haben die von ihnen citierten Dämonen zur Hand, infolge dessen sie aus Knaben Orakel hervorbringen, Träume senden und, wie gewöhnlich, auch Ziegen und Tische weissagen lassen.“ So Tertullian in seinem Apologetikus.

Hatte man vergangene Wunder als Beweis für das Wunder der Person Christi, so meinte man, mit demselben Recht auch gegenwärtige für denselben Zweck anführen zu können. Origenes schreibt (contra Celsum I, 2): „Die Thatsächlichkeit der erstaunlichen Wunder wird durch vieles andere, besonders durch den Umstand erwiesen, dafs sich Spuren davon noch bei denen erhalten haben, die ihr Leben nach den Vorschriften des Glaubens einrichten.“ Das ist ein sehr bescheidener Satz, den er indes an anderer Stelle nachdrücklich erläutert, wo er die bei Christen vorhandene Gabe der Weissagung erwähnt. Wichtiger indes sind ihm Heilungswunder. Wenn diese durch den Namen Christi, d. h. durch das Aussprechen desselben geschehen, so ist ihm dadurch Christi Gottheit bewiesen. Die Christen vollbringen Krankenheilungen durch Anrufung des Namens Gottes, durch Aussprechen des Namens Jesus, durch Lesen eines Abschnitts aus dem Evangelium.

*) Zu vergleichen Origenes contra Celsum I, 68. Clemens Homilie II, 32. Recogn. II, 9. Lucian Lügenfreund. — Über Dämonen Origenes contra Celsum III, 3, 35 und 36.

Zehntes Kapitel.

Biblische Wunder.

Wenn Justinus in seiner ersten Apologie den Kultus der Christen beschreibt, so erwähnt er auch, dafs dabei die Aufzeichnungen der Apostel oder die Schriften der Propheten vorgelesen werden, „so lange die Zeit solches erlaubt". Dann ist die Rede von einer Ansprache des Vorstehers, in welcher derselbe ermahnt, diesen schönen Lehren und Beispielen nachzufolgen. — Wenn Augustinus in seiner Schrift vom Gottesstaat im zweiten Buch den schädlichen Einfluſs des heidnischen Kultus darstellt, so stellt er jenem den christlichen Kultus gegenüber und sagt, dafs in demselben die bösen Gewalten der Dämonen nicht herrschen. Von einer Erhöhung aus wird die heilige Schrift und die Lehre der Gerechtigkeit vor allen Anwesenden verkündigt. Nichts Schandbares wird dort zur Schau und Nachahmung geboten, wo entweder die Vorschriften des wahren Gottes ans Herz gelegt, oder seine Wunder erzählt, oder seine Gnadengaben gepriesen, oder seine Wohlthaten erfleht werden.

Welche Wunder hier gemeint sind, wird nicht gesagt. Ohne Zweifel sind nicht nur die Wunder der Heiligen gemeint, also die beständig fortlaufenden Wunder, sondern auch die Wunder der Vergangenheit, die von der Bibel berichteten. In seiner zweiten Osterpredigt beginnt Gregor von Nyssa: „Fast alle geben zu, dafs die Lesung der hei-

ligen Evangelien über die Auferstehung unseres grofsen Gottes und Heilands Jesu Christi in der Nacht des Herrn in entsprechender Weise von uns eingeführt worden ist."

Die Kirchenlehrer der alten Kirche hegen die allseitig ausgesprochene Überzeugung von der Thatsächlichkeit aller in den biblischen Schriften ausgesprochenen Wunder und machen dabei keinen Unterschied zwischen dem Alten und Neuen Testament. Als Basis dieser Anschauung diente ihnen die nach heidnischen Begriffen und in Berufung auf solche geformte Lehre von dem Wunder der Inspiration. Stand dies Dogma wie ein mathematischer Grundsatz fest, so folgerte man daraus die Thatsächlichkeit der überlieferten Wunder. Das Inspirationswunder ward auch auf die Verfasser der allgemein benutzten Übersetzung der Septuaginta ausgedehnt. Alle genannten Kirchenlehrer huldigen der Anschauung, dafs Wert und Wahrheit einer Religion durch Wunder erwiesen werde, ein grundlegender Satz, den die Kirche vom Heidentum als Erbstück erhielt. Das Leben Konstantins bietet nach Eusebius ein Beispiel: Die bösen Künste und Zaubereien seines Gegners veranlafsten Konstantin zu überlegen, welchen Gott er als Helfer nehmen solle. Er bedachte, dafs sein Vater den wahren Gott verehrte, der ihm viele Beweise seiner Macht gab, während die Verehrer der Heidengötter von diesen keinen Beistand erhielten. Somit erwählte er Christum als seinen Schutzgott, der ihm nach seiner Meinung wunderbar half [1]. Ebenso wie Konstantin dachte einer seiner Widersacher. In einem heiligen Hain stellte Licinius Götterbilder auf, zündete Kerzen an und opferte, um seine Götter zum hilfreichen Eingreifen zu bewegen. Dann sagte er zu seinen Soldaten: „Sollte der uns noch verächtliche Gott Konstantins sich als Sieger zeigen, so müssen wir ihn anerkennen und anbeten." Was Eusebius in seiner rhetorischen Darstellung des Lebens Konstantins beweisen will, ist dieses: Alle, welche Gott ehren und verherrlichen, verdienen vergeltenden Lohn. Deshalb erfreute sich Konstantin der göttlichen

Liebe und Hilfe, während seine Gegner von ihren machtlosen Göttern verlassen wurden.

Um nun den Heiden die christliche Religion zu empfehlen, sahen sich die führenden Männer der Kirche veranlafst, die Macht des Christengottes zu beweisen, und als Beweismittel dienten ihnen auch die biblisch berichteten Wunder. Die Thatsächlichkeit wurde von den Heiden im ganzen nicht bezweifelt, wohl aber versucht, sie ebenso zu entwerten, wie dies von den Christen in Hinsicht der heidnischen Wunder geschah. Man erklärte Christum und seine Apostel für Magier, ihre Wunder für Zauberwerke, teilweise für Betrug. Somit erwuchs der Kirche die Aufgabe, die Wahrheit der biblischen Berichte, mithin die Wirklichkeit der von des Christengottes Macht gewirkten Wunder zu erweisen. Die Gedanken des Heidentums hatte der Philosoph Celsus in seiner Schrift gegen die Christen ausgesprochen. In des Origenes Schrift gegen denselben finden sich diejenigen apologetischen Gedanken, welche auch von kirchlichen Rednern wider die Heiden und zur Stärkung der Christen benutzt wurden. Origenes macht geltend, dafs Christi Wunder durch ihren erhabenen Zweck, als Bestätigung seiner Lehre, die heidnischen Wunder weit überragen, mithin keine Magierthaten sind. Ähnliches machten Tertullian u. a. geltend, indem sie betonten, dafs Jesus Wunder wirkte, um die Menschen zur Gottseligkeit zu leiten und seine Lehre zu bestätigen. Origenes bemerkt dem Celsus gegenüber hinsichtlich der Berichte über Totenerweckungen: Hätten die Jünger täuschen wollen, so würden sie viele solche Wunder erzählt haben. In Hinsicht des Osterwunders hatte Celsus gesagt, dasselbe sei erfunden, um die Welt in Staunen zu setzen.

Andere Apologeten benutzten leichtgläubig als Beweis gewisse apokryphische Schriften. Tertullian[2] macht einen angeblichen Brief des Pilatus geltend, in welchem derselbe die Wunder Christi an den Kaiser Tiberius berichtete. Dieser Brief ist ein frommer Betrug. Eusebius, in seiner Kirchen-

geschichte I, 13, behauptet, er habe im Archiv zu Edessa den Briefwechsel zwischen König Abgarus und Christus gefunden. Der erste schreibt an letzteren: „Aus deinen Wundern folgt, dafs du entweder Gott selbst bist, oder der Sohn Gottes.“ Dann bittet er, Christus möge kommen, um ihn zu heilen. Auch hier liegt eine Täuschung vor.

Welche Bedeutung dem Wunder zugestanden wurde, zeigt eine von Eusebius überlieferte Abhandlung des Kaisers Konstantin, betitelt: „An die Versammlung der Heiligen.“ Ihm sind Christi Wunder Thatsachen, geschehen dazu, dafs man an seiner Macht nicht zweifle. Eine Taube, welche sich (nach Konstantin) auf Maria niederliefs, betrachtet er als Bestätigung der wunderbaren Empfängnis. Ausführlich belehrt uns jener kaiserliche Theologe, der auch, wie Eusebius berichtet, theologische Vorträge hielt, über Daniel und sagt, derselbe sei aus der Löwengrube durch Christum gerettet. Konstantin hatte stets eine Anzahl christlicher Geistlicher bei sich, und ihre Theologie ist es, welche sich der Kaiser zu eigen machte. Einen seltsamen Beweis für altestamentliche Wunder bietet Eusebius in seiner Biographie Konstantins. Das Strafwunder an den Ägyptern beim Auszug Israels wird ihm durch den Sieg Konstantins über Maxentius bestätigt. „Jetzt hat Gott uns mit eigenen Augen Wunder sehen lassen, wie die Sage sie nicht zu berichten hat, und die, weil wir sie selbst erlebt haben, mehr Glauben verdienten als alles, was einem durch Hörensagen zu Ohren kommt.“ Später sagt Eusebius in jener Biographie: „Das Wunder des Sieges Konstantins und des Untergangs seines Gegners hat die Wahrheit jener Wunder bestätigt, die Gott schon im alten Bunde zur Vernichtung der Gottlosen wirkte. Die meisten erklären sie für Fabeln, aber die Gläubigen halten sie, weil durch die heiligen Schriften beglaubigt, für wahr.“ — Vom Osterwunder schreibt Eusebius[3]: „Die von Konstantin wieder aufgefundene Grabhöhle Christi lieferte einen deutlichen geschichtlichen Beweis von den Wundern, die sich hier zugetragen hatten, da sie durch Thatsachen,

die lauter reden als mündliche Erzählung, die Auferstehung Christi bezeugte.“ Einen ähnlichen Beweis benutzt Cyrill, Bischof zu Jerusalem, in seinen Katechesen. Er sagt: „Auch der Stein, der damals vom Grabe weggewälzt wurde, zeugt für die Auferstehung, denn er liegt dort bis auf den heutigen Tag. Er wird den Juden ins Angesicht widerstehen, denn er sah den Herrn.“ An einer anderen Stelle erwähnt er die beim Tode des Herrn gespaltenen Felsen und sagt, diese Spaltenrisse seien noch vorhanden. Indem er sich ferner auf die Apostel beruft, erwähnt er in der vierten Katechese das Alte Testament und weist auf 2 Kön. 13, 6 hin, wo erzählt wird, dafs ein Toter, der mit den im Grabe befindlichen Gebeinen des Propheten Elisa in Berührung kam, zu neuem Leben erwachte. „Und der Schöpfer der Menschen soll durch die Macht des Vaters nicht viel leichter zum Leben erweckt werden können?“ Als Beweis für das Osterwunder dienen bei Cyrill Vorbilder im Alten Testament, z. B. Jonas. Die apostolischen Konstitutionen benutzen den Bericht von Henoch, Jonas, Daniel. — Die Himmelfahrt wird nach Cyrill durch ihre Wirkung bestätigt. Er sagt: „Wenn einer das eben Gesagte nicht glauben will, so glaube er wegen der sichtbaren Wirkungen. Alle Könige verlieren mit dem Leben auch die Macht, Christus aber wird vom ganzen Erdkreis angebetet.“

Die genannten Vorträge Cyrills, welche derselbe i. J. 347 in der von Konstantin soeben erbauten prächtigen Grabeskirche hielt, bezeugen aufs klarste, wie sehr der Kirche daran lag, Christum als Wunderthäter den Katechumenen bekannt zu machen. Als solcher zeigt er sich als Inhaber göttlicher Macht, folglich ist seine Verehrung allen zu empfehlen. Dabei ist bemerkenswert, dafs Cyrill z. B. im neunzehnten Kapitel des zehnten Buches aus der Apostelgeschichte nur zwei Wunder erzählt, die offenbar bei den Hörern Staunen erregen sollen. Petri Schatten macht Kranke gesund, und dasselbe geschieht durch Tücher und Gürtel des Paulus. Wurde Christus, den Konstantin als seinen mächtigen, in

das Geschehen eingreifenden Schutzgott betrachtete, gebührend verehrt, so war dadurch die öffentliche Wohlfahrt gewährleistet. Dies sagt genannter Kaiser in einer seiner Verordnungen, worin er die Geistlichen von allen öffentlichen Lasten befreit. Er sagt am Schlufs derselben, dafs in der christlichen Religion die Ehrfurcht vor der heiligsten, himmlischen Majestät im höchsten Grade aufrecht erhalten werde, mithin ihre gesetzliche Annahme und Beobachtung dem römischen Namen das höchste Gedeihen und den Menschen besonderen Wohlstand bereite. Dagegen bringe die Verachtung dieser Religion den Staat in grofse Gefahr. Damit nun die christlichen Priester nicht vom Kultus, dem der Gottheit gebührenden Dienst abgezogen werden, sollen sie von äufseren Lasten frei sein. „Denn daraus, dafs sie der Gottheit mit allem Eifer dienen, erwächst dem Staat ein überaus grofser Vorteil.“ Wir sehen, dafs Konstantin den Kultus als eine seinem Schutzgott angenehme Leistung betrachtete, wodurch derselbe veranlafst wurde, zu gunsten des gottgeliebten Kaisers in das Geschehen einzugreifen. Das ist die heidnische Anschauung, welche auch Eusebius, Verfasser der Kirchengeschichte und der Biographie Konstantins, teilt. „Unter Leitung und Mithilfe des Sohnes Gottes, des Erlösers aller, trugen Konstantin und sein Sohn einen leichten Sieg davon.“

Derjenige, welcher ganz besonders den Heiden gegenüber biblische Wunder geltend macht, ist Augustinus unter den Kirchenlehrern, dessen zehntes Buch de civ. Dei, cap. 8, 12, 16, 17, 18 hier in Betracht kommt und zugleich zeigt, wie dieser Kirchenlehrer die Bibelwunder zum Angriff und zur Verteidigung benutzte. Die Gröfse und Glaubhaftigkeit biblischer Wunder, — das sind die Hauptpunkte, auf die es dem Verfasser ankommt. Er sagt, das eigentliche, gröfste Wunder sei die sichtbare Natur und der Mensch in derselben. Dieses stets vorhandene Wunder verliere seinen Reiz, und deshalb geschehen absonderliche Wunder. Gott verschmäht es nicht, am Himmel oder auf Erden sichtbare

Wunder zu wirken, durch welche er eine noch dem Sichtbaren ergebene Seele antreibt, ihn den Unsichtbaren zu verehren. Wenn nun die Heiden die in ihren Büchern berichteten Wunder glauben, warum dann nicht die in der Bibel berichteten? Der Glaube an letztere wird (Kap. 18) sehr erleichtert; denn die Wunder der Heiden geschehen mehr zu dem Zweck, daſs sich ihre Urheber mit denselben brüsten, die Bibelwunder verfolgen einen erhabenen religiös-sittlichen Zweck. In dieser Hinsicht weist Augustinus hin auf die Wunder bei der Gesetzgebung sowie beim Wüstendurchzug. Die Thatsächlichkeit mancher von den Heiden geglaubten Wunder will obgenannter nicht leugnen. Augustin benutzt das von ihm für thatsächlich gehaltene Wunder, daſs eine Vestalin Wasser im Sieb trug, für seine Zwecke. Wenn ein Dämon die Eigenart des Wassers änderte, sollte dann Gott nicht die Schwere eines Körpers aufheben, damit er zum Himmel gelangt? Bisweilen schlägt er einen anderen Weg ein. Augustin sucht den Heiden die Thatsächlichkeit der Auferstehung und Himmelfahrt Christi zu beweisen und sagt: „Das ist allerdings ein Wunder und klingt unglaublich. Aber ebenso unglaublich ist es, daſs der Erdkreis mit Ausnahme weniger dies Unglaubliche glaubt. Dieser Glaube entstand durch die ungelehrten, nicht durch Rhetorik aufgeblasenen Jünger, welche sagten, daſs sie es gesehen, und dies durch Wunder bestätigten, indem sie in der Sprache aller Völker redeten und Kranke durch ihre Schweiſstücher und ihren Schatten heilten, auch Tote erweckten“, de civ. Dei, cap. XXI, erwähnt eine groſse Zahl heidnischer Wunder und giebt ihre Thatsächlichkeit zu, sucht aber dann zu beweisen, daſs die biblischen gröſser sind. „Wie groſs und erhaben sind jene Wunder!“ So schreibt er Kap. 8 von den Wundern des Moses vor Pharao. Gott erlaubte den Zauberern, einiges zu leisten, damit sie desto wunderbarer besiegt würden. Erstaunlich, sagt Augustin weiter, waren die Wunder beim Durchzug durch die Wüste, ebenso die Wunder mit der Bundeslade im Tempel des Dagon,

Kap. 17. Alle heidnischen Wunder geschahen durch Dämonen vermöge der Magie, Goëtik und Theurgie, jene Bibelwunder durch den lebendigen Gott. Er führt eine Schrift des Varro an. In dieser sei berichtet, daſs einst der Abendstern Farbe, Gröſse, Gestalt und Lauf änderte. Augustinus bezweifelt dies nicht, sagt aber, die Bibel berichte Gröſseres. — Auf Bitten Josuas blieb die Sonne stehen (Jos. 10), ging zu gunsten des Königs Hiskias rückwärts (Jes. 38, 8). So hoch waren die Verdienste der Heiligen.

Elftes Kapitel.

Litterarische Fälschungen und Lügen zu gunsten der Wundersucht.

Lucian geifselt in seiner Satire: „Lebensende des Peregrinus“ die Leichtgläubigkeit seiner Zeit bei Heiden und Christen. Zu letzteren kommt jener Betrüger, erlangt hohe Kirchenämter, thut Wunder und verfafst Bücher für sie. Er meint, dafs ein gewandter Betrüger bei diesen einfältigen Leuten leicht grofse Erfolge erzielen könne. Die Einfalt und Leichtgläubigkeit der Heiden trat dem genannten Satiriker im Leben des Alexander von Abonoteichos entgegen, er sah sie ferner, wenn er auf die Erfolge verlogener Rhetoren und Philosophen blickte, von denen der Zauberer Cyprian in seinen Bekenntnissen sagt:

> Wie mächtig jenes Wortgepräng, mit welchem
> Die Griechenweisheit Menschen hintergeht.
> Den Wahn umarmen sie und flieh'n die Wahrheit.

Er sah die Einfalt des Heidentums seiner Zeit, wenn er auf die Welt der Wunder blickte, die ihn umgab, und deren Chaos er seinen Lesern z. B. im Lügenfreund schildert. War die Christenheit damals weniger leichtgläubig? Lucians Urteil über dieselben wird bestätigt durch die christliche apokryphische Wunderlitteratur, für welche vielleicht auch jener Betrüger Peregrinus einen Beitrag lieferte. Lucian hat bei seinen Satiren vorzugsweise die Leichtgläubig-

keit der Betrogenen im Auge, wir dagegen richten unsere Blicke auf die Unlauterkeit der Betrüger.

Die apostolischen Konstitutionen (drittes und viertes Jahrhundert) erwähnen trügerische Schriften, die unter dem Namen Christi und seiner Apostel damals verbreitet wurden. Das ist eine Hindeutung auf die vor und nach Konstantin verbreitete, kirchlicher Neigung entsprechende Apokryphenlitteratur, welche beweist, dafs auch im Gebiet der Kirche Wahrheitssinn mangelte, indem man solche Erfindungen, die sich unter vornehmen Namen einführten, mit Freuden aufnahm. Lug und Trug ging ungehindert, kaum getadelt, seinen Weg, fromme Absicht und ein vornehmer Name waren der Reisepafs, der jenen Produkten Eingang schaffte. Indem die sogenannten apostolischen Konstitutionen solche Litteratur tadeln, vergessen sie, dafs sie selbst dieser Art Schrifttum angehören. Aus geistlichen Kreisen ist jene Schrift hervorgegangen, in welcher sogar die einzelnen Apostel redend auftreten, ihre Satzungen aufstellend. Mit einer als nützlich angesehenen Lüge wollte man das damals hoch gestiegene Ansehen der Bischöfe als auf apostolischer Autorität beruhend festigen. Man konnte es riskieren, den apostolischen Ursprung zu behaupten, und damit zeigen, welche Kritiklosigkeit, Leichtgläubigkeit und Wahrheitsmangel schon vor Konstantin in der Christenheit herrschte und von den Kirchenleitern gepflegt wurde. Eusebius, im achten Buch seiner Kirchengeschichte, schildert als Rhetoriker den blühenden Zustand der Kirche vor Konstantin zur Zeit des Diokletian. Wahrheit ist das nicht, was er schreibt. — Cyprian hat in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts in seiner Schrift über die Gefallenen (de lapsis) anders berichtet. Er schrieb dieselbe in einer Zeit, als eine Verfolgung so eben gezeigt hatte, dafs die meisten Christen nur ein äufserlich angetauftes Christentum besafsen. Er schildert den sittlichen Zustand der Christen, die von der Verfolgung überrascht wurden, und fällt über den Klerus dies Urteil: „Bei den Priestern mangelt fromme Gottesfurcht, bei den

Dienern der Kirche der wahre Glaube, es fehlen ihnen Werke der Barmherzigkeit, Sitte und Zucht. Viele Bischöfe, die anderen ein Beispiel sein sollten, betrieben, mit Vernachlässigung des Amtes, weltliche Geschäfte, entfernten sich von ihrem Wohnsitz, liefsen das Volk im Stich, schweiften durch fremde Provinzen und besuchten Jahrmärkte, um gewinnreiche Geschäfte zu machen. Während Brüder in der Gemeinde hungerten, waren sie bestrebt Geld zu sammeln, rissen durch Betrug und List Grundstücke an sich und verdoppelten ihre Reichtümer durch Wucherzinsen." Ein düsteres Bild! — In demselben fehlt nur eins, — der Tadel über Mangel an Lauterkeit und Wahrhaftigkeit in der Kirche. Ein Beispiel dieses Mangels bietet Cyprian am Schlufs genannter Schrift, wo er uns Strafwunder berichtet, von denen manche Abgefallenen (lapsi) betroffen wurden. Ein Christ, der freiwillig sich zum heidnischen Opfer begab, ward stumm, eine Frau ward von einem bösen Geist besessen und bifs sich die Zunge ab, worauf sie an den Folgen der Opferspeise starb. Ein Kind christlicher Eltern ward von seiner Amme zu den Götzen gebracht, wo man dem Säugling etwas von der Opferspeise einflöfste. Die Mutter des Kindes, von obigem nichts wissend, nahm letzteres mit sich zum christlichen Kultus, wo ein Diakon dem Kind etwas Wein aus dem Abendmahlskelch gab. Aber in dem durch Opferessen befleckten Leib des Kindes wollte der Wein nicht bleiben und wurde ausgebrochen. Cyprian betrachtet dies als Wunder und fügt hinzu: „So grofs ist die Majestät des Herrn". Eine Frau hatte etwas von der geweihten Hostie (wie Brauch) mit nach Hause genommen und in einem Kasten verwahrt. Als sie diesen mit unreinen (vom Opfer befleckten) Händen öffnete, fuhr Feuer aus dem Kasten. Ein anderer, der ebenfalls abgefallen war, kam doch zum christlichen Abendmahl, nahm das Brot in seine befleckte Hand, wo sich dasselbe sofort in Asche verwandelte *).

*) Die Elemente der Eucharistie wurden bisweilen als Wunder-

Hat dieser Bischof, als er solche Wunder als Schreckmittel berichtete, dieselben als Wirklichkeit angesehen, oder meinte er, dafs seine heilsame Absicht das Mittel der Unwahrheit heilige? Auch geehrte Kirchenlehrer gaben dem frommen Betrug und der Notlüge ein weites Feld. Cyprian ist nicht anders als Cyrill, der ein Jahrhundert später in seinen Katechesen sagte: „Christus wird vom ganzen Erdkreis angebetet. Dies ist die Wirkung des königlichen Zeichens des Kreuzes." (Tertullian, de corona 3.) Krankenheilungen durch das Kreuz behauptet eben derselbe. Die ganze Erde ist von Teilen des Kreuzes erfüllt. So schreibt derselbe Bischof, als man soeben erst das angebliche Kreuz aufgefunden hatte. Augustin erwähnt [1] eine heidnische Litteratur der Magie und Theurgie, auf deren Grund man die Wirklichkeit der Götterwunder beweise. Er fügt hinzu, dann müfsten die Heiden auch den Wunderberichten christlicher Schriften vertrauen, weil letzteren gröfsere Glaubwürdigkeit gebühre. Zu seiner Zeit bestand längst jene in der Christenheit allgemein verbreitete Wunderlitteratur, welche den Beweis lieferte, dafs die biblischen Wunder das vorhandene Wunderbedürfnis nicht befriedigten. Erfindungen zu bieten bereitete keine Schwierigkeit. Mit welcher Leichtigkeit das Heidentum des dritten Jahrhunderts zu Erfindungen schritt, zeigt folgendes Beispiel. Nach Eusebius wurden Akten des Pilatus erdichtet, in welchen Lästerungen gegen Christus ausgesprochen waren, dieselben wurden im ganzen Reich und sogar in den Schulen bekannt gemacht, um das Volk gegen die Christen aufzuregen. Nicht schwerer ward es den Christen, wenn es galt, zur Erreichung ihrer Zwecke Erdichtungen in der Form von Akten unter das Publikum zu bringen. Die Akten der Märtyrerin Thekla waren nach dem Zeugnis des Tertullian die Erfindung eines Geistlichen, und trotzdem wurden diese Wundergeschichten in der Kirche nicht nur ge-

---

pflaster Kranken aufgelegt. Ähnliches hatten die Heiden mit heiligen Gegenständen gemacht, um z. B. Epilepsie zu heilen.

duldet, sondern allseitig als aktenmäfsig beglaubigte Wahrheit angesehen. Im Jahre 181 v. Chr. verfuhr das Heidentum anders gegen apokryphische Bücher. Ein gewisser Tennisius hatte in dem angeblichen Sarg des Numa Pompilius gewisse Schriften gefunden, welche von dem letztgenannten verfafst sein wollten und von religiösen Dingen handelten. Der Senat zu Rom befahl, diese Schriften zu verbrennen. Zu einer solchen That hat sich, hinsichtlich apokryphischer Bücher, kein Leiter der alten Kirche entschlossen, und als Gelasius, Bischof von Rom, um die Mitte des fünften Jahrhunderts ein Verbot dieser Schriften erliefs, blieb alles beim Alten. In einer Verfügung Karls d. Gr. ist die Rede von Pseudepigraphen und dubiae narrationes, welche verbrannt werden sollen, z. B. ein vom Himmel gefallener Brief Christi. Letztgenannten Brief kauft man heute bei einem der fliegenden Buchhändler auf der Strafse in Neapel.

Im zweiten und dritten Jahrhundert entstanden die apokryphischen Evangelien (70) und die apokryphischen Geschichten der Apostel und ihrer Zeit. Zu den ältesten Schriften dieser erstaunlich ausgedehnten Litteratur gehören das Protevangelium Jacobi, das Evangelium Thomä, das Evangelium infantiae, von deren Wundermärlein manche sich sogar im Koran wiederfinden. Christus wird zum Zauberer in diesen der Wundersucht dienenden Märlein, und die im Alten Testament berichteten Wunder werden benutzt, um die Zahl und Gröfse seiner Wunder zu einer möglichst glanzvollen Höhe hinaufzuschrauben. Wir haben es hier mit einer Volkslitteratur, mit einem Schriftenkreis von Volksbüchern zu thun, wie sie nur diese Periode hervorgebracht hat. Diese vielfach aus häretischen Kreisen entsprungene Litteratur war eine direkte Fortsetzung jüdischer Litteratur, welche in derselben Weise das Alte Testament zu ergänzen suchte, in welcher Hinsicht ebenso eifrig die Christen arbeiteten, so dafs man oft nicht bestimmen kann, ob eine dieser Schriften des frommen Trugs von Juden oder Christen herstammt. Wir erwähnen: Das Testament der

zwölf Patriarchen, das im Brief Judä citierte Buch von Mosis Auffahrt, das Buch Henoch mit seinen Himmelsreisen, die Auffahrt des Jesaias, die Historie von den Zauberern Ägyptens, die Geschichte des Noah, den ein Engel in der Medizin unterweist. Mit dem Namen des Salomo versehen hatten die Juden Bücher, worin Zauberei und Dämonenbeschwörung gelehrt wurde. Will man solche Erfindungen als harmlos bezeichnen, so muſs man auch einen Brief der Maria, durch St. Paulus nach Messina gesandt, mit demselben Prädikat beehren. Dieser Wunderbrief wird heute noch als Ruhm der genannten Stadt und als ihr Palladium in der Kathedrale daselbst verwahrt. In Girgenti befindet sich ein vom Satan eigenhändig geschriebener Brief. Wenn Ovid ein allzu starkes Wunder, nämlich den Besuch des Jupiter bei Semele und die Geburt des Bakchos, erzählt, fügt er hinzu: „Wenn wir ein Recht haben, es zu glauben.“ (Si credere fas est.) Dergleichen Bemerkungen finden sich in den Apokryphen nicht. Wir werden bei letzteren an jene Übungsreden erinnert, die man in Rhetorenschulen unter berühmten Namen zu verfassen pflegte, welche um so besser waren, je mehr Pomp und Wunder sie enthielten.

Hierher gehören auch die von Christen verfaſsten Orakelsprüche, welche als von vorchristlichen, prophetischen Sibyllen kommend, ausgegeben und deshalb verbreitet wurden, um die Heiden zu belehren und das Christentum zu verteidigen. — Leichtgläubigkeit nahm die fabrizierten, erdichteten Orakel sogenannter Sibyllen als echte Offenbarungen vorchristlicher Zeit und benutzte sie ohne weitere Untersuchung zu apologetischen und polemischen Zwecken, ganz ebenso wie die kritiklos angenommenen Wunder. Lactantius, Lehrer der Rhetorik, dann Christ und Prinzenlehrer am Hof Konstantins, der christliche Cicero genannt, zeigt, wie tief gewurzelt der Glaube an Sibyllen und deren Orakel im vierten Jahrhundert selbst bei hochgebildeten Christen war. Alle Führer der alten Kirche sind — so scheint es — fest überzeugt nicht nur von der Wirklichkeit der Sibyllen und

ihrer wunderbaren Prophetengabe, sondern auch von der Echtheit ihrer Orakelverse, mit denen sie gewisse Dogmen als wahr und richtig zu beweisen suchen *). Justinus in seiner ersten Apologie Kap. 20 sagt, die Sibylle habe vorausgesagt, was die Christen glauben, dafs die Welt durch Feuer untergehen werde. Dabei beruft er sich auch auf das Orakel des Persers Hystaspes [2]. Die apostolischen Konstitutionen beweisen durch Sibyllenorakel die Auferstehung. Augustinus beruft sich auf das Orakel einer Sibylle, die zur Zeit des trojanischen Krieges lebte und damals nicht nur Christum als Gottessohn verkündigte, sondern auch sein Leiden und Auferstehen voraussagte. Celsus nannte die Christen Sibyllisten.

Die Werkmeister der Kirche haben sich von den Juden eine Schriftensammlung angeeignet, welche von letzteren als wunderbar inspiriert bezeichnet wurde. Diese göttlich eingehauchte Schrift mit ihren Prophetensprüchen diente als Baustein für die Kirche. Jener Sammlung fügten die Werkmeister der Kirche eine zweite hinzu, die neutestamentliche, und behaupteten deren wunderbaren Ursprung durch Inspiration. Augustinus schreibt [3]: „Christus habe sowohl durch die Propheten als durch die Apostel geredet, auch die kanonischen Schriften eingegeben, weshalb dieselben das höchste Ansehen besitzen und von uns Glauben empfangen. In Hinsicht der sichtbaren Dinge glauben wir denen, welche sie gesehen, inbetreff der unsichtbaren Dinge glauben wir denen, welche in dieses unkörperliche Licht hineingeschaut."

Wie von den Juden die Propheten, so nahmen jene Werkmeister von den Heiden die Sibyllen für den Bau der Kirche in Anspruch, und konnten sich somit auf eine doppelte, durch das Wunder der Inspiration geheiligte Schriftensammlung berufen und behaupten, dafs die christliche mehr besitze als die heidnische, mithin nicht als verderblicher

*) In den acht Büchern der sibyllinischen Orakel stammt das meiste aus der Zeit Hadrians und der Antonine.

Aberglaube bezeichnet werden dürfe, wie solches z. B. von Tacitus geschehen war. Im freudigen Glauben an einen baldigen Sieg konnten vielmehr die Kirchenleiter sich auf die Weissagung einer inspirierten Sibylle berufen: „Isis, du unglückliche, allein wirst du an des Niles Wogen weilen, nirgends auf Erden wird man deiner gedenken. Stolzes Rom, vom Himmel wird das Verderben dich ereilen, wo du jetzt stehst, werden Füchse und Wölfe wohnen. Wo wird dein Palladium sein? Wo die Toten, deren leblose Schatten du verehrtest? Das Christentum wird siegen, es wird sein wie ein Tempel, der, den Himmel berührend, alle Völker umfafst."

Das Heidentum besafs aber nicht nur vergangenes Prophetentum, sondern auch ein stets gegenwärtiges, und wir haben den mächtigen Apparat des Orakelwesens kennen gelernt, auch gesehen, dafs der Neuplatonismus vorzugsweise die vielfältigen Wunder der Mantik, also die göttliche Inspiration, die Träume und sonstige Offenbarungen in Schutz nahm. Wir kennen die unabsehbare Schar heidnischer Orakelspender, die teils im Schatten der Tempel ihre Stimmen unter dem Schutz der Götter hören liefsen, teils im Gewande der vagabundierenden Priester das nach Offenbarung dürstende Publikum befriedigten*). Welchen Ersatz konnte das Christentum bieten, wenn es alle Orakel der Heiden als Trugwerk böser Dämonen verdammte?

Wir haben gesehen, inwiefern die Gräber der mit einem Kultus bedachten Märtyrer zu Orakelstätten wurden und müssen jetzt hinzufügen, dafs mannigfaltiges Orakelwesen auch aufserhalb des kirchlichen Kultus blühte.

In den Synoden der alten Kirche wähnte man das Wunder der Inspiration wirksam, wie in der Apostelsynode

*) Wanderpropheten der grofsen Mutter, sowie der Dea Syria und der Dea Coelestis machten ebenso gute Geschäfte, wie heute in Italien zahlreiche Kapuziner, die als Orakel für Lottonummern dienen. Die Magier, welche als Propheten auftraten, nennt der Codex Theodosianus IX, 16 Feinde des Menschengeschlechts.

Actorum 15. Basilius äufsert sich so über die Synode zu Nicäa 325, ebenso Isidor von Pelusium, während Eusebius im Leben Konstantins meint, dafs die mit Konstantin damals bei Tafel schmausenden Bischöfe ein Bild des Reiches Christi dargeboten hätten. — Wollte jemand auf eigene Hand sich ein Orakel verschaffen, so brauchte er nur die Bibel aufzuschlagen, wie früher den Virgil. Man hegte die Überzeugung, dafs die Lieblinge Gottes von letzterem wunderbare Erleuchtungen und Offenbarungen als Lohn ihrer Frömmigkeit empfingen, eine echt heidnische Anschauung. Ein solcher Gottesliebling war nach Eusebius Kaiser Konstantin. Die Anschläge der Feinde wurden von Gott seinem Diener Konstantin durch wunderbare Gesichte offenbart. Als er inbrünstig zu Gott betete, wurde er auch wohl einer Erscheinung Gottes gewürdigt. Konstantin that nur, was Gott seinem Geist eingab. Auf Eingebung Gottes liefs er ein Bild des durchbohrten Jesus anfertigen. Vom Geiste Gottes beseelt, liefs er in Jerusalem das heilige Kreuz herausgraben. Auf Eingebung Gottes reinigte er seine Residenz von allem Heidentum. Man sagte, wie Eusebius berichtet, es sei in der Person Konstantins ein unerhörtes Wunder erschienen, wie man solches seither niemals geschaut [4].

Vergleichen wir mit obigem einen Satz in einem Edikt des heidnischen Kaisers Maximinus. Er schreibt an Städte, die ihren Christenhafs erklärt hatten: Diesen heilbringenden Gedanken hat Jupiter, Schutzherr eurer Stadt, eurer Seele eingehaucht [5].

Als Propheten und Seher sehen wir in der alten Kirche viele auftreten, so wie das Heidentum aus der Heroenzeit sich z. B. eines Tiresias, eines Kalchas u. s. w. rühmte. Die Apostelgeschichte erwähnt Kap. 11 den Agabus. Die Kirchenlehrer behaupteten, dafs auch solche Wundergabe der Kirche dauernd verliehen sei. — Unter dem Klerus, noch mehr aber unter Einsiedlern und Mönchen, diesen Gottesliebhngen mit engelgleichem Leben, fanden sich Orakelspender, als solche zur Belohnung ausgerüstet. Theodosius,

der Kaiser, nahm nicht zu gotteslästerlichen und unerlaubten Wahrsagekünsten seine Zuflucht, sondern schickte zu dem in der Wüste Ägyptens weilenden Johannes, einem Diener Gottes, von dem er erfahren hatte, dafs er mit dem Geist der Weissagung begabt sei, und erhielt von ihm die Ankündigung eines sicheren Sieges. St. Severinus sagte dem Odoaker eine glänzende Zukunft voraus.

Schluss.

Zusammenfassung in Thesen.

Das Resultat seiner Untersuchung hat der Verfasser in folgenden thesenartig aufgestellten sechs Sätzen zusammengefafst:

1) Der in der alten Kirche (d. h. vom Ende des ersten Jahrhunderts bis Gregor Magnus) zur herrschenden Geistesmacht sich ausgestaltende Wunderglaube verlangt zu seiner Erklärung und Beurteilung die Kenntnis des gleichzeitigen heidnischen Wunderglaubens, sowie die Kenntnis der für ihre Ämter mitgebrachten Vorbildung der damaligen Kirchenleiter.

2) Der Wunderglaube in der alten Kirche umfafst, dem gleichzeitigen heidnischen entsprechend, zwei Kreise von „Wundern", indem die einen mit dem Kultus in Verbindung stehen, die anderen solchen Zusammenhang entbehren. Beim ersten Kreis handelt es sich um die Zauberkräfte von Kultushandlungen, um die mit der Apotheose zusammenhängenden und darauf beruhenden Wunder, um die Austreibung der Dämonen, sowie um die mit dem damals beginnenden Bilderkultus verbundenen „Wunder". Der zweite Kreis umfafst die von der damaligen Kirche nicht bezweifelten heidnischen, sowie die in der Bibel und in pseudepigraphischen Schriften berichteten „Wunder", ferner die „Wunder" des Kreuzeszeichens, der vielseitigen Mantik, so-

wie die „Wunder“ gewisser besonders begnadigter Menschen, Heilige genannt, von solchen im Erdenleben verrichtet.

3) Das Heidentum, den Wert der Religion hauptsächlich nach den mit ihr zusammenhängenden „Wundern“ schätzend, berief sich einerseits auf einen in der Vergangenheit abgeschlossenen Kreis von Wundern, betonte aber ebenso sehr beständig fliefsende Quellen kultischer und aufserkultischer „Wunder“. Wie nun die Kirche im Kampf mit dem Heidentum vergangene Wunder geltend machte (die biblischen), so berief sie sich ebenso auf die ihr eigentümlichen, stets und für immer fliefsenden Wunderquellen, und machte beide Arten dem Heidentum gegenüber geltend. Von der Thatsächlichkeit heidnischer „Wunder“ überzeugt, suchte die Kirche letztere als dämonische Thaten zu entwerten, dagegen Wert und Umfang ihrer eigenen „Wunder“ zu erheben. Die Kirche bot den Heiden einen Ersatz und ebnete den Weg von den geschlossenen Tempeln zu den mit altem Weihrauch und neuen „Wundern“ erfüllten Kirchen.

4) Die Kirchenleiter jener Periode, entweder aus heidnischen Schulen oder aus dem meist bildungsfeindlichen Asketenstande herkommend, für ihre Ämter mithin ungenügend oder gar nicht vorbereitet, teilten die mit Dämonenglauben, Zauberwahn und Menschenvergötterung verbundene heidnische Wunderanschauung und haben deshalb das Heidentum nicht überwunden, welches sich in den „Wundern“ der römischen Kirche bis heute fortsetzt.

5) Im Kampf der Wunder gegen Wunder zeigt sich bei Kirchenleitern genannter Periode naiver Wunderglaube, aber auch freiwillige und unfreiwillige Accommodation an die Neigung äufserlich christianisierter Massen, kritiklose Leichtgläubigkeit, Mangel an Sinn für geschichtliche Wirklichkeit, Mangel an Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, sogar frommer Trug in tendenziöser Erfindung. Auch

letztere ward der Wundersucht von manchen Kirchenleitern dargeboten, um der Erbauung zu dienen und kirchliches Ansehen zu fördern.

6) Wenn die zarte Pflanze wahren Christentums in jener von der Stickluft heidnischer Wundersucht und unlauteren Wunderwahns erfüllten Periode nicht völlig erstarb, so könnte diese Thatsache als das einzige und wirkliche Wunder jener Zeit bezeichnet werden.

Anmerkungen.

I. Teil: Wunderglaube im Heidentum.

Erstes Kapitel.

1) Siehe Ovid, Fasti V, 551; I, 722; VI, 37. Virgil, Äneis I, 229 u. 415; III, 437. Horaz, Oden I, 19 u. 17. 2) Euripides, Hippolyt. Virgil, Georgikon IV, 536. Euripides, Bakchosfest. Herodot I, 86—89. Mommsen, Römische Geschichte I, 181. 3) Diodor V. Euripides, Medea. Diodor X, 35 u. VIII, 31. Properz, Eleg V. Aristides, Heilige Reden II, 17. Ovid, Fasti IV. Properz IV, 5 u. V, I. Minucius Felix, Kap. VII. 4) Sophokles, Trachinierinnen. Euripides, Hippolyt. Diodor X, 54. Pausanias IX, 30. — Einige andere bezeichnende Stellen fügen wir hinzu:

Entehrte Götter rächen sich. (Horaz, Oden II, 6.)

Artemis rächt eine Vernachlässigung, Diodor VIII, 47. Orest bei Äschylos droht seinem vergöttlichten Vater:

Sonst aber bleibest du beim Totenfeste
Von deines Landes Opfern ungeehrt.

Als sich in Rom die Nachricht von einer gefährlichen Krankheit des edlen Germanicus verbreitete, bewarfen Volksmassen die Tempel mit Steinen, stürzten Altäre um und warfen Larenfiguren zur Erde. Sueton, Caligula V.

Denn wenn ein Land in traurige Verödung sinkt,
Krankt aller Dienst der Götter, niemand ehrt sie mehr.

So spricht Poseidon im Orest des Euripides.

Doch, so ein sterblicher Mann, durch Kraft und Stärke verleitet,
Dich nicht ehrt, dann bleibt dir hinfort auch Rache beständig.

So Homer, Odyssee XIII, 142. Als Königin Stratonike der Artemis keinen Tempel baute, sandte letztere ihr Krankheit. Dagegen bei Pindar:

Festliche Opfer stiftend erfreuten sie den Zeus und seine speerbewaffnete Tochter.

Als Lohn für Kultus geschieht Eingreifen der Götter, und

Was Zeus beschloſs, das führt er auch zum Ziel.

So Äschylos im Prometheus.

Zweites Kapitel.

1) Livius X, 12. Sueton, Cäsar 39 u. 44. Ovid, Fasti V, 550. Livius IV, 25. Sueton, Oktavian 31. Äneis VI, 69. Ovid, Fasti I, 640 ff. und II, 500 ff. Cicero de div. I, 17. 2) Beinamen griechischer Gottheiten zahlreich bei Pausanias, sowie bei Pindar und den Tragikern. 3) Über Prädikate römischer Gottheiten siehe Preller, Römische Mythologie. Über die Venus im Verhältnis zum Kaiserreich Ovid, Fasti IV, 1—163. Lucretius, de rerum natura I, 6. Über Dea Coelestis Preller, Römische Mythologie II, 407. Über Fortuna Preller II, 179 ff. 4) Über Prädikate männlicher Gottheiten der Hellenen zu vergleichen, auſser der erwähnten Schrift des Pausanias, auch Preller, Griechische Mythologie. Über die römischen Heilgötter Preller, Römische Mythologie, daselbst über Apollo Teil I, 302; II, 234. Über Äskulap Teil I, 151; II, 240 ff. Über Jupiter Teil I, 184 ff. — In Hinsicht des Symmachus siehe Hase, Kirchengeschichte I, 453 u. 519. — Ovid, Fasti I, 85; V, 43. Virgil, Äneis I, 279. Pindar:

Apollo, der in schwerer Krankheit Heilmittel Männern und Frauen gewährt,

5) Über die Salier Livius I, 20 sowie Preller I, 21; 125 ff.; 153. Von den Arvales ausführlich derselbe I, 43; II, 228 ff. Das Wunder der Claudia berichtet Ovid, Fasti IV, 247 ff. Pausanias I, 3. Livius Andronicus siehe Livius 27, 37. Preller II, 29 ff. Herkules, den die Hellenen in ihren Gesängen feiern (Lucian).

Vernehmt auch mein Gebet und dann beginnt
Die heilige Hymne, die den Göttern teuer,
Singt der Hellenen Opfersang. (Äschylos, Sieben gegen Theben.)

Rufen sie, Bakchos, dich an mit fröhlichen Liedern zur Ehre.
(Virgil, Georgicon II, 388.)

Hymnen auf wundermächtige Götter auch bei hellenischen Tragikern. Bei Statius, Thebais, siehe Hymne, S. 86. Sogar auf den „Gott“ Caligula sang man Hymnen. Sueton, Caligula 6 Hymnen auf die Magna Mater erwähnt Dionys von Halicarnaſs II, 67. 6) Ovid IV, 247. Pausanias I, 3. Über die Isis Plutarch. Delia sagt bei Tibull:

Goldene Ceres, ein Kranz von Ähren des eigenen Feldes
Schmückend des Tempels Thür, sei dir zur Gabe geweiht.

Juvenal II, 87. Äschylos, Schutzflehende. Pausanias über Epidauros. Ovid, Fasti III, 268. Juvenal XII, 27. Horaz, Oden I, 5. Diodor IX, 10. Äneis, Ascan. vot. Pausanias, Delphi. Tacitus XV, 45.

Drittes Kapitel.

1) Cicero, de div. II, 28; II, 12 u. 33. Cicero, de nat. Deorum III, 4. Cicero, de div. II, 55 u. 72. Über Präneste Preller, Römische Mythologie. Cicero, de div. II, 41. Cicero, pro Mil. und in Catil. III, 8. 2) Polybios VI, 56. Cicero, de nat. Deorum III, 17 u. I, 22. Horaz, Sat. II. Mommsen IV, 2. Lucrez, de nat. rerum I, 79. Strabo I, 2. Augustin, de civ. Dei IV, 30; VI, 2, 10; VII, 5, 6, 23. Über Cäsar bei Sueton. Lucrez I, 79. 3) Über Augustus Livius IV, 20. Sueton, Octavian 26—28 u. 101. Plutarch, Numa 4 u. 8. Arrian VI, 29. Curtius, Alex. VII, 40. Plutarch, Romulus 27. Pausanias VIII, 2. Lucian, Lügenfreund. Pausanias VI, 26. Lucian, wie man Geschichte schreibt. Tacitus, Ann. III, 61. Plutarch, Numa 4 u. 15. 4) Plutarch, Romulus 12. Arrian VI, 30; I, 11; Curtius III, 3; I, 30. Pausanias III, 2; IX, 41; VIII, 32. Diodor 5, 12. Herodot IV, 82; II, 73 u. 54; I, 182.

Viertes Kapitel.

1) Pausanias VIII, 8 u. 2; IX, 21, 29, 30; II, 29; I, 3. Minucius Felix, Octavius, Kap. 6, 7, 8. Cicero, de div. I, 56. Diodor, I. Buch seiner Geschichtsbibliothek. Was die Tradition an Wundern überlieferte, zeigt z. B. Juvenal XIII, 65 ff. Er erwähnt Beispiele der seltensten Art, Steinregen, Fische beim Pflügen gefunden. Von Jul. Obsequens besitzen wir eine Sammlung solcher prodigia, portenta, monstra, meist Livius entlehnt. Was noch im fünften Jahrhundert n. Chr. dem Gedächtnis geläufig war, zeigt Augustinus. Er führt einige Wunder der Heiden an und zweifelt nicht an deren Realität: Die von Äneas gebrachten Bilder der Penaten wanderten von Ort zu Ort, die Schlange des Äskulap folgte letzterem von Epidauros nach Rom, das Schiff, auf dem die grofse Mutter nach Rom kam, wurde durch die Claudia bei seiner Ankunft im Tiber in Bewegung gesetzt, zum Beweis ihrer Keuschheit, und zu demselben Zweck trug eine Vestalin Wasser in einem Sieb. Augustin, de civ. Dei X, 16. Herodot liefs sich von Priestern Wunder erzählen, Pausanias von den Führern bei Tempeln, den sogenannten Exegeten. Celsus führt nach der Tradition Wunder an. Philostratus im Leben des Apollonios beruft sich auf die Tradition. Sueton ebenso. 2) Dio Cassius 137, auch bei Ovid und Clemens Alexandrinus Äneis III, 408. Preller, Römische Mythologie. Plutarch, Numa 9. — Preller, Römische Mythologie, über Sagenschreiber. Diodor IX, 72 u. X, 10. 3) Pausanias IX, 10; II, 31; IX, 12. Über den Tempel

der Juno Lacinia und über die heutige Madonna daselbst Trede, Heidentum. Über Delphi und seine Wunder Pausanias. Diodor IV, 31. Obgleich der Tempel der Diana zu Ephesus niederbrannte, blieb das Götterbild unzerstört, Plinius XVI, 79. Ein Bild des Tiberius erlebte dasselbe Wunder. Tacitus Ann. IV, 64. 4) Ovid Fasti IV, 203. Pindar, Nem. Siegesges. VI u. V.

Fünftes Kapitel.

1) Ovid, Fasti II, 35, sowie V, 677 ff. Einen Reinigungsbrauch erwähnt Juvenal II, 158: Brennender Schwefel ward um die betreffende Person herumgetragen und letztere mittels eines Lorbeerzweigs mit Wasser besprengt. Derselbe beschreibt XIII, 230 die Angst eines Kranken, der nicht weifs, welche magische Sühnung er wählen soll. In der sechsten Satire 520 ff. erfahren wir von harten Sühnmitteln, welche Isis ihren Eingeweihten auflegte, die z. B. das Marsfeld auf den Knieen durchkrochen. Diese magisch wirkende Sühne ist noch heute in vielen Madonnenkirchen Italiens üblich, wobei man den Boden leckt. Die Priester, welche noch heute solches anraten, tragen die Tonsur wie die Isispriester, die Juvenal calvus grex, glatzige Herde, nennt. Ovid, Fasti II, 19 ff. redet von den Sühnmitteln, Februa genannt. Im Mithrasdienst hatten die Eingeweihten magische, von den Christen entlehnte Bräuche. 2) Ovid, Fasti VI, 137; II, 147. Äschylos, Agamemnon. Odyssee XXII, 494. Statius, Thebais IV, 415. Sühnung der Bona Dea Juvenal II, 85. Die Priester der Göttin Cotytto hiefsen Bapten, weil bei den Mysterien jener aus Asien nach Athen importierten Gottheit Waschungen stattfanden. Wunderquellen: Pausanias II, 17, 9, 38, 321, 116; III, 24; IV, 36; I, 28. Eine Quelle des Äskulap heilte Blinde, siehe Aristides, heilige Reden 18. Andere Wunderquellen Pausanias I, 28; II, 116 u. IV, 36; VIII, 19; VII, 21. Im heutigen Indien ist Nasik im Hochland Dekkan ein berühmter Wallfahrtsort. Ein Strom fliefst an Nasik vorüber und bietet den Gläubigen sein Zauberwasser, welches von aller Sünde reinigt. Die Badende ist im stande, nicht nur sich selbst, sondern auch seine Vorfahren durch dies Wunderwasser zu reinigen. Wunderquellen sind in Italien bei vielen Kirchen der Madonna, teils von ihr selbst geschaffen, teils vom Papst zauberkräftig gemacht. Preller, Römische Mythologie II, 128. 3) Äneis II, 718. Über den Lorbeer Juvenal X, 75. Äneis XI, 512. Lorbeer galt in Rom als Laub der Sühne, des Heils, des Glücks. Die Hausgötter hatten seine Zweige als Schmuck, Seher und Seherinnen kauten seine Blätter, Tiberius trug einen Lorbeerkranz als Blitzableiter. Sueton, Tiberius 69. Ovid V, 672 ff. beschreibt eine Merkurquelle. Äneas im Numicius siehe Äneis VII, 150. 4) Ovid II, 543 ff. Äneis III, 65 ff. Ovid V, 421 ff. Statius, Thebais IV, 406 ff. Horaz, Satiren I, 8. Livius XXVI, 13. Preller, Römische Mythologie II, 96.

Augustin, de civ. Dei VIII, 26. Preller, Römische Mythologie II, 79. Plinius, hist. nat. 28, 10. Preller, Römische Mythologie I, 124. Otho suchte die Manen seines Vorgängers Galba zu begütigen, denn letzterer erschreckte ihn. Sueton, Otho VII. 5) Blitzsühne, Ovid, Fasti III, 334 u. 290. Lucanus I, 529. Plinius, hist. nat. XXVIII, 19. Preller, Römische Mythologie I, 154 u. 194. Ovid, Fasti III, 320 ff. Über die Theurgie und Goëtik der Neuplatoniker Augustin, de civ. Dei X, 9. Wunderstatuen siehe Augustin, de civ. Dei VIII, 23—26. Euripides Iphigenia Taurica. Sueton, Caligula XIII. Pausanias VI, 11. Sueton, Nero 56. Livius II, 40. Dionysius von Halicarnafs VIII, 55. Augustin, de civ. Dei IV, 19. Preller, Römische Mythologie II, 193 u. 186. Aurelius Victor XVII. Juvenal X, 55 u. 75. Über Feldzeichen Sueton, Claudius 13. Dianabild, Apostelgeschichte 19. Schultze, Untergang des Heidentums I, 262. — Palilien, siehe Ovid, Fasti IV, 640 u. 721. Derselbe I, 667. Virgil, Georgicon I, 45. Äneis VI, 230; IV, 338 ff. Livius XXI, 62; XXXV, 9; XLII, 20. Lupercalien II, 424. Sueton, Titus 8. Taurobolien, siehe Prudentius, Hymnen X. Tertullian, apol. 9. Preller, Römische Mythologie II, 390. Exorcismus, Preller, Römische Mythologie I, 425.

Sechstes Kapitel.

1) Cicero, de div. VII, 12, 17. Lituus des Romulus, Schleifstein des Augurs Naevius I, 18. Sibyllen I, 20. Träume I, 37, 39—43 behandelt die Tradition. I, 38, Beweis. — I, 51, Theorie der Träume. I, 53, Servius Tullius. — I, 54, Daimonion des Sokrates. — Hierüber Plato im Theagenes. 2) Sibyllen, Virgil Äneis VI. Preller, Römische Mythologie. Arrian. Curtius. Über unmittelbare Offenbarung Herodot VIII, 37. Vellejus Paterculus I, 4. Plutarch, Themistokles. Juvenal XI, 112. Ovid II, 440. Pausanias XI, 37. 3) Mittelbare Offenbarung. Augustin, de civ. Dei XXI, 8. Preller, Römische Mythologie. Herodot VII, 112. Sueton, Galba 1. Aurelius Victor XL, 41. Arrian. Curtius. Plutarch, Alexander Magnus. Pausanias IV, 13. Über Antium Preller, Römische Mythologie. Arrian I, 4. Lucian. Alexander Abonoteichos. Sueton, Octavian 31. Minucius Felix, Kap. 26. Sueton, Über Unglauben Cäsars, Kap. 54. Cicero, de div. I, 58. Statius, Thebais IV, 420—645. Homer, Odyssee. Über den lacus Avernus Virgil, Äneis VI und Preller, Römische Mythologie II, 74. Mantik bei den Neuplatonikern, Jamblichus de mysteriis Sect. III, cap. 1 u. 12. Porphyrius, de abstinentia II, 38 u. 41.

Siebentes Kapitel.

1) Preller, Griechische Mythologie, Abschnitt Heroen. Vellejus Paterculus I, 4. Diodor, Buch IV. Euripides, Bakchosfest. Pindar,

Olympischer 13 und Nemeischer Siegesgesang 1. Pindar, Pythischer Siegesgesang 10. Ovid, Fasti IV, 858. Äneis I, 33. Ovid, Fasti IV, 57. Pindar, Olympischer Siegesgesang 6. Diodor II, 4. Ovid VI, 635. Preller, Römische Mythologie. Über Romulus Ovid, Fasti II, 496 sowie Plutarch, Romulus. Ovid II, 503. Sueton, Cäsar 78. Herodot VII, 37. 2) Diodor IV, 22. Pausanias VI, 6. Ovid, Metamorphosen, Hercules' Apotheose. Plutarch, Leben Alexanders. Arrian. Curtius. Über Orpheus, Diodor. Über Pythagoras, Jamblichus. Über Apollonios von Tyana, Philostratus. Über Delphi, Pausanias. Ferner Euripides, Ion und Sophokles, König Oedipus. Über Bakchos siehe Euripides, Bakchosfest. Sein Zug durch Indien Arrian V, I—3 und bei Curtius Über Wunder des Pythagoras siehe Jamblichus, vita Pythagorae, cap. 28 u. 13. Arrian, Anabasis V, 1 u. 2. Euripides, Bakchosfest. 3) Über Äskulap Pindar, dritter pythischer Siegesgesang. Preller, Römische Mythologie. Pausanias, über denselben II, 26 u. 27. Minucius Felix, cap. 11. Über Isis Diodor. Über Ceres Ovid IV, 400. Plutarch, Romulus 28. Dio Cassius 79, cap. 18. 4) Ovid, Fasti II, 504. Über Äneas Aurelius Victor, Ursprünge 14. Sueton, Octavian 96. Statius IV, 1—125. Philostratus, Vita Apollonii IV, 45. Über die Mysterien Réville, Religion unter den Severern, S. 177. Über Attis Preller, Römische Mythologie, auch Lactanz, inst. I, 21 und Minucius Felix, cap. 22. 5) Minucius Felix 7. Apostelgeschichte, Kap. 14. Diodor I, 66. Pausanias IX, 35, über Delphi VIII, 10. Aristides, Heilige Reden XXIV und VII. Sueton, Nero 1. Pausanias V, 75. Herodot I, 60. Herodot VIII, 37. Heroen helfen sichtbar. I, 23 Arion, Rettungswunder. Preller, Römische Mythologie II, 82. Friedländer, Sittengeschichte Roms III, 438. Diodor VII, 81 über Samothrake. Erscheinung der Athene Pausanias IX, 34. 6) Herodot I, 60. Über Antinous Origenes contra Celsum III. Pausanias VIII, 9. Reliquien Pausanias V, 13; IX, 38. Über Serapis und Bona Dea Preller, Römische Mythologie. Über Äskulap Pausanias II, 27 und Aristides, Heilige Reden XXIV. Strafwunder siehe Pausanias VII, 19; X, 32; VIII, 47. Äneis VI, 570 u. 605; VII, 324.

Achtes Kapitel.

1) Augustin, de civ. Dei II. Plutarch, Antonius. Vellejus Paterculus. Aurelius Victor I und V, 16. Augustin, de civ. Dei XXII, 6. Ovid, Fasti III, 103. Augustin, de civ. Dei IV, 27. Ovid, Fasti III, 157. Sueton, Cäsar, Schlufs. Quintus von Smyrna III, 700. Statius, Thebais VII, 118 u. 810 (wunderbare Finsternis). Virgil Georgicon I, 470 ff. Ovid, Metamorphosen, Schlufs. 2) Cicero, de leg. II, 9 und de consulatione. Aurelius Victor, Kaisergeschichte 40. Horaz, Oden I, 12; III, 3, 5; IV, 5. Martial I, 17; IV, 3; VI, 7 u. 10; VII, 40,

56, 60, 74, 99; VIII, 4 u. 65, 82; IX, 2; VIII, 62. Plutarch, Alexander. Auch Arrian, Properz, Vellejus Paterculus, Sueton. Äneis II, 170. Augustin de civ. Dei XXII, 6. 3) Pausanias II, 37. Sueton, Vespasian. Minucius Felix. Juvenal, Satire XIII, 46 u. V, 1. Minucius Felix 7. Celsus bei Origenes. Minucius Felix 6. Properz V, 2. Juvenal III, 58; X, 173. Aurelius Victor 3. Juvenal III, 76. Augustin, de civ. Dei XXI, 8. Sueton, Cäsar 94. Apulejus, Metamorphosen 20. Sueton, Nero 16. Minucius Felix 9. 4) Juvenal VI, 545. Martial XII, 57. Minucius Felix 10. Herodot III, 155. 2 Makkabäer 1, 19—22; 2, 22—32; 3, 24 u. 39—40; 5, 1—3 u. 19; 10, 29; 11, 8. Pausanias X, 12. Über die Isis Persius, Satiren. Diodor I, 27. Juvenal V, 38; VI; VII, 29. Sueton, Otho XII. Apulejus, Metamorphosen XI, 15. Über die Isis ferner: Tertullian, apol. 6. Tacitus, Annalen II, 85. Carracalla und A. Severus förderten ihren Kultus nach Lampridius 26. Über die grofse Mutter Ovid, Fasti IV, 268 ff. Arnobius, adv. gentes V, 5—7. Lucian, Dea Syria. Über Mithras Lucian, Götterversammlung. Plutarch, Artaxerxes 4. Nach Plutarch, de Iside et Osiride, hiefs Mithras der Mittler. Statius, Thebais I, 719. Origenes contra Celsum VI, 22.

Neuntes Kapitel.

1) Die babylonischen Magier waren besonders in einzelnen Städten konzentriert. Plinius, hist. nat. VI, 25. Strabo 16, 1. 4 Mos. 24, 3. 15: So sprach Bileam, Sohn Beors! 4 Mos. 34, 4. Deut. 18, 10: Unter dir soll kein Kosem gefunden werden. 1 Sam. 15, 23. Ez. 13, 23. 2 Kön. 17, 17. Jer. 14, 14. Jes. 3, 2. 2) Apoll. Argon. III. 3) Pausanias II, 12. Horaz, Satire VI, 576. Horaz, Oden I, 11. 4) Properz V, 2. Sueton, Augustin 31. 5) Juvenal VI, 134, 610. Properz 424. 6) Herodian 4, 12. Sch. 381. 7) Josephus, ant. 8, 2. Justin, Dialogus cum Tryphone 85. Vgl. auch Actorum 19. Juvenal VI, 543.

II. Teil: Wunderglaube in der alten Kirche.

Erstes Kapitel.

1) Doctrina Christ. IV.

Zweites Kapitel.

1) Pausanias IX, 30. Gies. I, 30. 2) Origenes contra Celsum 2, 3, 6. 3) Const. Apost. 8, 29. 4) Augustin, de civ. Dei II, 10; X, 16. 5) Epistel 119.

Drittes Kapitel.

1) Josephus, Antiqu. 20, 7. 2) Apost. Constit. VI, 8.

Viertes Kapitel.

1) Gies. I, 310. cor. mil. 3. 16, 19. 2) Justin I, 18, 19.

Fünftes Kapitel.

1) Apost. Const. 2, 62; 5, 16. 2) Augustin, de civ. Dei X, 22. 3) De civ. Dei II, 80; II, 25. 4) De civ. Dei XV, 23. 5) Apok. Joh. 9, 20. Justin I. Apol. 17. 6) 2 Thess. 2, 9—10. 7) Matth. 24, 24. 8) Justin II, 5. 9) Eusebius, Kirchengeschichte IX, 10. De. m. 46. Leben Konstantins I, 36; II, 11; III, 57. 10) Augustin, de civ. Dei VII, 33; VIII, 19; XVIII, 22; X, 14—17, 21, 32; XXI, 10. Pseudo-Clem. VIII, 18. 11) De civ. Dei IV, 10. 12) Adv. Haer. II, 20. Augustin, de civ. Dei VIII, 26; VI, 3, 4; IV, 27, 31; VI, 10; VIII, 23, 26. 13) Justin I, 26, 56.

Sechstes Kapitel.

1) Justin, I. Apol. 21, 22, 54. 2) Vita Const. I, 1. 3) Eusebius, Kirchengeschichte X, 4, 9. Vita Const. I, 10. 4) Vita Const. III, 11; II, 2; I, 9; III, 43; IX, 9, 8; II, 6. 5) Vita Const. IV, 48. 6) Paulinus, Epist. 31. Cyril, Katech. IV, 10. 7) Kirchengeschichte IX, 9. Vita Const. IV, 5; I, 31; II, 55; III, 49. 8) Augustin, de civ. Dei III, 32. 9) Eusebius, Kirchengeschichte VI, 9; IV, 7. 10) Homilie 54. 11) Cyrill, Katech. XIII, 3, 40, 46. Lactanz IV, 27. Chrysost. Hom. 88; 11, 54. Aug. Hom. 20. 12) Gregor, Dialoge 3, 6; 2, 3; 3, 7.

Siebentes Kapitel.

1) Eusebius, Vita Const. I, 22. 2) Gregor, Epist. VIII, 10; IX, 105; XI, 13.

Achtes Kapitel.

1) Kirchengeschichte V, 36. 2) Vita Const. IV, 73. 3) Theodoret, Kirchengeschichte I, 23. 4) Chrysost., Hom. in Matth. 8. 5) Athanasius, Vita Antonii 34, 38. 6) Theodoret, Kirchengeschichte III, 19. 7) Theodoret, Kirchengeschichte IV, 18.

Neuntes Kapitel.

1) Cyrill, Katech. V, 10. 2) Augustin, de civ. Dei X, 8, 16, 21. 3) Augustin, de civ. Dei XII, 24, 27, 28, 29, 30, 32; XVII, 6, 71. 4) Augustin, de civ. Dei XII, 32, 34. Justin, Apol. I, 22. 5) Eusebius, Vita Const. I, 27. 6) Vita Const. I, 29, 32, 47; II, 6, 12. 7) Vita Const. III, 57.

Zehntes Kapitel.

1) Vita Const. II, 5; I, 27. 2) Apol. XXI. 3) Vita Const. III, 28; I, 38.

Elftes Kapitel.

1) De civ. Dei X, 16, 18. 2) Clemens, Stromateis VI, 5. Lactanz, Instit. VII, 15. 3) De civ. Dei X, 3. 4) Vita Const. I, 47; II, 12, 14; III, 5, 27, 48; II, 22. 5) Eusebius, Kirchengeschichte IX, 7.

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT 15023
202 Main Library

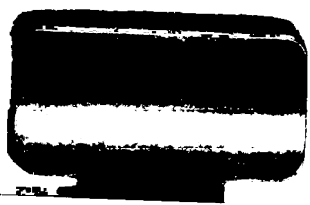
LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

LIBRARY USE ONLY
JUN 25 1986
CIRCULATION DEPT.

FORM NO. DD6,
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

816622 BL490
T8

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY